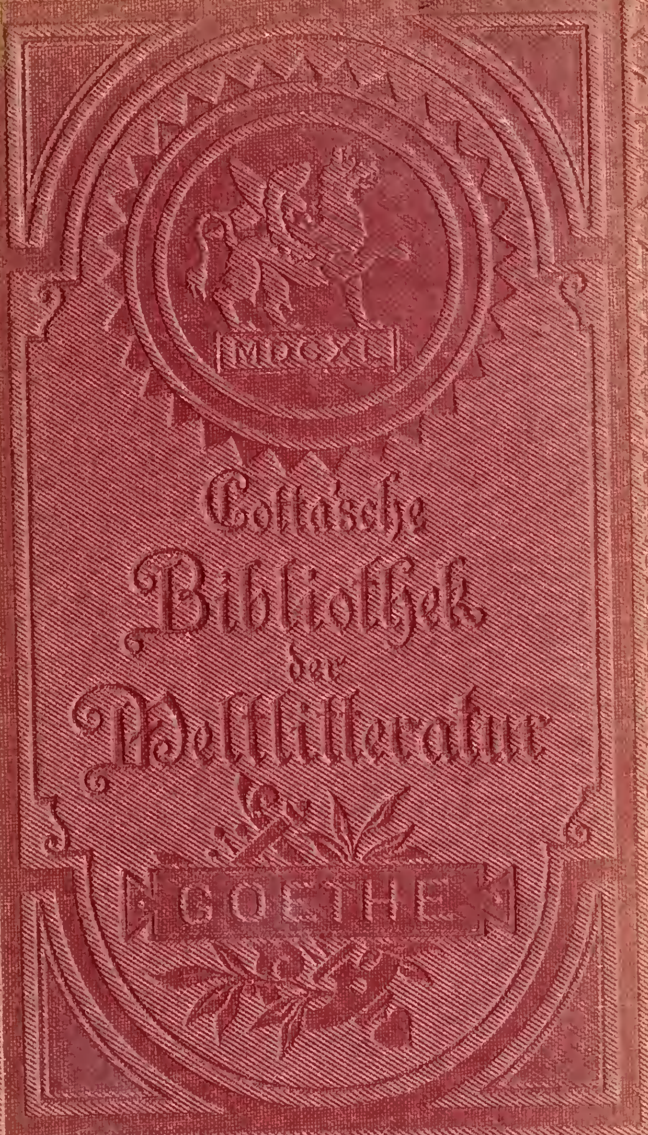
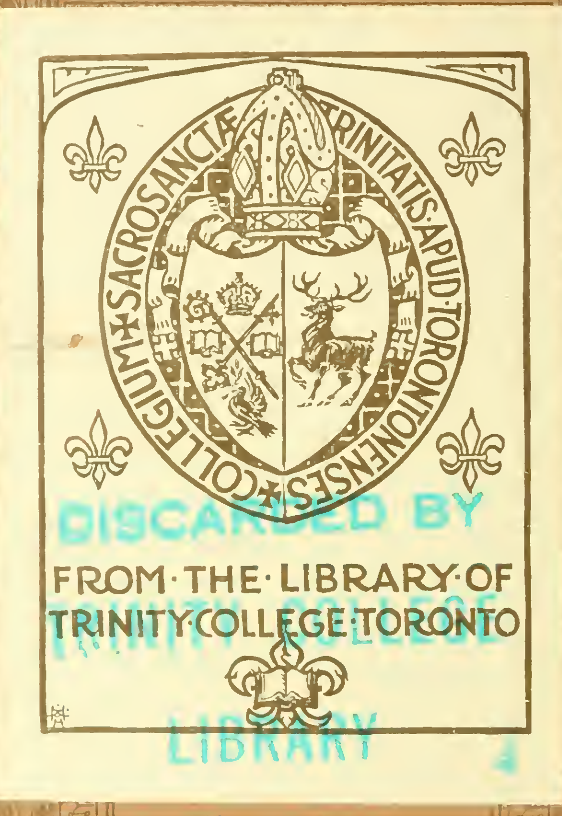
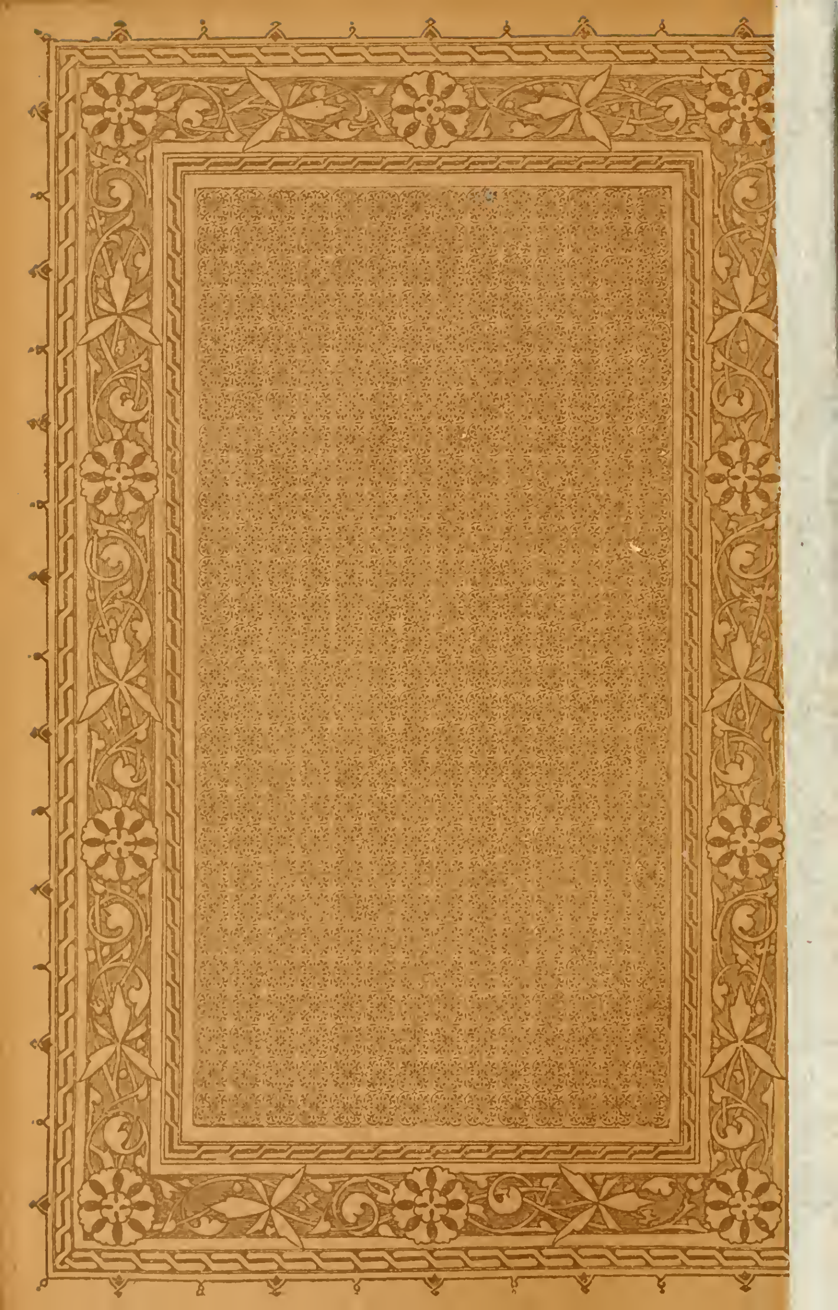

MDCXL
Cotta'sche
Bibliothek
der
Weltlitteratur
GOETHE


SACROSANCTÆ·TRINITATIS·APUD·TORONTONENSES·COLLEGIUM
DISCARDED BY
FROM·THE·LIBRARY·OF
TRINITY·COLLEGE·TORONTO
TRINITY COLLEGE
LIBRARY

Goethe.





Goethes
sämtliche Werke.

Neu durchgesehene und ergänzte Ausgabe

in sechsunddreißig Bänden.

Mit Einleitungen von Karl Goedeke.

Vierzehnter Band.

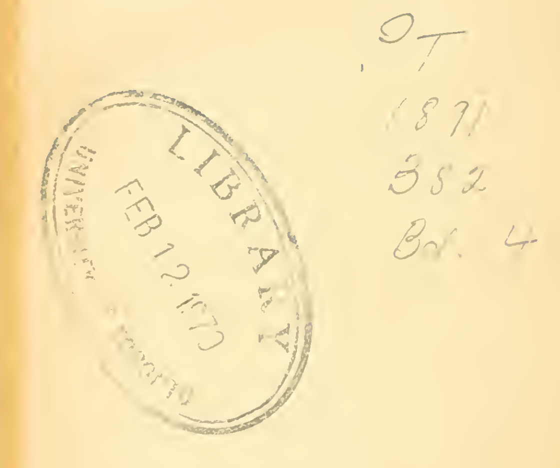
Inhalt:

Götz von Berlichingen. — Die Mitschuldigen. — Theater und dramatische Poesie.



Stuttgart.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung. | Gebrüder Kröner, Verlagshandlung.



Druck von Gebrüder Kröner in Stuttgart.

Einleitung.

Götz von Berlichingen.

Eine Umarbeitung des Götz von Berlichingen für das Theater begann Goethe im Jahre 1803 und führte sie im nächsten Jahre so weit, daß die Aufführung am 22. September stattfinden konnte. Das Stück spielte sechs Stunden und mußte deshalb abgekürzt werden. In dieser Gestalt, wie sie nun gedruckt vorliegt, wurde Götz zuerst am 8. Dezember 1804 gegeben. Später teilte Goethe das Schauspiel in zwei Stücke; das erste ‚Adelbert von Weislingen, Ritterschauspiel in vier Aufzügen‘, erschien am 23. Dezember 1809, und das andere, ‚Götz von Berlichingen, Ritterschauspiel in fünf Aufzügen‘, am zweiten Weihnachtstage desselben Jahres. Nach wiederholten Umgestaltungen kehrte Goethe zu der gedruckt vorliegenden Redaktion zurück, die an seinem letzten Geburtstage, 28. August 1831, in Weimar auf die Bühne kam und dort die herrschende geblieben ist. Goethe glaubte (in einem Briefe an Rochlitz, 11. September 1811), die Umarbeitung könne nur durch den theatralischen Zweck entschuldigt werden und könne auch nur insofern gelten, als durch die sinnliche Gegenwart der Bühne und des Schauspiels dasjenige ersetzt werde, was dem Stücke von einer andern Seite habe entzogen werden müssen. ‚Da ich also überzeugt bin, daß beim Lesen niemand leicht die neue Arbeit billigen werde, weil nicht zu verlangen ist, daß der Lesende die mangelnde Darstellung sich vollkommen suppliere; so habe ich bisher gezaudert, diese Bearbeitung drucken zu lassen, ja selbst meine nächsten hiesigen Freunde, die das Manuskript zu sehen verlangten, an die Vorstellung verwiesen, von der sie denn nicht ganz unzufrieden zurückkehrten.‘ Gedruckt erschien die Bühnenbearbeitung zuerst im zweiten Bande der nachgelassenen Werke 1833. Ueber das Verhältnis der verschiedenen Bearbeitungen unter einander hat O. Schade im fünften

Bande des weimarischen Jahrbuches genaue Rechenschaft gegeben, doch ohne sich auf die Gründe der wiederholten Veränderungen einzulassen. Die Entwicklung derselben, die nicht ohne weitläufiges Detail geschehen kann, würde für Goethes damalige Stellung zum Theater und für die praktische Anwendung seiner Idealtheorie auf charakteristische Poesie sehr lehrreich sein. Das opernartige Element, das er hineintrug, bevorzugte er nicht bloß hier. Er schlug dasselbe, nur entschiedener, Iffland auch in Bezug auf Tankred vor, gesungene Chöre in den Zwischenakten.

Unter den kleinen Aufsätzen über Theater und dramatische Poesie ist der ‚Shakespeare und kein Ende‘ betitelte der bedeutendste. Goethe stellt ihn als Dichter überhaupt sehr hoch, charakterisiert seinen Unterschied von den Alten und spricht ihm die Eigenschaft eines Theaterdichters für unsre Zeit ab. Die Gründe muß man im Aufsatze selbst nachsehen. Später ist das Verhältnis fast umgekehrt worden; man erkannte in Shakespeare den vollendeten Theaterdichter, freilich nur seiner Zeit, und hat aus dieser Eigenschaft seine Stärken und Schwächen abgeleitet. Die Praxis hat sich auf Goethes Seite gestellt; ohne Umarbeitung glauben die Bühnenkundigen gegenwärtig kein Shakespearesches Stück mehr geben zu können.

K. Goedeke.

* * *

Auf Seite 107—160 bringen wir eine, von der im VI. Bande veröffentlichten, abweichende Bearbeitung der ‚Mitschuldigen‘ zum Abdruck. Dieselbe ist im Jahr 1769 in Frankfurt entstanden. Die Handschrift dieser zweitältesten Redaktion — in der ältesten ist das Werk in einen Akt zusammengedrängt —, einst von Goethe an Friederike Brion geschenkt, befand sich im Besitz Salomon Hirzels und ward erstmals durch M. Bernays im I. Band des ‚Jungen Goethe‘ mitgeteilt.

Götz von Berlichingen

mit der eisernen Hand.

Schauspiel in fünf Aufzügen.

(Für die Bühne bearbeitet.)

Personen.

Kaiser Maximilian.
Götz von Berlichingen.
Elisabeth, seine Frau.
Marie, seine Schwester.
Karl, sein Sohn.
Der Bischof von Bamberg.
Adelbert von Weislingen.
Adelheid von Walldorf.
Franz von Sickingen.
Hans von Selbitz.
Bruder Martin.
Franz, Edelknappe des von Weislingen.
Georg, Faud, Peter, Knappen des Berlichingen.
Der Hauptmann der Reichstruppen.
Edler von Blinzkopf.
Franz Lerse.
Max Stumpf.
Kaiserlicher Rat.
Ratsherren von Heilbronn.
Gerichtsdiener.
Zwei Nürnberger Kaufleute.
Sievers, Metzler, Link, Kohl, Anführer der aufrührischen Bauern.
Der Wirt einer Schenke.
Ein Unbekannter.
Vier Boten der Feme.
Bischöfliche Reiter.
Reichsknechte.
Reisige von Berlichingen.
Der Zigeunerhauptmann.
Die Altmutter.
Die Tochter.
Ein Knabe.
Mehrere Zigeuner.
Maskengefolge der Adelheid.
Frauen und Hausgenossen auf Jaxthausen

Erster Aufzug.

Herberge.

1. Auftritt.

Metzler. Sievers. Zwei Bambergische Knechte. Der Wirt. Dann Faud und Peter.

Sievers. Hänsel, noch ein Glas Branntwein! und meß christlich!

Wirt. Du bist der Nimmersatt!

Metzler (zu Sievers). Erzähl' das noch einmal vom Berlichingen! Die Bamberger dort ärgern sich, sie möchten schwarz werden.

Sievers. Bamberger? Was thun die hier?

Metzler. Der Weislingen ist oben auf dem Schloß beim Herrn Grafen schon zwei Tage; dem haben sie das Geleit gegeben. Ich weiß nicht, woher er kommt. Sie warten auf ihn, er geht zurück nach Bamberg.

Sievers. Wer ist der Weislingen?

Metzler. Des Bischofs rechte Hand, ein gewaltiger Herr, der dem Götz auch auf den Dienst lauert.

Sievers. Er mag sich in acht nehmen.

Metzler. Ich bitte dich, erzähl's doch noch einmal! (Vorsätzlich laut.) Seit wann hat denn der Götz wieder Händel mit dem Bischof von Bamberg? Es hieß ja, alles wäre vertragen und geschlichtet.

Sievers. Ja, vertrag du mit den Pfaffen! Wie der Bischof sah, er richtet nichts aus und zieht immer den Kürzern, kroch er zum Kreuz und war geschäftig, daß der Vergleich zustand käme. Und der getreuherzige Berlichingen gab unerhört nach, wie er immer thut, wenn er im Vorteil ist.

Metzler. Gott erhalt ihn! Ein rechtschaffner Herr!

Sievers. Nun denk', ist das nicht schändlich? Da werfen sie ihm einen Buben nieder, da er sich nichts weniger versieht. Wird sie aber schon wieder dafür zausen.

Metzler. Es ist doch dumm, daß ihm der letzte Streich mißglückt ist. Er wird sich garstig erbost haben.

Sievers. Ich glaub' nicht, daß ihn lange was so verdrossen. Denk' auch! Alles war aufs genauste verkundschaftet, wann der Bischof aus dem Bad käm', mit wie viel Reitern, welchen Weg; und wenn's nicht wär' durch falsche Leut' verraten worden, wollt' er ihm das Bad gesegnet und ihn ausgerieben haben.

Erster Reiter (der sich indes genähert). Was skaliert ihr auf unsern Bischof? Ich glaub', ihr sucht Händel.

Sievers. Zäumt eure Pferde! Ihr habt an unsrer Krippe nichts zu suchen.

Zweiter Reiter. Wer heißt euch von unserm Bischof despektierlich reden?

Sievers. Hab' ich euch Red' und Antwort zu geben? Seht doch den Fratzen!

(Erster Reiter schlägt ihn hinter die Ohren.)

Metzler. Schlag den Hund tot!

(Fallen über ihn her.)

Zweiter Reiter. Komm her, wenn du's Herz hast!

Wirt (reißt sie aus einander.) Wollt ihr Ruhe haben! Tausend Schwerenot! schert euch hinaus, wenn ihr was auszumachen habt! In meinem Hause soll's ehrlich und ordentlich zugehen. (Er schiebt die Reiter hinaus.) Und ihr Esel, was fangt ihr an?

Metzler. Nur nicht geschimpft, Hänsel! sonst kommen wir dir über die Glatze! Deine Grobheit leiden wir nicht mehr.

Wirt. Ei, sieh den vornehmen Herrn!

Metzler. Vornehm genug! Ein Bauer ist jederzeit so gut, als ein Reiter, und vielleicht so gut als ein Ritter. Es wird sich zeigen! Komm, Kamerad, wir wollen die da draußen durchbleuen.

(Sie gehen nach dem Hintergrunde. Zwei Berlichingische Reiter kommen und nehmen Sievers mit hervor. Metzler geht hinaus.)

Faud. Was gibt's da?

Sievers. Ei guten Tag, Faud! Peter, guten Tag! woher?

Peter. Daß du dich nicht unterstehst, zu verraten, wem wir dienen.

Sievers. Da ist euer Herr Götz wohl auch nicht weit?

Faud. Halt dein Maul! Habt ihr Händel?

Sievers. Ihr seid den Kerls begegnet draußen; 's sind Bamberger.

Faud. Was thun die hier?

Sievers. Der Weislingen ist droben auf dem Schlosse beim gnädigen Herrn; den haben sie geleitet.

Faud. Der Weislingen?

Metzler (der mit zwei schweren Prügeln zurückkommt). Wo bleibst du? Komm heraus! frisch und hilf mir zuschlagen!

Faud (indem sich jene ein wenig entfernen). Peter, das ist ein gefunden Fressen! Sagte ich dir nicht, er wäre hierher? Hätten wir dort drüben doch eine Weile passen können!

Sievers (zu Metzler). Höre, wenn sich die beiden Reiter zu uns schlügen, es wäre doch sichrer!

Metzler. Wir brauchen sie nicht.

Sievers. Sukkurs ist doch besser.

Faud (zum Wirt). Ist der Besuch schon lange auf dem Schloß?

Wirt. Schon zwei Tage. Er will eben fort; die Pferde sind schon gesattelt.

Faud. Wir thun auch wohl und machen uns weiter.

Sievers. Helft uns doch erst die Bamberger durchprügeln!

Peter. Ihr seid ja schon zu zwei! Wir müssen fort. Adies! (Ab mit Faud.)

Metzler. Schuften, die Reiter! Wenn man sie nicht bezahlt, thun sie dir keinen Streich. Sie sehen aus, als hätten sie einen Anschlag. Wem dienen sie?

Sievers. Ich soll's nicht sagen; sie dienen dem Götz.

Bambergische Reiter (an der Thüre). Heraus, heraus, wenn ihr Herz habt.

Metzler. Komm! So lange ich einen Bengel habe, fürchte ich ihre Bratspieße nicht. (Beide ab.)

Wirt (allein). Sie müssen sämtlich wacker zuschlagen, wenn jeder die Prügel kriegen soll, die er verdient. Das wollen wir nun ganz gelassen mit ansehn. (ab.)

---

2. Auftritt.

Wald. Eine geringe Hütte im Hintergrunde.

Götz.

Wo meine Knechte bleiben! Auf und ab muß ich gehen, sonst übermannt mich der Schlaf. Fünf Tage und Nächte schon auf der Lauer. Es wird einem sauer gemacht,

das bißchen Leben und Freiheit. Dafür, wenn ich dich habe, Weislingen, will ich mir's wohl sein lassen! (Er greift nach dem Becher.) Wieder leer! — Georg! So lange es daran nicht mangelt und an frischem Mut, sollen Herrschsucht und Ränke mir nichts anhaben. — Georg! — Schickt nur, Pfaffen, euern gefälligen Weislingen herum zu Vettern und Gevattern! laßt mich anschwärzen! Nur immer zu! Ich bin wach. Du warst mir entwischt, Bischof! So mag denn dein lieber Weislingen die Zeche bezahlen. — Georg! hört der Junge nicht? Georg! Georg!

---

3. Auftritt.

Götz. Georg, mit Panzer und Blechhaube eines Erwachsenen gerüstet.

Georg. Gestrenger Herr!

Götz. Wo steckst du? Hast du geschlafen? Was zum Henker treibst du für Mummerei? Komm her! du siehst gut aus. Schäme dich nicht, Junge! Du bist brav! Ja, wenn du ihn ausfülltest! Es ist Hansens Küraß.

Georg. Er wollt' ein wenig schlafen und schnallt' ihn aus.

Götz. Er ist bequemer als sein Herr.

Georg. Zürnt nicht! Ich nahm ihn leise weg und legt' ihn an, band mir die Pickelhaube fest und holte meines Vaters altes Schwert von der Wand, lief auf die Wiese und zog's aus.

Götz. Und hiebst um dich herum? Da wird's den Hecken und Dornen gut gegangen sein. — Schläft Hans?

Georg. Auf Euer Rufen sprang er auf und schrie mir zu, daß Ihr rieft. Da wollt' ich den Panzer ausschnallen, da hört' ich Euch zwei-, dreimal. Da verknötelt' ich die Riemen an der Haube, und da bin ich nun.

Götz. Geh! Bring Hansen die Waffen wieder und sag' ihm, er soll bereit sein, soll nach den Pferden sehen.

Georg. Die hab' ich recht ausgefüttert und wieder aufgezäumt. Ihr könnt aufsitzen, wann Ihr wollt.

Götz. Fülle mir den Becher nochmals! Gib Hansen auch einen; sag' ihm, er soll munter sein; es gilt. Ich hoffe jeden Augenblick, meine Kundschafter sollen zurückkommen.

Georg. Ach, gestrenger Herr!

Götz. Was hast du?

Georg. Darf ich nicht mit?

Götz. Ein andermal, Georg, wenn wir Kaufleute fangen und Fuhren wegnehmen.

Georg. Ein andermal? Das habt Ihr schon oft gesagt. O diesmal! diesmal! Ich will nur hinten dreinlaufen, nur auf der Seite lauern. Ich will Euch die verschossenen Bolzen wieder holen.

Götz. Das nächste Mal, Georg! Du sollst erst ein Wams haben, eine Blechhaube und einen Spieß.

Georg. Nehmt mich mit! Wär' ich neulich dabei gewesen, Ihr hättet die Armbrust nicht verloren.

Götz. Weißt du das?

Georg. Ihr warft sie dem Feind an den Kopf, und einer von den Fußknechten hub sie auf, weg war sie! Gelt, ich weiß?

Götz. Erzählen dir das meine Knechte?

Georg. Wohl. Dafür pfeif' ich ihnen auch, wenn wir die Pferde striegeln, allerlei Weisen und lehre sie allerlei lustige Lieder.

Götz. Du bist ein braver Junge!

Georg. Nehmt mich mit, daß ich's zeigen kann.

Götz. Das nächste Mal, auf mein Wort! Unbewaffnet, wie du bist, sollst du nicht in Streit. Die künftigen Zeiten brauchen auch Männer. Ich sage dir, Knabe, es wird eine teure Zeit werden. Fürsten werden ihre Schätze bieten um einen Mann, den sie jetzt hassen und verfolgen. Geh, Georg, gib Hansen seinen Küraß wieder und bring mir Wein! (Georg ab.) Wo meine Knechte bleiben! Es ist unbegreiflich. — Ein Mönch! Wo kommt der noch her?

---

4. Auftritt.

Götz. Bruder Martin. Dann Georg.

Götz. Ehrwürdiger Vater, guten Abend! Woher so spät?

Martin. Dank Euch, edler Herr! Und bin vor der Hand nur demütiger Bruder, wenn's ja Titel sein soll, Augustin mit meinem Klosternamen; doch hör' ich am liebsten Martin, meinen Taufnamen.

Götz. Ihr seid müd, Bruder Martin, und ohne Zweifel durstig! (Georg bringt Wein.) Da kommt der Wein eben recht.

Martin. Für mich einen Trunk Wasser! (Georg ab.) Ich darf keinen Wein trinken.

Götz. Ist das wider Euer Gelübde?

Martin. Nein, Herr! es ist nicht wider mein Gelübde, Wein zu trinken; weil aber der Wein wider mein Gelübde ist, so trinke ich keinen Wein.

Götz. Wie versteht Ihr das?

Martin. Wohl Euch, daß Ihr's nicht versteht! Essen und Trinken, mein' ich, ist des Menschen Leben.

Götz. Wohl.

Martin. Wenn Ihr gessen und trunken habt, seid Ihr wie neugeboren. Der Wein erfreut des Menschen Herz, und die Freudigkeit ist die Mutter aller Tugenden. Wenn Ihr Wein trunken habt, seid Ihr alles doppelt, was Ihr sein sollt: noch einmal so leicht denkend, noch einmal so unternehmend, noch einmal so schnell ausführend.

Götz. Wie ich ihn trinke, ist es wahr.

Martin. Davon red' ich auch. Aber wir —

(Georg mit einem Becher; er setzt zugleich den Tisch vor.)

Götz (zieht ihn auf die Seite). Geh auf den Weg nach Dachsbach und lege dich mit dem Ohr auf die Erde, ob du nicht Pferde kommen hörst, und sei gleich wieder hier! (Georg ab.)

Martin. Aber wir, wenn wir gessen und trunken haben, sind wir gerade das Gegenteil von dem, was wir sein sollen. Faul zu jedem stillen Beruf, ungeschickt zum Nachdenken, zerstreut im Gebet und unruhig auf unserm Lager.

Götz. Ein Glas, Bruder Martin, wird Euch nicht im Schlaf stören. Ihr seid heute viel gegangen. (Bringt's ihm.) Glück zum Beruf!

Martin. Zum Müßiggange, wollt Ihr sagen. Hätte mich Gott zum Gärtner oder Laboranten gemacht, ich könnte glücklich sein. Mein Abt liebt mich; mein Kloster ist Erfurt in Sachsen; er weiß, ich kann nicht ruhen; da schickt er mich herum, wo was zu betreiben ist. — Ich gehe zum Bischof von Konstanz.

Götz. Gute Verrichtung!

Martin. Gleichfalls!

Götz. Was seht Ihr mich so an, Bruder?

Martin. Daß ich in Euren Harnisch verliebt bin.

Götz. Hättet Ihr Lust zu einem? Es ist schwer und beschwerlich, ihn zu tragen.

Martin. Was ist nicht beschwerlich auf dieser Welt! Und mir kommt nichts beschwerlicher vor, als nicht Mensch sein dürfen. O Herr, was sind die Mühseligkeiten Eures

Lebens gegen die Jämmerlichkeiten eines Standes, der die besten Triebe, durch die wir werden, wachsen und gedeihen, aus mißverstandner Begierde, Gott näher zu rücken, verdammt!

Götz. Wäre Euer Gelübde nicht so heilig, ich wollte Euch bereden, einen Harnisch anzulegen, wollt' Euch ein Pferd geben, und wir zögen mit einander.

Martin. Wollte Gott, meine Schultern fühlten sich Kraft, den Harnisch zu ertragen, und mein Arm die Stärke, einen Feind vom Pferd zu stechen! — Arme, schwache Hand, von jeher gewöhnt, Kreuze und Friedensfahnen zu führen, wie wolltest du Lanze und Schwert regieren? Meine Stimme, nur zu Ave und Hallelujah gestimmt, würde dem Feind ein Herold meiner Schwäche sein, wenn ihn Euer Ruf überwältigte. Kein Gelübde sollte mich abhalten, wieder in den Orden zu treten, den mein Schöpfer selbst gestiftet hat.

Götz. Glückliche Wiederkehr!

Martin. Das trinkt nur für Euch! Wiederkehr in meinen Käfig ist allemal unglücklich. Wenn Ihr wiederkehrt, Herr, in Eure Mauern, mit dem Bewußtsein Eurer Tapferkeit und Stärke, der keine Müdigkeit etwas anhaben kann, Euch zum erstenmal nach langer Zeit, sicher für feindlichen Ueberfall, entwaffnet auf Euer Bette streckt und Euch nach dem Schlaf dehnt, der Euch besser schmeckt als mir der Trunk nach langem Durst: da könnt Ihr von Glück sagen.

Götz. Dafür kommt's auch selten.

Martin (feuriger). Und ist, wenn's kommt, ein Vorschmack des Himmels. Wenn Ihr zurückkehrt, mit der Beute Eurer Feinde beladen, und Euch erinnert: den stach ich vom Pferd, eh er schießen konnte, und den rannt' ich samt dem Pferd nieder, und dann reitet Ihr zu Eurem Schloß hinauf und —

Götz. Was meint Ihr?

Martin. Und Eure Weiber! (Er nimmt den Becher.) Auf die Gesundheit Eurer Frau! (Wischt sich die Augen.) Ihr habt doch eine?

Götz. Ein edles, fürtreffliches Weib.

Martin. Wohl dem, der ein tugendsam Weib hat! des lebet er noch eins so lange. Ich kenne keine Weiber, und doch war die Frau die Krone der Schöpfung.

Götz (vor sich). Er dauert mich! Das Gefühl seines Standes frißt ihm das Herz.

Georg (kommt gesprungen). Herr! ich höre Pferde im Galopp! Zwei. Es sind sie gewiß.

Götz. Führ' mein Pferd heraus! Hans soll aufsitzen! (Georg geht und nimmt den Tisch samt den Bechern mit.) Lebt wohl, teurer Bruder! Gott geleit' Euch! Seid mutig und geduldig! Gott wird Euch Raum geben.

Martin. So geschehe es! Aber jetzt vor dem Abschied bitt' ich um Euren Namen.

Götz. Verzeiht mir! Lebt wohl!

(Reicht ihm die linke Hand.)

Martin. Warum reicht Ihr mir die Linke? Bin ich die ritterliche Rechte nicht wert?

Götz. Und wenn Ihr der Kaiser wäret, Ihr müßtet mit dieser vorlieb nehmen. Meine Rechte, obgleich im Kriege nicht unbrauchbar, ist gegen den Druck der Liebe unempfindlich: sie ist eins mit ihrem Handschuh; Ihr seht, er ist Eisen.

Martin. So seid Ihr Götz von Berlichingen! Ich danke dir, Gott, daß du mich ihn hast sehen lassen, diesen Mann, den die Mächtigen hassen und zu dem die Bedrängten sich wenden. (Er nimmt ihm die rechte Hand.) Laßt mir diese Hand, laßt mich sie küssen!

Götz. Ihr sollt nicht.

Martin. Laßt mich! — Du, mehr wert als Reliquienhand, durch die das heiligste Blut geflossen ist, totes Werkzeug, belebt durch des edelsten Geistes Vertrauen auf Gott — (Georg bringt Helm und Lanze. Götz waffnet sich.) Es war ein Mönch bei uns vor Jahr und Tag, der Euch besuchte, wie sie Euch abgeschossen ward vor Landshut, der konnte nicht enden, wie viel Ihr littet, und wie es Euch doch nur am meisten schmerzte, zu Eurem Beruf verstümmelt zu sein, und wie Euch einfiel, von einem gehört zu haben, der auch nur eine Hand hatte und als tapferer Reitersmann doch noch lange diente. Ich werde das nie vergessen.

---

5. Auftritt.

Die Vorigen. Faud. Peter.

(Götz tritt zu den Knechten; sie reden heimlich.)

Martin (fortfahrend). Das werd' ich nie vergessen, wie er im edelsten, einfältigsten Vertrauen zu Gott sprach: Und wenn ich zwölf Hände hätte, und deine Gnade wollte mir

nicht, was würden sie mir fruchten? So aber kann ich mit einer — —

Götz. In den Haslacher Wald also! (Zu Martin.) Lebt wohl, werter Bruder Martin!

Martin. Vergeßt mich nicht, wie ich Euer nicht vergesse!

Götz. Wer weiß, wo wir uns wiederfinden! Und wenn Ihr wacker auf Eurem Wege bleibt, ich wacker auf dem meinigen fortschreite, so müssen wir uns irgendwo wieder begegnen. Ungerechtigkeit, Uebermut, Bedrängung, Arglist, Betrug schalten so gut im Kloster als im Freien. Bekämpft sie mit geistlichen Waffen in heiliger Stille! laßt mich das Eisen durchs offne Feld gegen sie führen! Gott segne jede redliche Bemühung und helf' uns beiden!

(Götz ab mit den Knechten.)

Martin. Wie mir's so eng ward ums Herz, da ich ihn sah! Er sprach noch nicht, und mein Geist konnte schon den seinigen unterscheiden. Ein tüchtiger Mann kündet sich gleich an.

Georg. Ehrwürdiger Herr, Ihr schlaft doch bei uns?

Martin. Kann ich ein Bett haben?

Georg. Nein, Herr! Ich kenne Betten nur von Hörensagen; in unsrer Herberge ist nichts als Stroh.

Martin. Auch gut. Wie heißt du?

Georg. Georg, ehrwürdiger Herr.

Martin. Georg? Da hast du einen tapfern Patron.

Georg. Sie sagen, er wär' ein Reiter gewesen. Das will ich auch sein.

Martin. Warte! (Er zieht ein Gebetbuch hervor und gibt dem Buben einen Heiligen.) Da hast du ihn. Folge seinem Beispiel, sei brav und fürchte Gott! (ab.)

Georg (das Bild betrachtend). Ach, ein schöner Schimmel! Wenn ich einmal so einen hätte! — Und die goldne Rüstung! — Das ist ein garstiger Drache. — Jetzt schieß' ich nach Sperlingen! — Heiliger Georg! mache mich stark und rüstig! gib mir so eine Lanze, Rüstung und Pferd und dann laß mir die Drachen kommen!

(Er geht ab.)

---

6. Auftritt.

Jaxthausen.

Saal.

Elisabeth. Marie. Karl.

Elisabeth. Ich kann nicht begreifen, wo mein Herr bleibt. Schon fünf Tag' und Nächte, daß er weg ist, und er hoffte, so bald seinen Streich auszuführen.

Marie. Mich ängstigt's lange. Wenn ich so einen Mann haben sollte, der sich immer Gefahren aussetzte, ich stürbe im ersten Jahre.

Elisabeth. Dafür dank' ich Gott, daß er mich härter zusammengesetzt hat.

Karl. Aber muß denn der Vater ausreiten, wenn's so gefährlich ist?

Marie. Es ist sein guter Wille so.

Elisabeth. Wohl muß er, lieber Karl.

Karl. Warum denn?

Elisabeth. Weißt du noch, wie er das letzte Mal ausritt, da er dir Kuchen mitbrachte?

Karl. Bringt er mir wieder mit?

Elisabeth. Ich glaube wohl. Siehst du, da war ein Schneider von Stuttgart, der war ein trefflicher Schütze und hatte zu Köln aufm Schießen das Beste gewonnen.

Karl. War's viel?

Elisabeth. Hundert Gulden. Und darnach wollten sie's ihm nicht geben.

Marie. Gelt, das ist garstig, Karl?

Karl. Garstige Leut'!

Elisabeth. Da kam der Schneider zu deinem Vater und bat ihn, er möchte ihm zu seinem Geld verhelfen. Und da ritt er aus und nahm den Kölnern ein paar Kaufleute weg und plagte sie so lange, bis sie das Geld herausgaben. Wärst du nicht auch ausgeritten?

Karl. Nein! da muß man durch einen dicken, dicken Wald; sind Zigeuner und Hexen drin.

Elisabeth. Ist ein rechter Bursch, fürcht sich für Hexen.

Marie. Du thust besser, Karl, lebe du einmal auf deinem Schloß als ein frommer, christlicher Ritter. Auf seinen eigenen Gütern findet man zum Wohlthun Gelegenheit genug. Die rechtschaffensten Ritter begehen mehr Unge-

rechtigkeit als Gerechtigkeit auf ihren Zügen. Ja, und ich kann es keinem Friedliebenden verdenken, wenn er sich aus dieser wilden Welt heraus und in ein Kloster begibt.

Elisabeth. Schwester, du weißt nicht, was du redst. Gebe nur Gott, daß unser Junge mit der Zeit brav und nicht etwa zum Duckmäuser wird, zu so einem Weislingen, der überall für einen fürtrefflichen Mann gilt und so treulos an deinem Bruder handelt.

Marie. Wir wollen nicht richten, Elisabeth. Mein Bruder ist sehr erbittert, du auch. Ich bin bei der ganzen Sache mehr Zuschauer und kann billiger sein.

Elisabeth. Er ist nicht zu entschuldigen.

Marie. Gar manches, was man von ihm spricht, hat mich für ihn eingenommen. Erzählte nicht selbst dein Mann so viel Liebes und Gutes von ihm? Wie glücklich war ihre Jugend, da sie zusammen als Edelknaben den Markgrafen bedienten.

Elisabeth. Das mag sein! Nur sag', was kann der Mensch je Gutes gehabt haben, der sich von seinem besten, treusten Kameraden lostrennt, seine Dienste den Feinden eines edlen Freundes verkauft und unsern trefflichen Kaiser, der uns so gnädig ist, mit falschen, widrigen Vorstellungen einzunehmen sucht?

(Man hört von fern eine muntere Melodie eines Blasinstruments.)

Karl. Der Vater! der Vater! — Der Türmer bläst's Liedel: Heisa! mach's Thor auf.

Elisabeth. Da kommt er mit Beute.

---

7. Auftritt.

Die Vorigen. Faud.

Faud. Wir haben gejagt! wir haben gefangen! Gott grüß euch, edle Frauen!

Elisabeth. Alter, habt ihr den Weislingen?

Faud. Ihn und drei Reiter.

Elisabeth. Wie ging's zu, daß ihr so lange bleibt?

Faud. Wir lauerten auf ihn zwischen Nürnberg und Bamberg, er wollte nicht kommen, und wir wußten doch, er war auf dem Wege. Endlich kundschaften wir ihn aus; er war seitwärts gezogen und saß geruhig beim Grafen von Schwarzenberg.

Elisabeth. Den möchten sie auch gern meinem Mann feind haben.

Faud. Ich sagt's gleich dem Herrn. Auf! und wir ritten in den Haslacher Wald. Und da war's kurios, wie wir so in der Nacht reiten, hütet just ein Schäfer da und fallen fünf Wölf' in die Herd' und packen weidlich an. Da lachte unser Herr und sagte: Glück zu, lieben Gesellen! Glück überall und uns auch! Und es freuet' alle das gute Zeichen. Indem so kommt Weislingen hergeritten mit vier Knechten.

Marie. Das Herz zittert mir im Leibe.

Faud. Ich und mein Kamerad, wie's der Herr befohlen hatte, nestelten uns an ihn, als wären wir mit ihm zusammengewachsen, daß er sich nicht regen noch rühren konnte; und der Herr und Hans fielen über die Knechte her und nahmen sie in Pflicht. Einer ist entwischt.

Elisabeth. Nun, das wäre glücklich genug geraten.

Faud. Ja, da half's eben nichts, wir nahmen Weislingen die ritterlichen Zeichen ab, sein Schwert, den rechten Sporn und den rechten Handschuh, und so war's gethan; da war er unser Gefangner.

Marie. Er wird niedergeschlagen sein.

Faud. Finster genug sieht er aus.

Elisabeth. Ich bin recht neugierig, ihn zu sehen. Kommen sie bald?

Marie. Sein Anblick wird mir im Herzen weh thun.

Faud. Sie reiten eben das Thal herauf. Gleich sind sie hier.

Elisabeth. Ich will nur gleich das Essen zurechtmachen. Hungrig werdet ihr doch alle sein.

Faud. Rechtschaffen!

Elisabeth (zu Marien). Nimm die Kellerschlüssel und hol' vom besten Wein, sie haben ihn verdient. (ab.)

Karl. Ich will mit, Muhme.

Marie. Komm, Bursche! (Ab mit Karl)

Faud. Der wird nicht sein Vater; sonst ging' er mit in Stall.

---

8. Auftritt.

Götz. Weislingen. Faud. Peter. Knechte.

Götz (Helm und Schwert abgebend). Schnallt mir den Harnisch auf und gebt mir mein Wams! Die Bequemlichkeit wird

mir wohlthun. Bruder Martin, du sagtest recht! Ihr habt uns in Atem gehalten, Weislingen! (Weislingen schweigt.) Seid guten Muts! Kommt, entwaffnet Euch! Wo sind Eure Kleider? Ich hoffe, es soll nichts verloren gegangen sein. — Ich könnt' Euch auch von meinen Kleidern borgen.

Weislingen. Laßt mich so, es ist all eins.

Götz. Könnt' Euch ein hübsches saubres Kleid geben; ist zwar nur leinen; mir ist's zu eng worden. Ich hatt's auf der Hochzeit meines gnädigen Herrn, des Pfalzgrafen, an, eben damals, als Euer Bischof so giftig über mich wurde. Ich hatt' ihm vierzehn Tage vorher zwei Schiffe auf dem Main niedergeworfen, und ich gehe mit Franzen von Sickingen im Wirtshaus zum Hirsch in Heidelberg die Treppe hinauf. Eh man noch ganz droben ist, ist ein Absatz und ein eisern Geländerlein; da stund der Bischof und gab Franzen die Hand, wie er vorbeiging, und gab sie mir auch, wie ich hintendrein kam. Ich lacht' in meinem Herzen und ging zum Landgrafen von Hanau, der mir ein gar lieber Herr war, und sagte: Der Bischof hat mir die Hand geben; ich wett', er hat mich nicht gekannt. Das hört' der Bischof — denn ich redt' laut mit Fleiß — und kam zu uns trotzig und sagte: Wohl, weil ich Euch nicht kannt hab', gab ich Euch die Hand. Da sagt' ich: Herre, ich merkt's wohl, daß Ihr mich nicht kanntet, und hiermit habt Ihr Eure Hand wieder, und reicht' sie ihm hin. Da wurd's Männlein so rot am Hals wie ein Krebs vor Zorn und lief in die Stube zum Pfalzgrafen Ludwig und dem Fürsten von Nassau und klagt's ihnen. Wir haben nachher uns oft was drüber zu gute gethan.

Weislingen. Ich wollte, Ihr ließt mich allein.

Götz. Warum das? Ich bitt' Euch, seid aufgeräumt. Ihr seid in meiner Gewalt, und ich werde sie nicht mißbrauchen.

Weislingen. Dafür war mir's noch nicht bange. Das ist Eure Ritterpflicht.

Götz. Und Ihr wißt, daß die mir heilig ist.

Weislingen. Ich bin gefangen, und das übrige ist eins.

Götz. Ihr solltet nicht so reden. Wenn Ihr's mit Tyrannen zu thun hättet und sie Euch im tiefsten Turm an Ketten aufhingen und der Wächter Euch den Schlaf wegpfeifen müßte —

---

9. Auftritt.

Vorige. Karl. Knechte mit Kleidern.

(Weislingen entwaffnet sich.)

Karl. Guten Morgen, Vater!

Götz (küßt ihn). Guten Morgen, Junge! Wie habt ihr die Zeit gelebt?

Karl. Recht geschickt, Vater! Die Tante sagt, ich sei recht geschickt.

Götz. So?

Karl. Hast du mir was mitgebracht?

Götz. Diesmal nicht.

Karl. Ich hab' viel gelernt.

Götz. Ei!

Karl. Soll ich dir vom frommen Kind erzählen?

Götz. Nach Tische.

Karl. Ich weiß noch was.

Götz. Was wird das sein?

Karl. Jaxthausen ist ein Dorf und Schloß an der Jaxt, gehört seit zweihundert Jahren denen Herren von Berlichingen erb- und eigentümlich zu.

Götz. Kennst du den Herrn von Berlichingen? (Karl sieht ihn starr an. Götz vor sich.) Er kennt wohl vor lauter Gelehrsamkeit seinen Vater nicht. — Wem gehört Jaxthausen?

Karl. Jaxthausen ist ein Dorf und Schloß an der Jaxt —

Götz. Das frag' ich nicht. — Ich kannte alle Pfade, Wege und Furten, eh ich wußte, wie Fluß, Dorf und Burg hieß. — Die Mutter ist in der Küche?

Karl. Ja, Vater. Heute haben wir weiße Rüben und einen Lammsbraten.

Götz. Weißt du's auch, Hans Küchenmeister?

Karl. Und für mich zum Nachtisch hat die Tante einen Apfel gebraten.

Götz. Kannst du sie nicht roh essen?

Karl. Schmeckt so besser.

Götz. Du mußt immer was Apartes haben. — Weislingen, ich bin gleich wieder bei Euch. Ich muß meine Frau doch sehen. — Komm mit, Karl.

Karl. Wer ist der Mann?

Götz. Grüß' ihn! Bitt' ihn, er soll lustig sein!

Karl. Da, Mann, hast du eine Hand; sei lustig, das Essen ist bald fertig.

Weislingen (dem Kinde die Hand reichend). Glückliches Kind! das kein Uebel kennt, als wenn die Suppe lange außen bleibt. Gott laß Euch viel Freude am Knaben erleben, Berlichingen!

Götz. Viel Licht, starker Schatten — doch soll mir alles willkommen sein. Wollen sehn, was es gibt. (Ab mit Karl.)

---

10. Auftritt.

Weislingen (allein).

O, daß ich aufwachte, und das alles wäre ein Traum! In Berlichingens Gewalt, von dem ich mich kaum losgearbeitet hatte, dessen Andenken ich mied wie Feuer, den ich hoffte zu überwältigen! Und er — der alte treuherzige Götz! Heiliger Gott, was will aus dem allen werden! Rückgeführt, Adelbert, in den Saal, wo wir als Buben unsre Jagd trieben, da du ihn liebtest, an ihm hingst wie an deiner Seele. Wer kann ihm nahen und ihn hassen? Ach! ich bin so ganz nichts hier! — Glückselige Zeiten, ihr seid vorbei, da noch der alte Berlichingen hier am Kamin saß, da wir um ihn durch einander spielten und uns liebten wie die Engel, da wir hier in der Kapelle neben einander knieten und beteten und in keinem ernsten, keinem heitern Augenblick uns trennen konnten. Dieser Anblick regt jedes verklungene Gefühl auf, indes ich zugleich meinen Fürsten, den Hof, die Stadt vor mir sehe, die meinen Unfall erfahren und lebhaften Teil daran nehmen. Wie seltsam drängt sich hier Gegenwart und Vergangenheit durch einander!

---

11. Auftritt.

Götz. Weislingen. Ein Knecht mit Kanne und Becher.

Götz. Bis das Essen fertig wird, wollen wir eins trinken. Kommt, setzt Euch, thut, als wenn Ihr zu Hause wärt! Denkt, Ihr seid wieder einmal beim Götz! Haben doch lange nicht beisammen gesessen, lange keine Flasche mit einander ausgestochen. (Bringt's ihm.) Ein fröhlich Herz!

Weislingen. Die Zeiten sind vorbei.

Götz. Behüte Gott! Zwar vergnügtere Tage werden wir wohl nicht wieder finden, als an des Markgrafen Hof,

da wir noch beisammen schliefen und mit einander herumzogen. Ich erinnere mich mit Freuden meiner Jugend. Wißt Ihr noch, wie ich mit dem Polacken Händel kriegte, dem ich sein gepicht und gekräuselt Haar von ohngefähr mit dem Aermel verwischte?

Weislingen. Es war bei Tische, und er stach nach Euch mit dem Messer.

Götz. Den schlug ich wacker aus dazumal, und darüber wurdet Ihr mit seinem Kameraden zu Unfried. Wir hielten immer redlich zusammen als gute, brave Jungens, dafür erkannte uns auch jedermann. (Schenkt ein und bringt's ihm.) Kastor und Pollux! Mir that's immer im Herzen wohl, wenn uns der Markgraf so zutrank.

Weislingen. Der Bischof von Würzburg hatte es aufgebracht.

Götz. Das war ein gelehrter Herr und dabei so leutselig! Ich erinnere mich seiner, so lange ich lebe, wie er uns liebkoste, unsre Eintracht lobte und den Menschen glücklich pries, der ein Zwillingsbruder seines Freundes wäre.

Weislingen. Nichts mehr davon!

Götz. Warum nicht? Nach der Arbeit wüßt' ich nichts Angenehmeres, als mich des Vergangenen zu erinnern. Freilich, wenn ich wieder so bedenke, wie wir Liebs und Leids zusammen trugen, einander alles waren, und wie ich damals wähnte, so sollt's unser ganzes Leben sein! — War das nicht mein ganzer Trost, wie mir diese Hand weggeschossen ward vor Landshut und du mein pflegtest und mehr als Bruder für mich sorgtest? — Ich hoffte, Adelbert wird künftig meine rechte Hand sein. Und nun —

Weislingen. Oh!

Götz. Wenn du mir damals gefolgt hättest, da ich dir anlag, mit nach Brabant zu ziehen, es wäre alles gut geblieben. Da hielt dich das unglückliche Hofleben und das Schlenzen und Scharwenzen mit den Weibern. Ich sagt' es dir immer, wenn du dich mit den eiteln, garstigen Vetteln abgabst und ihnen erzähltest von mißvergnügten Ehen, verführten Mädchen, von der rauhen Haut einer dritten, oder was sie sonst gern hören: du wirst ein Spitzbube, sagt' ich, Adelbert.

Weislingen. Wozu soll das alles?

Götz. Wollte Gott, ich könnt's vergessen, oder es wäre anders. Bist du nicht eben so frei, so edel geboren, als einer

in Deutschland? unabhängig, nur dem Kaiser unterthan? Und du schmiegst dich unter Vasallen! — Was hast du von dem Bischof? Weil er dein Nachbar ist? dich necken könnte? Sind dir nicht Arme gewachsen und Freunde beschert, ihn wieder zu necken? Verkennst den Wert eines freien Rittersmanns, der nur abhängt von Gott, seinem Kaiser und sich selbst? verkriechst dich zum ersten Hofschranzen eines eigensinnigen, neidischen Pfaffen!

Weislingen. Laßt mich reden!

Götz. Was hast du zu sagen?

Weislingen. Du siehst die Fürsten an wie der Wolf den Hirten. Und doch, darfst du sie schelten, daß sie ihrer Leute und Länder bestens wahren? Sind sie denn einen Augenblick vor den ungerechten Rittern sicher, die den fürstlichen Unterthan auf allen Straßen anfallen, Dörfer und Schlösser verheeren? Wenn nun auf der andern Seite unsers teuern Kaisers Länder der Gewalt des Erbfeindes ausgesetzt sind, er von den Ständen Hilfe begehrt und sie sich kaum ihres Lebens erwehren: ist's nicht ein guter Geist, der ihnen einrät, auf Mittel zu denken, Deutschland zu beruhigen, die Staatsverhältnisse näher zu bestimmen, um einem jeden, Großen und Kleinen, die Vorteile des Friedens genießen zu machen? Und uns verdenkst du's, Berlichingen, daß wir uns in den Schutz der Mächtigen begeben, deren Hilfe uns nah ist, statt daß die entfernte Majestät sich selbst kaum beschützen kann?

Götz. Ja, ja! ich versteh'! Weislingen, wären die Fürsten, wie Ihr sie schildert, wir hätten alle, was wir begehren: Ruh' und Frieden! Ich glaub's wohl, den wünscht jeder Raubvogel, die Beute nach Bequemlichkeit zu verzehren. Wohlsein eines jeden! Daß sie nur darum ein graues Haar anflöge! Und mit unserm Kaiser spielen sie auf eine unanständige Art. Er meint's gut und möchte gern bessern. Da kommt denn alle Tage ein neuer Pfannenflicker und meint so und so. Und weil der Herr geschwind was begreift und nur reden darf, um tausend Hände in Bewegung zu setzen, so denkt er, es sei auch alles so geschwind und leicht ausgeführt. Nun ergehen Verordnungen über Verordnungen, und wird eine über die andere vergessen; und was den Fürsten in ihren Kram dient, da sind sie hinterher und gloriieren von Ruh' und Sicherheit des Staats, bis sie die Kleinen unterm Fuß haben.

Weislingen. Ihr dürft reden, ich bin der Gefangene.

Götz. Wenn Euer Gewissen rein ist, so seid Ihr frei. — Weislingen, soll ich von der Leber weg reden? Ich bin euch ein Dorn in den Augen, so klein ich bin, und der Sickingen und Selbitz nicht weniger, weil wir fest entschlossen sind, zu sterben eh, als die Luft jemanden zu verdanken, außer Gott, und unsere Treu und Dienst zu leisten als dem Kaiser. Da ziehen sie nun um mich herum, verschwärzen mich bei Ihro Majestät, bei hohen Freunden und meinen Nachbarn und sinnen und schleichen, mich zu übervorteilen. Aus dem Wege wollen sie mich haben, wie es auch wäre. Darum nahmt ihr meinen Buben gefangen, weil ihr wußtet, ich hatte ihn auf Kundschaft ausgeschickt; und darum that er nicht, was er sollte, weil er mich nicht an euch verriet. Und du, Weislingen, bist ihr Werkzeug!

Weislingen. Berlichingen!

Götz. Kein Wort mehr davon! Ich bin ein Feind von Explikationen; dabei betrügt man sich oder den andern, und meist beide.

(Sie stehen abgewendet und entfernt.)

---

12. Auftritt.

Marie. Karl. Vorige.

Karl (zu Götz). Zu Tische, Vater, zu Tische!

Marie (zu Weislingen). Im Namen meiner Schwester komme ich, Euch zu begrüßen und Euch einzuladen. (Zu beiden.) Wie steht ihr da? Wie schweigt ihr?

Karl. Habt ihr euch verzürnt? Nicht doch, Vater, das ist dein Gast.

Marie. Guter Fremdling! das ist dein Wirt. Laßt eine kindliche, laßt eine weibliche Stimme bei euch gelten!

Götz (zum Knaben). Bote des Friedens, du erinnerst mich an meine Pflicht.

Weislingen. Wer könnte solch einem himmlischen Winke widerstehen!

Marie. Nähert euch, versöhnt, verbündet euch! (Die Männer geben sich die Hände. Marie steht zwischen beiden.) Einigkeit fürtrefflicher Männer ist wohlgesinnter Frauen sehnlichster Wunsch.

(Der Vorhang fällt.)

Zweiter Aufzug.

Jarthausen.

Zimmer.

1. Auftritt.

Marie. Weislingen.

Marie. Ihr liebt mich, sagt Ihr. Ich glaube es gern und hoffe, mit Euch glücklich zu sein und Euch glücklich zu machen.

Weislingen. Ich fühle nichts als nur, daß ich ganz dein bin. (Will sie umarmen.)

Marie. Ich bitte Euch, laßt mich! Dem Bräutigam zum Gottespfennig einen Kuß zu erlauben, mag wohl angehen; ich habe mich nicht geweigert; doch Küsse zu wiederholen, geziemt nur dem Gatten.

Weislingen. Ihr seid zu streng, Marie! Unschuldige Liebe erfreut die Gottheit, statt sie zu beleidigen.

Marie. Hegt sie nur im stillen Herzen, damit sie rein bleibe!

Weislingen. O, da wohnt sie auf ewig! (Er nimmt ihre Hand.) Wie wird mir's werden, wenn ich dich verlassen soll?

Marie (zieht ihre Hand zurück). Ein bißchen eng, hoffe ich; denn ich weiß, wie's mir sein wird. Aber Ihr sollt fort!

Weislingen. Ja, meine Teuerste, und ich will. Denn ich fühle, welche Seligkeiten ich mir durch dieses Opfer erwerbe. Gesegnet sei dein Bruder und der Tag, an dem er auszog, mich zu fangen!

Marie. Sein Herz war voll Hoffnung für ihn und dich. Lebt wohl! sagt' er beim Abschied, ich will sehen, daß ich ihn wieder finde.

Weislingen. So ist es geworden.

Marie. Zur allgemeinen Freude.

Weislingen. Wäre doch auch dem Aeußern schnell wie dem Innern geholfen! Wie sehr wünscht' ich, die Verwaltung meiner Güter und ihr Gedeihen nicht im Weltleben so versäumt zu haben. Du könntest gleich die Meine sein. Um andrer willen hab' ich Eignes hintangesetzt.

Marie. Auch der Aufschub hat seine Freuden.

Weislingen. Sage das nicht, Marie! ich muß sonst fürchten, du empfindest weniger stark als ich. Doch ich büße verdient! Und schwindet nicht alle Entsagung gegen diesen Himmel voll Aussichten! Ganz der Deine zu sein, nur in dir und dem Kreis von Guten zu leben, von der Welt entfernt, getrennt, alle Wonne zu genießen, die so zwei Herzen einander gewähren! Ich habe viel gehofft und gewünscht, das widerfährt mir über alles Hoffen und Wünschen.

---

2. Auftritt.

Vorige Götz.

Götz. Euer Knab' ist wieder da. Bring' er, was er wolle, Adelbert, Ihr seid frei! Ich verlange weiter nichts als Eure Hand, daß Ihr inskünftige meinen Feinden weder öffentlich noch heimlich Vorschub thun wollt.

Weislingen. Hier faß' ich Eure Hand. Laßt von diesem Augenblick an Freundschaft und Vertrauen, gleich einem ewigen Gesetz der Natur, unveränderlich unter uns sein! Erlaubt mir zugleich, diese Hand zu fassen (er nimmt Mariens Hand) und den Besitz des edelsten Fräuleins.

Götz. Darf ich Ja für Euch sagen?

Marie. Bestimmt meine Antwort nach dem Werte seiner Verbindung mit Euch.

Götz. Es ist ein Glück, daß unsere Vorteile diesmal mit einander gehen. Du brauchst nicht rot zu werden; deine Blicke sind Beweis genug. Ja denn, Weislingen! Gebt euch die Hände! Und so sprech' ich Amen. — Mein Freund und Bruder! — Ich danke dir, Schwester! du kannst mehr, als Hanf spinnen. Du hast auch einen Faden gedreht, diesen Paradiesvogel zu fesseln. — Du siehst nicht ganz frei, Adelbert! Was fehlt dir? Ich — bin ganz glücklich; was ich nur träumend hoffte, seh' ich und bin wie träumend. Ach! nun geht mein Traum aus. Mir war's heute nacht, ich gäb' dir meine rechte eiserne Hand, und du hieltest mich so fest, daß sie aus den Armschienen ging wie abgebrochen. Ich erschrak und erwachte. Ich hätte nur fortträumen sollen, da würde ich gesehen haben, wie du mir eine neue, lebendige Hand ansetztest. — Ich muß meine Frau rufen. — Elisabeth!

Marie. Mein Bruder ist voller Freude.

Weislingen. Und doch darf ich ihm den Rang streitig machen.

Götz. Du wirst anmutig wohnen.

Marie. Franken ist ein gesegnetes Land.

Weislingen. Und ich darf wohl sagen, mein Schloß liegt in der gesegnetsten und anmutigsten Gegend.

Götz. Das dürft Ihr, und ich will's behaupten. Hier fließt der Main, und allmählich hebt der Berg an, der, mit Äckern und Weinbergen bekleidet, von Eurem Schloß gekrönt wird; dann biegt sich der Fluß schnell um die Ecke hinter dem Felsen hin. Die Fenster des großen Saales gehen steil herab aufs Wasser, eine Aussicht viele Stunden weit.

---

3. Auftritt.

Vorige. Elisabeth.

Elisabeth. Was schafft ihr?

Götz. Du sollst deine Hand auch dazu geben und sagen: Gott segne euch! Sie sind ein Paar.

Elisabeth. So geschwind?

Götz. Aber nicht unvermutet. Ja, Frauen, ihr könnt, ihr sollt alles wissen. Adelbert begibt sich vor allen Dingen zurück nach Bamberg.

Marie. Wieder nach Bamberg?

Götz. Ja, wir haben es überlegt; er braucht nichts hinterrücks zu thun. Offen und mit Ehren trennt er sich vom Bischof als ein freier Mann; denn manches Geschäft muß beiseite, manches findet er zu besorgen für sich und andere.

Elisabeth. Und so seid Ihr denn ganz der Eurige wieder, ganz der Unsrige?

Weislingen. Für die Ewigkeit!

Elisabeth. Möget Ihr Euch immer so nach ihr sehnen, als da Ihr um sie warbt! Möget Ihr so glücklich sein, als Ihr sie lieb behaltet.

Weislingen. Amen! ich verlange kein Glück als unter diesem Titel.

Götz. Dann bereist er seine Güter. Auch mit Fürsten und Herren muß er neue Verbindungen anknüpfen. Alle, die mir zugethan sind, empfangen ihn mit offenen Armen. Die schönsten Ländereien reißt er eigennützigen Verwaltern aus den Händen. Und — komm, Schwester — komm, Elisabeth!

Wir wollen ihn allein lassen, daß er ungestört vernehme, was sein Knabe bringt.

Weislingen. Gewiß nichts, als was ihr hören dürft.

Götz. Braucht's nicht. — Franken und Schwaben! ihr seid nun verschwisterter als jemals,

(Ab mit Elisabeth und Marien.)

4. Auftritt.

Weislingen (allein).

Gott im Himmel! konntest du mir Unwürdigen solch eine Seligkeit bereiten! Es ist zu viel für mein Herz! Wie ich von Menschen abhing, die ich zu beherrschen glaubte, von den Blicken des Fürsten, von dem ehrerbietigen Beifall umher! Götz, teurer Götz, du hast mich mir selbst wiedergegeben, und Marie, du vollendest meine Sinnesänderung. Ich fühle mich so frei wie in heiterer Luft. Bamberg will ich nicht mehr sehen, will alle die lästigen Verbindungen durchschneiden, die mich unter mir selbst hielten. Mein Herz erweitert sich! Hier ist kein beschwerliches Streben nach versagter Größe. So gewiß ist der allein glücklich und groß, der weder zu herrschen noch zu gehorchen braucht, um etwas zu sein.

5. Auftritt.

Weislingen. Franz.

Franz. Gott grüß' Euch, gestrenger Herr. Ich bring' Euch so viel Grüße von Bamberg, daß ich nicht weiß, wo anzufangen; vom Bischof an bis zum Narren herunter grüßt Euch der Hof, und vom Bürgermeister bis zum Nachtwächter die Stadt.

Weislingen. Willkommen, Franz! Was bringst du mehr?

Franz. Ihr steht in einem Andenken beim Fürsten und überall, daß ich keine Worte finde.

Weislingen. Es wird nicht lange dauern.

Franz. So lange Ihr lebt! und nach Eurem Tod wird's heller blinken, als die messingenen Buchstaben auf einem Grabstein. Wie man sich Euern Unfall zu Herzen nahm!

Weislingen. Was sagte der Bischof?

Franz. Er war so begierig, zu wissen, daß seine Fragen, geschäftig und geschwind, meine Antwort verhinderten. Die

Sache wußt' er schon; denn Färber, der von Haslach entrann, brachte ihm die Botschaft. Aber er wollte alles wissen. Er fragte so ängstlich, ob Ihr nicht versehrt wäret? Ich sagte: Er ist ganz und heil, von der äußersten Haarspitze bis zum Nagel des kleinen Zehs. Dabei rühmt' ich, wie gut sich Götz gegen Euch betrage und Euch als Freund und Gast behandle. Darauf erwidert' er nichts, und ich ward entlassen.

Weislingen. Was bringst du weiter?

Franz. Den andern Tag meldet' ich mich beim Marschalk und bat um Abfertigung. Da sagte er: Wir geben dir keinen Brief mit: denn wir trauen dem Götz nicht; der hat immer nur einen Schein von Biederkeit und Großmut, und nebenher thut er, was ihm beliebt und was ihm nutzt.

Weislingen. Wie schlecht sie ihn kennen!

Franz. Doch, fuhr er fort, ist es ganz gut, daß dein Herr ritterlich und freundlich gehalten ist. Sag' ihm, er soll sich gedulden, wir wollen desto ungeduldiger an seine Befreiung denken; denn wir können ihn nicht entbehren.

Weislingen. Sie werden's lernen müssen.

Franz. Wie meint Ihr?

Weislingen. Vieles hat sich verändert. Ich bin frei ohne Vertagung und Lösegeld.

Franz. Nun, so kommt gleich!

Weislingen. Ich komme; aber lange werde ich nicht bleiben.

Franz. Nicht bleiben? Herr, wie soll ich das verstehn? Wenn Ihr wüßtet, was ich weiß! wenn Ihr nur träumen könntet, was ich gesehen habe!

Weislingen. Wie wird dir's?

Franz. Nur von der bloßen Erinnerung komm' ich außer mir. Bamberg ist nicht mehr Bamberg: ein Engel in Weibergestalt macht es zum Vorhof des Himmels.

Weislingen. Nichts weiter?

Franz. Ich will ein Pfaff werden, wenn Ihr sie seht und nicht außer Euch kommt.

Weislingen. Wer ist's denn?

Franz. Adelheid von Walldorf.

Weislingen. Die? Ich habe viel von ihrer Schönheit gehört.

Franz. Gehört? Das ist eben, als wenn Ihr sagtet, ich hab' die Musik gesehen. Es ist der Zunge so wenig möglich, eine Linie solcher Vollkommenheiten auszudrücken, da das Auge sogar in ihrer Gegenwart sich nicht selbst genug ist.

Weislingen. Du bist nicht gescheit.

Franz. Das kann wohl sein. Das letzte Mal, daß ich sie sah, hatte ich nicht mehr Sinne als ein Trunkener. Oder vielmehr, ich fühlte in dem Augenblick, wie es den Heiligen bei himmlischen Erscheinungen sein mag. Alle Sinne stärker, höher, vollkommener, und doch den Gebrauch von keinem.

Weislingen. Das ist seltsam!

Franz. Abends, als ich mich vom Bischof beurlaubte, saß sie gegen ihm. Sie spielten Schach. Er war sehr gnädig, reichte mir seine Hand zu küssen und sagte mir viel Gutes, davon ich nichts vernahm; denn ich sah nur seine Nachbarin; sie hatte ihr Auge aufs Brett geheftet, als wenn sie einem großen Streich nachsänne. Ein feiner lauernder Zug um Mund und Wange! Ich hätte der elfenbeinerne König sein mögen! Adel und Freundlichkeit herrschten auf ihrer Stirne. Und das blendende Licht des Angesichts und des Busens, wie es von den finstern Haaren erhoben ward!

Weislingen. Du bist gar drüber zum Dichter geworden!

Franz. So fühl' ich denn in dem Augenblick, was den Dichter macht: ein volles, ganz von einer Empfindung volles Herz. Wie der Bischof endigte und ich mich bückte, sah sie mich an und sagte: Auch von mir einen Gruß unbekannterweise! Sag' ihm, auch neue Freunde hoffen auf seine Zurückkunft; er soll sie nicht verachten, wenn er schon an alten so reich ist. — Ich wollte was antworten, aber der Paß vom Herzen nach der Zunge war versperrt; ich neigte mich. Alles hätte ich hingegeben, die Spitze ihres kleinen Fingers küssen zu dürfen. Wie ich so stund, warf der Bischof einen Bauern herunter; ich fuhr darnach und berührte im Aufheben den Saum ihres Kleides; das fuhr mir durch alle Glieder, und ich weiß nicht, wie ich zur Thüre hinausgekommen bin.

Weislingen. Ist ihr Mann bei Hofe?

Franz. Sie ist schon vier Monat Witwe. Um sich zu zerstreuen, hält sie sich in Bamberg auf. Ihr werdet sie sehen. Wenn sie einen ansieht, ist's, als wenn man in der Frühlingssonne stünde.

Weislingen. Auf mich würde das nun wohl anders wirken.

Franz. Wie so? Wäre denn wirklich wahr, was hier das Hausgesinde murmelt, Ihr seid mit Marien verlobt?

Weislingen. In diesen Augenblicken. Und so erfahre nur gleich alles! Ich habe dem Bischof entsagt; der Brief ist fort. Ich gebe Bamberg gute Nacht! Hier steigt mein

Tag auf. Marie wird das Glück meines Lebens machen. Ihre süße Seele spricht aus den blauen Augen, und klar wie ein Engel des Himmels, gebildet aus Unschuld und Liebe, leitet sie mein Herz zur Ruhe und Glückseligkeit. Packe zusammen! Erst kurze Zeit an Hof, dann auf mein Schloß! In Bamberg möcht' ich nicht bleiben, und wenn Sankt Veit in Person mich zurückhielte. (ab.)

---

6. Auftritt.

Franz (allein).

Er komme nur erst, bleiben wird er schon. Marie ist liebreich und schön, und einem Gefangenen und Kranken kann ich nicht übel nehmen, wenn er sich in sie verliebt; in ihren Augen ist Trost, gesellschaftliche Melancholie. — Aber um dich, Adelheid, ist Leben, Feuer, Mut. — Ich würde — ich bin ein Narr! — Dazu machte mich ein Blick von ihr. O, wenn ich nur erst die Türme von Bamberg wieder sehe, nur erst in den Schloßhof hinein reite! Dort wohnt sie! dort werd' ich sie treffen! und da gaff' ich mich wieder gescheit, oder völlig rasend! (ab.)

---

7. Auftritt.

Saal in Jaxthausen.

Hans von Selbitz und Karl.

Karl. Wie meld' ich Euch meiner Mutter, edler Herr?

Selbitz. Sag' ihr, Hans von Selbitz grüße sie.

Karl. Hans? — Wie war es?

Selbitz. Hans mit einem Bein, Hans ohne Sorgen, wie du willst.

Karl. Das sind lustige Namen. Du bist willkommen. (ab.)

Selbitz (allein). Sieht's doch hier im Hause noch völlig wie vor zehen Jahren: da hängen die Büchsen, da stehen die Truhen, da liegen die Teppiche. Bei mir sieht's leerer aus; da will nichts halten, als was man täglich braucht, und das kaum!

---

8. Auftritt.

Selbitz. Elisabeth.

Elisabeth. Willkommen, Selbitz! Wir sahen Euch lange nicht bei uns.

Selbitz. Desto öfter sah mich Euer Gemahl an seiner Seite im Felde. Nun kündigt er den Nürnbergern Fehde an; das ist recht: denn sie sind's, die den Bambergern seinen Buben verraten haben, und seht, da bin ich schon bereit, ein Gänglein mit zu wagen.

Elisabeth. Ich weiß, mein Mann schickte Georgen nach Euch aus.

Selbitz. Ein wackrer Junge! den sah ich zum erstenmal.

Elisabeth. Traf er Euch zu Hause?

Selbitz. Nicht eben; ich war sonst bei guten Kameraden.

Elisabeth. Kam er mit Euch hieher?

Selbitz. Er ritt weiter.

Elisabeth. So legt doch den Mantel ab!

Selbitz. Laßt mir ihn noch ein wenig!

Elisabeth. Warum das? Friert's Euch?

Selbitz. Gewissermaßen.

Elisabeth. Einen Ritter in der Stube?

Selbitz. Ich habe so eine Art von Fieber.

Elisabeth. Das sieht man Euch nicht an.

Selbitz. Deswegen bedeck' ich's eben.

Elisabeth. Das Fieber?

Selbitz. Euch freilich sollt' ich's nicht verhehlen.

Elisabeth. Ohne Umstände!

Selbitz (der den Mantel zurückschlägt und sich im Wams ohne Aermel zeigt). Seht, so bin ich ausgeplündert!

Elisabeth. Ei, ei! einen so tapfern Ehrenmann bis aufs letzte Wams — wer vermochte das?

Selbitz. Ein Kleeblatt verwünschter Ritter; ich habe sie aber auch für Verdruß gleich in den Sack gesteckt.

Elisabeth. Figürlich doch?

Selbitz. Nein! hier in der Tasche klappern sie.

Elisabeth. Ohne Rätsel!

Selbitz. Da seht die Auflösung!

(Er tritt an den Tisch und wirft einen Pasch Würfel auf.)

Elisabeth. Würfel! Das geht also noch immer so fort?

Selbitz. Wie der Faden einmal gesponnen ist, wird er

geweift und verwoben; da ist nun weiter nichts mehr dran zu ändern!

Elisabeth. Ihr habt aber auch gar zu loses Garn auf Eurer Spule.

Selbitz. Sollte man nicht schludern? Seht nur, liebe, traute Frau, da sitz' ich vorgestern im bloßen Wams, kraue mir den alten Kopf und verwünsche die viereckten Schelme da. Gleich tritt Georg herein und lädt mich im Namen seines Herrn. Da spring' ich auf, den Mantel um und fort! Nun wird's gleich wieder Kleid, Geld und Kette geben.

Elisabeth. Indessen aber?

Selbitz. Kredit findet sich auch wohl wieder. Eine Anweisung auf den Bürgermeister von Nürnberg ist nicht zu verachten.

Elisabeth. Auch ohne die stehen Euch Kisten und Kasten offen. Bei uns ist mancherlei Vorrat.

Selbitz. Vorsorgliche Hausfrau!

Elisabeth. Um nicht nachzusorgen. Was braucht Ihr denn?

Selbitz. Ungefähr so viel als ein Kind, das auf die Welt kommt. Nahezu alles.

Elisabeth. Steht zu Diensten; drum ist's da.

Selbitz. Nicht umsonst! Wir lassen's schätzen, und vom ersten, was ich auf die Nürnberger gewinne, habt Ihr Eure Bezahlung.

Elisabeth. Nicht doch! unter Freunden? —

Selbitz. Ein Ritter darf nichts geschenkt nehmen, er muß es verdienen: sogar den schönsten Sold, den Minnesold, muß er oft allzu schwer verdienen.

Elisabeth. Ich kann mit Euch nicht markten.

Selbitz. Nun, so fecht' ich im Wams.

Elisabeth. Possen!

Selbitz. Wißt Ihr was, wir spielen um die Ausstattung; gewinne ich sie, so seid Ihr drum; ist mir das Glück zuwider, nun, so wird's im Felde besser gehen, und dann laßt mich gewähren! Jetzt kommt her!

Elisabeth. Ein Ritter nimmt nichts geschenkt, und eine Hausfrau würfelt nicht.

Selbitz. Nun, so wollen wir wetten. Das geht doch?

Elisabeth. Eine Wette? Nun gut, so schlagt sie vor!

Selbitz. Hört mich an! Wenn wir auf unserm Zuge nicht gleich anfangs einen recht hübschen Fang thun, wenn

uns nicht nachher durch Verräterei oder Versehen oder sonst eine Albernheit ein Hauptstreich mißlingt, wenn nicht einer von uns was ans Bein kriegt, wobei ich nur wünsche, daß es mein hölzernes treffe, wenn sich nicht gleich Fürsten und Herren drein legen, daß die Händel verglichen werden, wenn man uns nicht deshalb auf ein halb Dutzend Tagefahrten herumzieht, und wenn wir zuletzt nicht viel reicher nach Hause kehren, als wir jetzt ausreiten: so will ich verloren haben.

Elisabeth. Ihr kennt Euer Handwerk gut genug.

Selbitz. Um es mit Lust zu treiben. Auf alle Fälle denk' ich mich bei dieser Gelegenheit herauszumustern, daß es eine Weile hinreicht.

Elisabeth. Schwerlich, wenn Ihr Eure Feinde immer an der Seite habt.

Selbitz. Die sind völlig wie unsere Rittergenossen: heute Feind, morgen Freund und übermorgen ganz gleichgültig.

Elisabeth. Da kommt mein Herr.

---

9. Auftritt.

Vorige. Götz.

Götz. Gott grüß Euch, Selbitz! Das heißt ein bereiter Freund, ein wackrer, schneller Reitersmann.

Selbitz. Meine Leichtigkeit müßt Ihr eigentlich loben; denn seht, da ich ein hölzern Bein habe, das mich ein wenig unbeholfen macht, so nehm' ich dagegen desto weniger Gepäck zu mir. Nicht wahr, Traute?

Elisabeth. Wohlgethan! Das Nötige findet sich überall.

Selbitz. Aber nicht überall Freunde, die es hergeben.

Elisabeth. Verzieht nur einen Augenblick! Ich lege Euch so viel zurecht, als Ihr braucht, um vor den Nürnbergern mit Ehren zu erscheinen. (ab.)

Selbitz. Nehmt Ihr Euern Georg mit? Das ist ein wackrer Junge.

Götz. Wohl! ich hab' ihn unterwegs beschieden. Jetzt ist er zu Weislingen.

Selbitz. Mit dem seid Ihr wieder versöhnt: das hat mich recht gefreut. Es ging freilich ein wenig geschwind, daß ich's nicht ganz begreifen konnte.

Götz. Ganz natürlich war's doch! Zu ihm war mir die Neigung angeboren, wie aus Einfluß der Planeten; mit

ihm verlebt' ich meine Jugend, und als er sich von mir entfernte, mir schadete, konnt' ich ihn doch nicht hassen. Aber es war mir ein unbequemes Gefühl. Sein Bild, sein Name stand mir überall im Wege. Ich hatte eine Hälfte verloren, die ich wieder suchte. Besser mocht' es ihm auch nicht gehen; denn so bald, als wir uns wiedersahen, stellte sich das alte Verhältnis her, und nun ist's gut: ich bin zufrieden, und mein Thun geht wieder aus dem Ganzen.

Selbitz. Welchen Vorschub wird er Euch leisten bei dieser Fehde gegen die Nürnberger und künftig?

Götz. Seine Freundschaft, seine Gunst ist schon bedeutend, wenn er mir nur nicht schadet, meine Freunde fördert, meinen Feinden nicht beisteht. Er wird sich ruhig halten, sich in meine Händel nicht mischen; die wollen wir beide, von wackern Knechten unterstützt, schon ausfechten.

---

10. Auftritt.

Vorige. Faud.

Götz. Nun sieh da! Wieder zurück, alter Getreuer? Hast du Leute gefunden? Hast du genugsam angeworben?

Faud. Nach Wunsch und Befehl. Sechs Reisige, zehn Fußknechte, die liegen in den Dörfern umher, daß es kein Aufsehen gebe; sechs Neulinge bring' ich mit, die einen ersten Versuch wagen wollen. Ihr müßt sie bewaffnen; zuschlagen werden sie schon. Und nun zu Pferde! denn zugleich nebst der Mannschaft bring' ich die Nachricht, daß die Nürnberger Kaufleute schon zur Frankfurter Messe ziehen.

Selbitz. Die haben sich zeitig aufgemacht.

Götz. Sollten sie was gemerkt haben?

Faud. Gewiß nicht; sie ziehen schwach geleitet.

Götz. Auf denn, zur Warenschau!

Selbitz. Von ihrem Tand begehr' ich nichts:
Doch wirklich würde mir behagen
Ein goldner Kettenschmuck herab bis auf den Magen;
Den hab' ich lange nicht getragen. (Alle ab.)

---

11. Auftritt.

Wald.

Nürnberger Kaufleute.

Erster Kaufmann. Lagern wir uns hier, indessen die Wagen dort unten vorbeiziehen.

Zweiter Kaufmann. Gebt den Kober! Ihr sollt mich wieder einmal rühmen, wie ich für kalte Küche gesorgt habe.

Erster Kaufmann. Noch nie bin ich so getrost nach Frankfurt auf die Messe gezogen. Diesmal hab' ich nur Tand und Spielzeug mit. So lange die Kinder nicht aussterben, hat mancher Verleger bequem zu leben.

Zweiter Kaufmann. Ich habe für die Weiber gesorgt. Auch die sind gute Kunden.

(Sie machen Anstalt, sich zu lagern.)

Erster Kaufmann. Sieh dort unten. sieh! Was ist das? Heiliger Gott! Reiter aus dem Walde! Gerad auf die Wagen los.

Zweiter Kaufmann. Wir sind verloren! Ritter und Reiter! Sie halten den Zug an. Hinunter! Hinunter!

Erster Kaufmann. Ich nicht.

Alle. Weh uns!

---

12. Auftritt.

Vorige. Georg im Hintergrunde.

Georg. Mein Herr muß nicht weit sein; hier erfahr' ich es vielleicht. Hört, Kameraden!

Erster Kaufmann. Ach Gott, auch von der Seite! Da sind wir nicht zu retten.

Zweiter Kaufmann. Das ist wohl ein anderer! Der gehört nicht dazu. Der hilft uns. Sprich ihn an!

Erster Kaufmann. Was schafft Ihr, edler Herr?

Georg. Nicht edler Herr, wohl aber ehrlicher Knabe! Wie steht's hier? Habt ihr keine Ritter und Reiter gesehen?

Erster Kaufmann. Wohl! da blickt nur hinab! Dort halten sie den Zug an, dort schlagen sie die Fuhrleute. Schon müssen die ersten vom Weg ablenken. O ihr schönen Waren, ihr bunten Pfeifen und Trompeten, ihr allerliebsten Pferdchen und Rasseln, ihr werdet am Main nicht feilgeboten werden. Helft uns, bester junger Mann! Habt Ihr nie-

mand bei Euch? Wenn Ihr sie nur irre machtet, nur einen Augenblick Aufschub! Gibt's denn keine Kriegslist?

Georg. Es geht nicht. Ich kann euch nicht helfen, bin zu wenig gegen so viele.

Zweiter Kaufmann. Lieber Junge! Herzensjunge! so deck' uns nur den Rücken, daß sie uns nicht nachkommen! Wir wollen in die nächsten Dörfer und Sturm läuten; wir wollen die ganze Landschaft gegen das Raubgesindel aufregen.

(Die Kaufleute sind im Begriff, hinwegzueilen.)

Georg (zieht). Halt! Keiner mucke von der Stelle! Wer sich rührt, ist des Todes. Das ist mein Herr, Götz von Berlichingen, der euch züchtigt.

Alle. O weh, der Götz!

Georg. Ja, der Götz, an dem ihr so übel handelt, dem ihr einen guten, wackern Knaben an die Bamberger verrietet. In dessen Hand seid ihr. Da seh' ich ihn kommen.

---

13. Auftritt.

Vorige. Götz. Faud. Knechte.

Götz (zu den Knechten). Durchsucht hier den Wald! hier müssen sich die Kaufleute verbergen. Sie waren von den Wagen abgegangen, die Fußsteige. Daß keiner entrinnt und uns im Lande unzeitige Händel macht!

Georg (hinzutretend). Ich hab' Euch schon vorgearbeitet. Hier sind sie.

Götz. Braver Junge! Tausendmal willkommen! Du allein? Bewacht sie genau! Aufs genauste! (Faud und Knechte mit den Kaufleuten ab.) Nun sprich, guter Georg! Was bringst du? Was macht Weislingen? Wie sieht es auf seiner Burg aus? Bist du glücklich hin und wieder gelangt? Sprich, erzähle!

Georg. Wie soll ich es recht fassen? Ich bringe keine glückliche Botschaft.

Götz. Wie so?

Georg. Hört mich an! Ich that, wie Ihr befahlt, nahm den Kittel des Bambergischen und sein Zeichen, und damit ich doch mein Essen und Trinken verdiente, geleitete ich Reineckische Bauern gegen den Main zu.

Götz. In der Verkappung? Das hätte dir übel geraten können.

Georg. So denk' ich auch hinterdrein. Ein Reitersmann, der das voraus denkt, wird keine große Sprünge machen. Aber Weislingen fand ich nicht auf seinem Schlosse.

Götz. So ist er länger am Hof geblieben, als er anfangs willens war.

Georg. Leider! Und als ich es erfuhr, gleich in die Stadt.

Götz. Das war zu kühn!

Georg. Ich hoff' Euch noch besser zu bedienen. Nun hört' ich im Wirtshause, Weislingen und der Bischof seien ausgesöhnt. Man sprach viel von einer Heirat mit der Witwe des von Walldorf.

Götz. Gespräche!

Georg. Hört nur! Ich drängte mich ins Schloß, sah ihn, wie er die Frau zur Tafel führte. Sie ist schön, bei meinem Eid! sie ist schön! Wir bückten uns alle, sie dankte uns allen. Er nickte mit dem Kopf und sah sehr vergnügt. Sie gingen vorbei, und das Volk murmelte: Ein schönes Paar!

Götz. Das ist nicht gut.

Georg. Das Schlimmere folgt. Nachher paßt' ich wieder auf; endlich sah ich ihn kommen: er war allein mit einem Knaben. Ich stund unten an der Treppe und sagte zu ihm: Ein paar Worte von Eurem Berlichingen! Er war bestürzt; ich sah das Geständnis seines Lasters auf seinem Gesicht; er hatte kaum das Herz, mich anzusehen, mich, einen schlechten Reitersjungen.

Götz. Erzähle du und laß mich richten!

Georg. Du bist Bambergisch? sagte er. Ich bring' Euch einen Gruß vom Götz, sagt' ich, und soll fragen — Komm an mein Zimmer! sagt' er, wir wollen weiter reden.

Götz. Kamst du?

Georg. Wohl kam ich. Und mußt' im Vorsaal stehen, lange, lange. Und die seidenen Buben beguckten mich von vorn und hinten. Ich dachte: Guckt ihr! — Endlich führte man mich hinein. Da bracht' ich Gruß und Anliegen und merkte wohl, daß ich nicht gelegen kam. Da wollt' er mich mit leeren Worten abspeisen: weil ich aber wohl wußte, worauf es ankam und Verdacht hatte und mich vorbereitet hatte, so ließ ich ihn nicht los. Da that er feindlich böse wie einer, der kein Herz hat und es nicht will merken lassen. Er verwunderte sich, daß ihn ein Reitersjunge zur Rede setzen sollte. Das verdroß mich. Da fuhr ich heraus und sagte:

es gäbe nur zweierlei Leute, Brave und Schurken, und ich diente Götzen von Berlichingen. Nun fing er an und schwätzte allerlei verkehrtes Zeug, das darauf hinaus ging, Ihr hättet ihn übereilt, er sei Euch keine Pflicht schuldig und wolle mit Euch nichts zu thun haben.

Götz. Hast du das aus seinem Munde?

Georg. Das, und noch mehr. Er drohte mir —

Götz. Genug! — Das sollte mir also begegnen!

Georg. Faßt Euch, guter Herr, wir wollen auch ohne ihn schon zurecht kommen.

Götz. Wie beschämt stehen wir da, wenn man uns das Wort bricht! Daß wir dem Heiligsten vertrauten, erscheint nun als täppischer Blödsinn. Jener hat recht, der uns verriet. Er ist nun der Kluge, der Gewandte; ihn lobt, ihn ehrt die Welt; er hat sich aus der Schlinge gezogen, und wir stehen lächerlich da und beschauen den leeren Knoten.

Georg. Kommt, Herr! zu den Wagen, daß ich den glücklichen Fang sehe!

Götz. Die ziehen ruhig dahin; dieser Fang ist geglückt: aber jene Beute, die schönere, wünschenswertere, sie ist verloren, das Herz eines alten Freundes. Ich hielt es nur einen Augenblick wieder in Händen.

Georg. Vergeßt ihn! Er war vor- und nachher Eurer nicht wert.

Götz. Nein, vergessen will ich ihn nicht, nicht vergessen diesen schändlichen Wortbruch. Mit Versprechen und Handschlag, mit Eid und Pflicht soll mich niemand mehr ankörnen. Wer in meiner Gewalt ist, soll's fühlen. So lange ich ihn festhalte, soll er leiden. Das schwerste Lösegeld soll ihn erst spät befreien.

Faud (hinter der Szene). Haltet! haltet!

Götz. Was gibt's?

Faud (hervortretend). Verzeiht uns, Herr! Bestraft uns! Ein paar Nürnberger sind entwischt.

Götz. Nach! geschwind nach! Die Verräter!

Georg. Geschwind! Sie drohten, Sturm zu läuten!

Götz. Die übrigen haltet fest! Sogleich sollen sie gebunden werden, scharf gebunden. Laßt sie niederknien in einen Kreis, wie arme Sünder, deren Haupt vom Schwerte fallen soll, und wartet auf mein Geheiß!

Georg. Bedenkt, bester Herr —

Götz. Richte meinen Befehl aus! (**Georg, Faud und Knechte ab.**)

---

14. Auftritt.

Götz, nachher Georg.

Götz. An ihrer Todesangst will ich mich weiden, ihre Furcht will ich verspotten. O, daß ich an ihnen nicht blutige Rache nehmen darf! — Und wie? Götz, bist du auf einmal so verändert? Haben fremde Fehler, fremde Laster auf dich solch einen Einfluß, daß du dem ritterlichen Wesen entsagst und gemeiner Grausamkeit fröneſt? Verwandelst du schon deine Waffenbrüder in Schergen, die schmerzlich binden, durch Herabwürdigung des Missethäters den Tod verkündigen? In einer solchen Schule soll dein wackerer Georg heranwachsen? — Mögen die hinziehen, die nicht mehr schaden können, die schon durch den Verlust ihrer Güter genugsam gestraft sind! (Er macht einige Schritte.) Aber, Marie, warum trittst du so vor mich, blickst mich mit deinen holden Augen an und scheinst nach deinem Bräutigam zu fragen? Vor dir muß ich zur Erde niedersehen; dich hat mein übereiltes Zutrauen unglücklich gemacht, unglücklich auf zeitlebens. Ach, und in diesem Augenblicke weißt du noch nicht, was bevorsteht, nicht, was schon geschehen ist. Hinausblickst du vom hohen Erker nach der Straße, erwartest deinen Bruder und spähst, ob er nicht vielleicht den Bräutigam herbeiführe. Ich werde kommen, doch er wird ausbleiben — wird ausbleiben — bis ich ihn heranschleppe wider seinen Willen, und gefesselt, wenn ich ihn anders erreichen kann. Und so sei's abgeschlossen! Ermanne dich, Götz, und denk' an deine Pflicht!

Georg (mit einem Schmuckkästchen). Laßt nun den Scherz vorbei sein! sie sind geschreckt genug. Weiter wolltet Ihr doch nichts. Ihr sagtet ja so oft, Gefangene müsse man nie mißhandeln.

Götz. Ja, guter Junge, so ist es! Geh und binde sie los! Bewache sie bis Sonnenuntergang, dann laß sie laufen und zieh uns nach!

Georg. Da ist einer drunter, ein hübscher junger Mann. Wie sie ihn binden wollten, zog er das Kästchen aus dem Busen und sagte: Nimm das für mein Lösegeld, es ist ein Schmuck, den ich meiner Braut zur Messe bringe.

Götz. Seiner Braut?

Georg. So sagte der Bursche. Schon fünf Messen dauert unsere Bekanntschaft; sie ist eines reichen Mannes Tochter; diesmal hofft' ich getraut zu werden. Nimm den

Schmuck, es ist das Schönste, was Nürnberger Goldschmiede machen können; auch die Steine sind von Wert, nimm und laß mich entwischen!

Götz. Hast du ihn fort gelassen?

Georg. Gott bewahre! Ich ließ ihn binden, Ihr hattet's befohlen. Euch aber bringe ich den Schmuck; der mag wohl zur Beute gehören. Für den Burschen aber bitt' ich und für die andern.

Götz. Laß sehen!

Georg. Hier.

Götz (den Schmuck beschauend). Marie! diesmal komme ich nicht in Versuchung, dir ihn zu deinem Feste zu bringen. Doch du, gute, edle Seele, würdest dich selbst in deinem Unglück eines fremden Glückes herzlich erfreuen. In deine Seele will ich handeln! — Nimm, Georg! Gib dem Burschen den Schmuck wieder. Seiner Braut soll er ihn bringen und einen Gruß vom Götz dazu!

(Wie Georg das Kästchen anfaßt, fällt der Vorhang.)

Dritter Aufzug.

Lustgarten zu Augsburg.

1. Auftritt.

Zwei Nürnberger Kaufleute.

Erster Kaufmann. So sehen wir doch bei dieser Gelegenheit den Reichstag zu Augsburg, Kaiserliche Majestät und die größten Fürsten des heiligen Römischen Reichs beisammen.

Zweiter Kaufmann. Ich wollte, wir hätten unsere Waren wieder, und ich thät' ein Gelübde, niemals ein höheres Haupt anzusehen, als unsern Bürgermeister zu Nürnberg.

Erster Kaufmann. Die Sitzung war heute schnell geendigt; der Kaiser ist in den Garten gegangen. Hier wollen wir stehen; denn da muß er vorbei. Er kommt eben die lange Allee herauf.

Zweiter Kaufmann. Wer ist bei ihm?

Erster Kaufmann. Der Bischof von Bamberg und Adelbert von Weislingen.

Zweiter Kaufmann. Gerade recht! das sind Freunde der Ordnung und Ruhe.

Erster Kaufmann. Wir thun einen Fußfall, und ich rede.

Zweiter Kaufmann. Wohl! Da kommen sie.

Erster Kaufmann. Er sieht verdrießlich aus; das ist ein übler Umstand!

---

2. Auftritt.

Der Kaiser. Bischof von Bamberg. Weislingen. Gefolge. Vorige, an der Seite.

Weislingen. Euer Majestät haben die Sitzung unmutig verlassen.

Kaiser. Ja! Wenn ich sitzen soll, so muß etwas ausgemacht werden, daß man wieder nachher wandern und reiten kann. Bin ich hieher gekommen, um mir die Hindernisse vorerzählen zu lassen, die ich kenne? Sie wegzuschaffen, davon ist die Rede.

Kaufleute (treten vor und werfen sich dem Kaiser zu Füßen). Allerdurchlauchtigster! Großmächtigster! —

Kaiser. Wer seid ihr? Was gibt's? Steht auf!

Erster Kaufmann. Arme Kaufleute von Nürnberg, Euer Majestät Knechte, und flehen um Hilfe. Götz von Berlichingen und Hans von Selbitz haben unser dreißig, die auf die Frankfurter Messe zogen, niedergeworfen, beraubt und äußerst mißhandelt. Wir bitten Eure Kaiserliche Majestät um Hilfe und Beistand; sonst sind wir alle verdorbene Leute, genötigt, unser Brot zu betteln.

Kaiser. Heiliger Gott! heiliger Gott! was ist das? Der eine hat nur eine Hand, der andere nur ein Bein; wenn sie denn erst zwo Hände hätten und zwo Beine, was wolltet ihr dann thun?

Erster Kaufmann. Wir bitten Eure Majestät unterthänigst, auf unsre bedrängten Umstände mitleidig herabzuschauen.

Kaiser. Wie geht's zu? Wenn ein Kaufmann einen Pfeffersack verliert, soll man das ganze Reich aufmahnen; und wenn Händel vorhanden sind, daran Kaiserlicher Majestät und dem Reiche viel gelegen ist, daß es Königreich, Fürstentum, Herzogtum und anderes betrifft, so kann euch kein Mensch zusammenbringen!

Weislingen (zu den Kaufleuten, die sich betrübt zurückziehen und auf eine Seite kommen). Ihr kommt zur ungelegenen Zeit. Geht und verweilt einige Tage hier!

Kaufleute. Wir empfehlen uns zu Gnaden. (ab.)

Kaiser. Immer kleine Händel, die den Tag und das Leben wegnehmen, ohne daß was Rechts gethan wird. Jeder Krämer will geholfen haben, indes gegen den grimmigen Feind des Reichs und der Christenheit niemand sich regen will.

Weislingen. Wer möchte gern nach außen wirken, so lange er im Innern bedrängt ist? Ließen sich die Empfindlichkeiten des Augenblicks mildern, so würde sich bald zeigen, daß übereinstimmende Gesinnungen durch alle Gemüter walten und hinreichende Kräfte vorhanden sind.

Kaiser. Glaubt Ihr?

Bischof. Es käme nur darauf an, sich zu verständigen. Mit nichten ist es ganz Deutschland, das über Beunruhigung klagt: Franken und Schwaben allein glimmt noch in den Resten eines innerlichen, verderblichen Bürgerkrieges; und auch da sind viele der Edlen und Freien, die sich nach Ruhe sehnen. Hätten wir einmal diesen hochfahrenden Sickingen, diesen unstäten Selbitz, diesen Berlichingen auf die Seite geschafft, die übrigen Fehdeglieder würden bald zerfallen, denn nur jene sind's, deren Geist die aufrührerische Menge belebt.

Kaiser. Im Grunde lauter tapfre, edle Männer, oft nur durch Bedrängungen aufgehetzt. Man muß sie schonen, sich ihrer versichern und, ging' es endlich gegen den Türken, ihre Kräfte zum Vorteil des Vaterlands benutzen.

Bischof. Möchten sie doch von jeher gelernt haben, einer höhern Pflicht zu gehorchen. Denn sollte man den abtrünnigen Aufrührer durch Zutrauen und Ehrenstellen belohnen? Eben diese kaiserliche Milde und Gnade mißbrauchten sie bisher so ungeheuer: darin findet ihr Anhang seine Sicherheit, daher nährt er seine Hoffnungen und wird nicht eher zu bändigen sein, als bis man sie vor den Augen der Welt zunichte gemacht und ihnen jede Aussicht auf die Zukunft abgeschnitten hat.

Kaiser. Milde muß vorangehn, eh Strenge sich würdig zeigen kann.

Weislingen. Nur durch Strenge wird jener Schwindelgeist, der ganze Landschaften ergreift, zu bannen sein. Hören wir nicht schon hier und da die bittersten Klagen der Edlen, daß ihre Unterthanen, ihre Leibeigenen sich auflehnen, gegen

die hergebrachte Oberherrschaft rechten und wohlerworbene Befugnisse zu schmälern drohen? Welche gefährliche Folgen sind nicht zu erwarten! Nun aber geben die Klagen der Nürnberger Kaufleute wohl Anlaß, gegen Berlichingen und Selbitz zu verfahren.

Kaiser. Das läßt sich hören. Doch wünschte ich, daß ihnen kein Leid geschehe.

Weislingen. Man würde suchen, sie gefangen zu nehmen; sie müßten Urfehde schwören, auf ihren Schlössern ruhig zu bleiben und nicht aus dem Bann zu gehen.

Kaiser. Verhielten sie sich alsdann gesetzlich, so könnte man sie wieder zu zweckmäßiger Thätigkeit ehrenvoll anstellen.

Bischof. Wir alle wünschen sehnlichst, daß die Zeit bald erscheinen möge, wo Euer Majestät Gnade über alle leuchten kann.

Kaiser. Mit den ernstlichsten Gesinnungen, die innere Ruhe Deutschlands, kost' es, was es wolle, baldigst herzustellen, will ich die morgende Session eröffnen.

Weislingen. Ein freudiger Zuruf wird Euer Majestät das Ende der Rede ersparen, und Hilfe gegen den Türken wird sich als unmittelbare Folge so weiser, väterlicher Vorkehrungen zeigen.

(Der Kaiser, Bischof und Gefolge ab.)

---

5. Auftritt.

Weislingen. Franz.

Franz (der gegen den Schluß des vorigen Auftritts sich im Grunde sehen lassen und Weislingen zurückhält). Gnädiger Herr!

Weislingen (sich umkehrend). Was bringst du?

Franz. Adelheid verlangt, Euch zu sprechen.

Weislingen. Gleich jetzt?

Franz. Sie verreist noch diesen Abend.

Weislingen. Wohin?

Franz. Ich weiß nicht — Hier ist sie schon. (Für sich.) O, wer sie begleiten dürfte! Ich ging' mit ihr durch Wasser und Feuer und bis ans Ende der Welt. (ab.)

---

4. Auftritt.

Weislingen. Adelheid.

Weislingen. So eilig, schöne Dame? Was treibt Euch so schnell aus der Stadt? aus dem Getümmel, wohin Ihr Euch so lebhaft sehntet? von einem Freunde weg, dem Ihr unentbehrlich seid?

Adelheid. In so großen Familien gibt's immer etwas zu schlichten. Da will eine Heirat zurückgehen, an der mir viel gelegen ist. Ein junges, armes Mädchen wehrt sich, einen alten reichen Mann zu nehmen. Ich muß ihr begreiflich machen, welch ein Glück auf sie wartet.

Weislingen. Um fremder Verbindungen willen verspätest du die unsrige.

Adelheid. Desto heitrer, freier werde ich zu dir zurückkehren.

Weislingen. Wirst du denn auch zufrieden sein, wenn wir auf Selbitz und Berlichingen losgehen?

Adelheid. Du bist zum Küssen!

Weislingen. Alles will ich in Bewegung setzen, daß Exekution gegen sie erkannt werde. Diese Namen gereichen uns zum Vorwurf! Ganz Deutschland unterhält sich vom Götz, und seine Verstümmelung macht ihn nur merkwürdiger. Die eiserne Hand ist ein Wahrzeichen, ein Wunderzeichen. Märchen von Verwegenheit, Gewalt, Glück werden mit Lust erzählt, und ihm wird allein zugeschrieben, was hundert andere gethan haben. Selbst kühne Verbrechen erscheinen der Menge preiswürdig. Ja, es fehlt nicht viel, so gilt er für einen Zauberer, der an mehreren Orten zugleich wirkt und trifft. Wo man hinhorcht, hört man seinen Namen.

Adelheid. Und das ist lästig! Einen Namen, den man oft hören soll, muß man lieben oder hassen; gleichgültig kann man nicht bleiben.

Weislingen. Bald soll des Reichs Banner gegen ihn wehen. Dabei nur bin ich verlegen, einen tüchtigen Ritter zu finden, den man zum Hauptmann setzte.

Adelheid. O! Gewiß meinen Oheim, den Edlen von Wanzenau.

Weislingen. Warum nicht gar! den alten Träumer, den unfähigen Schleppsack.

Adelheid. Man muß ihm einen jungen raschen Ritter

zugeben! Zum Beispiel seiner Schwester Stiefsohn, den feurigen Werdenhagen.

Weislingen. Den Unbesonnenen, Tollkühnen? Dadurch wird die Sache um nichts besser.

Adelheid. Seht euch nur nach recht wackerm Kriegsvolk um, die tüchtig zuschlagen.

Weislingen. Und unter solchen Führern bald zu viel, bald zu wenig thun.

Adelheid. Da gebt ihnen noch einen klugen Mann mit.

Weislingen. Das wären drei Hauptleute für einen. Hast du den Klugen nicht auch schon ausgefunden?

Adelheid. Warum nicht? Den von Blinzkopf.

Weislingen. Den schmeichlerischen Schelmen? Tückisch ist er, nicht klug; feig, nicht vorsichtig.

Adelheid. Im Leben muß man's so genau nicht nehmen; das gilt doch eins fürs andere.

Weislingen. Zum Scheine, nicht bei der That. Die Stellen würden schlecht besetzt sein.

Adelheid. Die Stellen sind um der Menschen willen da. Was wüßte man von Stellen, wenn es keine Menschen gäbe?

Weislingen. Und unsre Verwandten sind die echten Menschen?

Adelheid. Ein jeder denkt an die Seinigen.

Weislingen. Heißt es nicht auch für die Seinigen sorgen, wenn man fürs Vaterland besorgt ist?

Adelheid. Ich verehre deine höhern Ansichten, muß aber um Verzeihung bitten, wenn ich dich für die Zeit meines Wegseins noch mit kleinen Aufträgen beschwere.

Weislingen. Sage nur! Ich will gedenken.

Adelheid. Der genannten drei Ritter zur Expedition gegen Berlichingen gedenkst du.

Weislingen. Gedenk' ich, aber nicht gern. Es wird zu überlegen sein.

Adelheid. Du mußt mir's zuliebe thun, da ist's bald überlegt. Laß mich nicht mit Schimpf bestehen! Mein Oheim verzeiht mir's nie.

Weislingen. Du sollst weiter davon hören.

Adelheid. Karln von Altenstein, den Knappen des Grafen von Schwarzburg, möcht' ich noch zum Ritter geschlagen wissen, eh der Reichstag aus einander geht.

Weislingen. Wohl!

Adelheid. Das Kloster Sankt Emmeran wünscht einige Befreiungen. Das ist beim Kanzler wohl zu machen.

Weislingen. Wird sich thun lassen.

Adelheid. Am hessischen Hofe ist das Schenkenamt erledigt, am pfälzischen die Truchsessenstelle. Jene, nicht wahr? unserm Freund Braunau, diese dem guten Mirsing.

Weislingen. Den letzten kenne ich kaum.

Adelheid. Desto besser kannst du ihn empfehlen. Ja, diese Freude machst du mir gewiß, um so mehr, als seine Mitwerber, die Rothenhagen und Altwyl, meine Feinde sind, wo nicht öffentlich, doch im stillen. Das Vergnügen, unsern Widersachern zu schaden, ist so groß, ja, noch größer, als die Freude, den Freunden zu nützen. Vergiß nur nichts!

Weislingen. Wie werd' ich d a s alles im Gedächtnis behalten?

Adelheid. Ich will einen Staren abrichten, der dir die Namen immer wiederholen und „bitte! bitte!" hinzufügen soll.

Weislingen. Kann er deinen Ton erhaschen, so ist freilich alles gewährt und gethan. (ab.)

---

5. Auftritt.

Adelheid. Franz, der, seinem Herrn zu folgen, über das Theater geht.

Adelheid. Höre, Franz!

Franz. Gnädige Frau?

Adelheid. Kannst du mir nicht einen Staren verschaffen?

Franz. Wie meint Ihr das?

Adelheid. Einen ordentlichen, gelehrigen Staren.

Franz. Welch ein Auftrag! Ihr denkt Euch etwas anders dabei.

Adelheid. Oder willst du selbst mein Star werden? Du lernst doch wohl geschwinder ein, als ein Vogel?

Franz. Ihr wollt mich selbst lehren?

Adelheid. Ich hätte wohl Lust, dich abzurichten.

Franz. Zieht mich nach Eurer Hand! Befehlt über mich!

Adelheid. Wir wollen einen Versuch machen.

Franz. Jetzt gleich?

Adelheid. Auf der Stelle.

Franz. Nehmt mich mit.

Adelheid. Das ginge nun nicht.

Franz. Was Ihr wollt, geht auch. Laßt mich nicht hier!

Adelheid. Eben hier sollst du mir dienen.

Franz. In Eurer Abwesenheit?

Adelheid. Hast du ein gut Gedächtnis?

Franz. Für Eure Worte. Ich weiß noch jede Silbe, die Ihr mir das erste Mal in Bamberg sagtet; ich höre noch den Ton, sehe noch Euren Blick. Er war sanfter als der, mit dem Ihr mich jetzt anseht.

Adelheid. Nun höre, Franz!

Franz. Nun seht Ihr schon milder aus.

Adelheid. Merke dir einige Namen!

Franz. Welche?

Adelheid. Den Ritter Wanzenau.

Franz. Gut.

Adelheid. Den jungen Werdenhagen.

Franz. Er soll nicht vergessen werden.

Adelheid. Den hessischen Schenken.

Franz. Mit Becher und Kredenzteller immer gegenwärtig.

Adelheid. Den pfälzischen Truchsessen.

Franz. Ich seh' ihn immer vorschneiden.

Adelheid. Das Kloster Sankt Emmeran.

Franz. Mit dem Abt und allen Mönchen.

Adelheid. Den schönen von Altenstein.

Franz. Der ist mir ohnehin immer im Wege.

Adelheid. Hast du alle gemerkt?

Franz. Alle.

Adelheid. Du sollst sie meinem Gemahl wiederholen.

Franz. Recht gern. Daß er ihrer gedenke!

Adelheid. Mach' es auf eine artige Weise!

Franz. Das will ich versuchen.

Adelheid. Auf eine heitere Weise, daß er gern daran denke.

Franz. Nach Möglichkeit.

Adelheid. Franz!

Franz. Gnädige Frau!

Adelheid. Da fällt mir was ein.

Franz. Befehlt!

Adelheid. Du stehst oft so nachdenklich.

Franz. Fragt nicht, gnädige Frau!

Adelheid. Ich frage nicht, ich sage nur. Unter der Menge in dich gekehrt, bei der nächsten Umgebung zerstreut —

Franz. Vergebt!

Adelheid. Ich tadle nicht; denn sieh —

Franz. O Gott!

Adelheid. Ich halte dich für einen Poeten.

Franz. Spottet Ihr mein wie andere?

Adelheid. Du machst doch Verse?

Franz. Manchmal.

Adelheid. Nun, da könntest du die Namen in Reime bringen und sie dem Herrn vorsagen.

Franz. Ich will's versuchen.

Adelheid. Und immer zum Schluß mußt du „bitte! bitte!" hinzufügen.

Franz. Bitte! bitte!

Adelheid. Ja! aber dringender; recht aus dem Herzen.

Franz (mit Nachdruck). Bitte! bitte!

Adelheid. Das ist schon besser.

Franz (ihre Hand ergreifend, mit Leidenschaft). Bitte! bitte!

Adelheid (zurücktretend). Sehr gut! Nur haben die Hände nichts dabei zu thun. Das sind Unarten, die du dir abgewöhnen mußt.

Franz. Ich Unglücklicher!

Adelheid (sich ihm nähernd). Einen kleinen Verweis mußt du so hoch nicht aufnehmen. Man straft die Kinder, die man liebt.

Franz. Ihr liebt mich also?

Adelheid. Ich könnte dich als Kind lieben; nun wirst du mir aber so groß und ungestüm. — Das mag nun sein! Lebe wohl, gedenk' an die Reime, und besonders üben mußt du dich, sie recht schön vorzutragen. (ab.)

---

6. Auftritt.

Franz (allein).

Die Namen in Reime zu bringen, sie dem Herrn vorsagen? O ich unglücklicher, ungeschickter Knabe! Aus dem Stegreif die Reime zu machen, wie leicht war das! Und wie erlaubt, ihr selbst vorzusagen, was ich sonst nicht zu lallen wagte. O Gelegenheit, Gelegenheit! Wann kommst du mir wieder! Zum Beispiel, ich durfte nur anfangen:

Beim alten Herrn von Wanzenau
Gedenk' ich meiner gnäd'gen Frau;
Beim Marschall, Truchseß, Kämmrer, Schenken
Muß ich der lieben Frau gedenken.

Seh' ich den schönen Altenstein,
So fällt sie mir schon wieder ein.
Lobt sie den tapfern Werdenhagen,
Ich möchte gleich mit ihm mich schlagen.
Die ganze Welt, ich weiß nicht, wie,
Weist immer mich zurück auf sie.
O, wie beseligst du mich ganz,
Nennst du mich einmal deinen Franz
Und fesselst mich an deine Tritte!
O schöne Gnäd'ge, bitte, bitte! (ab.)

---

7. Auftritt.

Jaxthausen.

Saal.

Sickingen. Götz.

Götz. Euer Antrag überrascht mich, teuerster Sickingen. Laßt mich nur erst wieder zur Besinnung gelangen.

Sickingen. Ja, Götz! Ich bin hier, deine edle Schwester um ihr Herz und ihre Hand zu bitten.

Götz. So wünscht' ich, du wärst eher gekommen. Warum sollt' ich's verhehlen? Weislingen hat während seiner Gefangenschaft ihre Liebe gewonnen, um sie angehalten, und ich sagte sie ihm zu. Ich hab' ihn losgelassen, den Vogel, und er verachtet die gütige Hand, die ihm in der Not das Futter reichte. Er schwirrt herum, weiß Gott auf welcher Hecke seine Nahrung zu suchen.

Sickingen. Ist das so?

Götz. Wie ich sage.

Sickingen. Er hat ein doppeltes Band zerrissen. Wohl Euch, daß Ihr mit dem Verräter nicht näher verwandt worden!

Götz. Sie sitzt, das arme Mädchen, und verbetet ihr Leben.

Sickingen. Wir wollen sie zu singen machen.

Götz. Wie? Entschließt Ihr Euch, eine Verlassene zu heiraten?

Sickingen. Es macht euch beiden Ehre, von ihm betrogen worden zu sein. Soll darum das arme Mädchen in ein Kloster gehn, weil der erste Mann, den sie kannte, ein Nichtswürdiger war? Nein doch! ich bleibe darauf, sie soll Königin von meinen Schlössern werden.

Götz. Ich sage Euch, sie war nicht gleichgültig gegen ihn.

Sickingen. Traust du mir nicht zu, daß ich den Schatten eines Elenden sollte verjagen können? Laß uns zu ihr!

Götz. Und soll ich mich nicht verwundern, daß Ihr, der Ihr so weit umherschaut, Eure Blicke nicht nach einer reichen Erbin wendet, die Euch Land und Leute zubrächte, anstatt daß ich Euch mit Marien nicht viel mehr als sie selbst übergeben kann?

Sickingen. Eine Frau suche ich für meine Burgen und Gärten. In meinen Weilern, an meinen Teichen hoffe ich sie zu finden; dort soll sie sich ein eignes Reich bereiten. Im Kriegsfelde, bei Hofe will ich allein stehen; da mag ich nichts Weibliches neben mir wissen, das mir angehört.

Götz. Der echte Rittersinn! (Nach der Thüre schauend.) Was gibt's? Da kommt ja Selbitz.

---

8. Auftritt.

Selbitz. Die Vorigen.

Götz. Woher so eilig, alter Freund?

Selbitz. Laßt mich zu Atem kommen!

Götz. Was bringt Ihr?

Selbitz. Schlechte Nachrichten. Da verließen wir uns auf des Kaisers geheime Gunst, von der man uns so manches vorschmeichelte. Nun haben wir die Bescherung!

Götz. Sagt an!

Selbitz. Der Kaiser hat Exekution gegen Euch verordnet, die Euer Fleisch den Vögeln unter dem Himmel und den Tieren auf dem Felde vorschneiden soll.

Sickingen. Erst wollen wir von ihren Gliedern etwas auftischen.

Götz. Exekution? In die Acht erklärt?

Selbitz. Nicht anders!

Götz. So wäre ich denn ausgestoßen und ausgeschlossen wie Ketzer, Mörder und Verräter!

Sickingen. Ihr wißt, Götz, das sind Rechtsformeln, die nicht viel zu bedeuten haben, wenn man sich tapfer wehrt.

Selbitz. Verlogene Leute stecken dahinter, Mißgönner mit Butz, Neid und Praktika.

Götz. Es war zu erwarten, ich hab' es erwartet, und doch überrascht's mich.

Sickingen. Beruhigt Euch!

Götz. Ich bin schon ruhig, indem ich die Mittel überdenke, ihren Plan zu vereiteln.

Sickingen. Gerade zur gelegenen Zeit bin ich hier, Euch mit Rat und That beizustehen.

Götz. Nein, Sickingen! Entfernt Euch lieber! Nehmt selbst Euern Antrag zurück! Verbindet Euch nicht mit einem Geächteten!

Sickingen. Von dem Bedrängten werde ich mich nicht abwenden. Kommt zu den Frauen! Man freit nicht besser und schneller als zu Zeiten des Kriegs und der Gefahr.

Selbitz. Ist so etwas im Werke? Glück zu!

Götz. Nur unter einer Bedingung kann ich einwilligen: Ihr müßt Euch öffentlich von mir absondern. Wolltet Ihr Euch für mich erklären, so würdet Ihr zu sehr ungelegener Zeit des Reichs Feind werden.

Sickingen. Darüber läßt sich sprechen.

Götz. Nein, es muß zum voraus entschieden sein. Auch werdet Ihr mir weit mehr nutzen, wenn Ihr Euch meiner enthaltet. Der Kaiser liebt und achtet Euch. Das Schlimmste, was mir begegnen kann, ist: gefangen zu werden. Dann braucht Euer Vorwort und reißt mich aus meinem Elend, in das unzeitige Hilfe uns beide stürzen könnte.

Sickingen. Doch kann ich ein zwanzig Reiter heimlich zu Euch stoßen lassen.

Götz. Das nehm' ich an. Georg soll gleich in die Nachbarschaft, wo meine Söldner liegen, derbe, wackere, tüchtige Kerls. Die deinigen sollen sich nicht schämen, zu ihnen zu stoßen.

Sickingen. Ihr werdet gegen die Menge wenig sein.

Götz. Ein Wolf ist einer ganzen Herde Schafe zu viel.

Sickingen. Wenn sie aber einen guten Hirten haben?

Götz. Sorg' du! Das sind lauter Mietlinge. Und ferner kann der beste Ritter nichts machen, wenn er nicht Herr von seinen Handlungen ist. Man schreibt ihnen dies und jenes vor; ich weiß schon, wie das geht. Sie sollen nach dem Zettel reiten, indessen wir die Augen aufthun und selbst sehen, was zu schaffen sei.

Sickingen. Nur fort, ohne Zögern bei den Frauen unser Wort anzubringen!

Götz. Recht gern.

Selbitz. Nun laßt mich den Kuppelpelz verdienen!

Götz. Wer ist der Mann, der mit Euch in den Vorsaal kam?

Selbitz. Ich kenne ihn nicht. Ein stattlicher Mann, mit lebhaftem Blick. Er schloß sich an, als er hörte, wir ritten zu Euch.

Götz. Voraus zu den Frauen! Ich folge.

(Sickingen mit Selbitz ab.)

---

9. Auftritt.

Götz. Lerse.

Götz. Gott grüß Euch! Was bringt Ihr?

Lerse. Mich selbst; das ist nicht viel; doch alles, was es ist, biet' ich Euch an.

Götz. Ihr seid willkommen, doppelt willkommen! Ein braver Mann und zu dieser Zeit, da ich nicht hoffte, neue Freunde zu gewinnen, vielmehr den Verlust der alten stündlich fürchtete. Gebt mir Euern Namen!

Lerse. Franz Lerse.

Götz. Ich danke Euch, Franz, daß Ihr mich mit einem wackern Manne bekannt macht.

Lerse. Ich machte Euch schon einmal mit mir bekannt; aber damals danktet Ihr mir nicht dafür.

Götz. Ich erinnere mich Eurer nicht.

Lerse. Es wäre mir leid. Wißt Ihr noch, wie Ihr um des Pfalzgrafen willen Konrad Schotten feind wart und nach Haßfurt auf die Fastnacht reiten wolltet?

Götz. Wohl weiß ich's.

Lerse. Wie Ihr unterwegs bei einem Dorf fünfundzwanzig Reitern begegnetet?

Götz. Richtig. Anfangs hielt ich sie nur für zwölfe und teilte meinen Haufen, es waren unsrer sechzehn; ich hielt am Dorfe hinter der Scheuer, in Willens, sie sollten bei mir vorbeiziehen. Dann wollt' ich ihnen nachrucken, wie ich's mit dem andern Haufen abgeredet hatte.

Lerse. Aber wir sahen Euch und zogen auf eine Höhe am Dorf. Ihr zogt herbei und hieltet unten. Als wir sahen, Ihr wolltet nicht heraufkommen, ritten wir herab.

Götz. Da sah ich erst, daß ich in die Kohlen geschlagen hatte. Fünfundzwanzig gegen achte! Da galt's kein Feiern. Erhard Truchseß durchstach mir einen Knecht; dafür rannt' ich ich ihn vom Pferde. Hätten sie sich alle gehalten wie er und ein Knecht, es wäre mein und meines kleinen Haufens übel gewahrt gewesen.

Lerse. Der Knecht, von dem Ihr sagtet —

Götz. Es war der bravste, den ich gesehen habe. Er setzte mir heiß zu. Wenn ich dachte, ich hätte ihn von mir gebracht, wollt' mit andern zu schaffen haben, war er wieder an mir und schlug feindlich zu. Er hieb mir auch durch den Panzerärmel hindurch, daß es ein wenig gefleischt hatte.

Lerse. Habt Ihr's ihm verziehen?

Götz. Er gefiel mir mehr als zu wohl.

Lerse. Nun, so hoffe ich, daß Ihr mit mir zufrieden sein werdet: ich habe mein Probestück an Euch selbst abgelegt.

Götz. Bist du's? O willkommen! willkommen! Kannst du sagen, Maximilian, du hast unter deinen Dienern einen so geworben?

Lerse. Mich wundert, daß Ihr nicht eher auf mich gefallen seid.

Götz. Wie sollte mir einkommen, daß der mir seine Dienste anbieten würde, der auf das feindlichste mich zu überwältigen trachtete.

Lerse. Eben das, Herr! Von Jugend auf dien' ich als Reitersknecht und hab's mit manchem Ritter aufgenommen. Da wir auf Euch stießen, freut' ich mich. Euren Namen kannt' ich, da lernt' ich Euch kennen. Ihr wißt, ich hielt nicht stand; Ihr saht, es war nicht Furcht; denn ich kam wieder. Kurz, ich lernt' Euch kennen, und von Stund' an beschloß ich, Euch einmal zu dienen.

Götz. Auf wie lange verpflichtet Ihr Euch?

Lerse. Auf ein Jahr, ohne Entgelt.

Götz. Nein, Ihr sollt gehalten werden wie ein andrer, und drüber, wie der, der mir bei Remlin zu schaffen machte.

(Beide ab.)

---

10. Auftritt.

Von einer Anhöhe Aussicht auf eine weite fruchtbare Gegend, hinten an der Seite eine verfallene Warte. Uebrigens Wald, Busch und Felsen.

Zigeunermutter und Knabe, dann Tochter.

Knabe. Mutter! Mutter! Warum so eilig durch die Dörfer durch? an den Gärten vorbei? Mich hungert, habe nichts geschossen.

Mutter. Sieh dich um, ob die Schwester kommt! Lerne

hungern und dursten! Sei Tag und Nacht, im Regen, Schnee und Sonnenschein behend und munter!

Knabe. Die Schwester dort!

Mutter. Das gute Kind! das kühne Mädchen! Da steigt sie schon mit munterm Schritt und glühendem Blick den Hügel herauf.

Tochter. Keine Furcht, Mutter! Die Fähnlein, die im Felde ziehn, sind nicht gegen uns, nicht gegen den Vater, den braunen Vater.

Mutter. Gegen wen denn?

Tochter. Gegen den Rittersmann, den Götz, den wackern Götz. Der Kaiser ächtet solch edles Haupt. Das fragt' ich aus; weissag' es nun den Begegnenden!

Mutter. Sind ihrer viel?

Tochter. Sie teilten sich. Zusammen hab' ich sie nicht gesehen.

Mutter. Hinüber du in des Vaters Revier, daß er alles wisse, der Mann der Brust, der Mann der Faust! Geschwind hinüber und säume nicht! (Tochter ab.)

Knabe. Sie kommen schon.

Mutter. Hier drücke dich ans Gemäuer her, an des alten Gewölbes erwünschten Schutz. (ab.)

---

11. Auftritt.

Vortrab. Sodann Hauptmann. Werdenhagen. Blinzkopf. Fähnlein. Dann Zigeunerin und Knabe.

Hauptmann. Nun, diese Höhe wäre endlich erstiegen; es ist uns aber auch einigermaßen sauer geworden.

Blinzkopf. Dafür laßt's Euch belieben und verweilt hier in Ruhe. Werdenhagen zeigt sich stracks dem Feinde und sucht ihn aus der Burg zu locken. (Werdenhagen ab mit einem Trupp.) Ich will nun auch an meinen Posten zum Hinterhalt.

Hauptmann. Verzieht noch ein wenig, bis ich eingerichtet bin. Mir kann's niemand so ganz recht machen, als Ihr, mein Wertester.

Blinzkopf. Wir kennen unsre Pflicht, erst Eure Diener, dann Soldaten.

Hauptmann. Wo habt Ihr mein Zelt aufgeschlagen?

Blinzkopf. Zunächst hierbei am Walde, hinter einem Felsen, recht im Schatten.

Hauptmann. Ist mein Bettsack abgepackt?

Blinzkopf. Gewiß, Herr Hauptmann.

Hauptmann. Auch meine Feldstühle?

Blinzkopf. Gleichfalls.

Hauptmann. Der Teppich?

Blinzkopf. Soeben wird er herabgenommen.

Hauptmann. Laßt ihn gleich hier aufbreiten! (Es geschieht.) Gebt einen Stuhl! (Setzt sich.) Noch einige Stühle! (Sie werden gebracht.) Nun wünscht' ich auch mein Lustgezelt.

Blinzkopf. Sogleich. Darauf sind wir schon eingerichtet.

Hauptmann (indem eine Art von Baldachin über ihn aufgestellt wird). So recht! Es ist gar zu gemein und unbehaglich, auf rauhem Boden und unter freiem Himmel zu sitzen. Wie sieht es mit dem Flaschenkeller aus?

Blinzkopf. Ist ganz gefüllt und steht hier.

Hauptmann. Einen Tisch! Nun ist's bald recht. Ich mache mir's gern gleich wöhnlich, wenn ich so irgendwo ankomme.

Blinzkopf. Darf ich mich nun beurlauben?

Hauptmann. Ich entlass' Euch nicht gern.

Blinzkopf. Ich muß fort. Zum Hinterhalt braucht's Klugheit und Geduld. Die hat nicht jeder. (ab.)

Hauptmann. Jetzt die Würfel her! Und sagt den Junkern, sobald das Lager geschlagen ist, sollen sie sich einstellen.

Zigeunerknabe (der sich indessen mit seltsamen Gebärden genähert hat, fällt vor dem Hauptmann auf die Kniee). Allerdurchlauchtigster! Großmächtigster! —

Hauptmann. Potz Blaufeuer! das Kind hält mich für den Kaiser! Ich muß doch recht majestätisch aussehen. Stehe auf, Kind! Mutter, bedeut' es, daß ich der Kaiser nicht bin. Mir könnt' es zur Ungnade gereichen, wenn man erführe, daß ich solche Ehrenbezeigungen angenommen.

Mutter. Habt Ihr nicht des Kaisers Brief bei Euch? Habt Ihr nicht Auftrag vom Kaiser?

Hauptmann. Wie weiß das Euer Kind?

Mutter. Es ist ein Sonntagskind; es kann's Euch ansehen.

Hauptmann. Und wie?

Mutter. Wer vom Kaiser einen Auftrag hat, den sieht es mit einem Schein um den Kopf.

Hauptmann. Ich einen Schein um den Kopf?

Mutter. Fragt ihn selbst.

Hauptmann. Ist's wahr, mein Kind? siehst du einen Schein um mein graues Haupt?

Knabe (sich in einer Art von Tanz drehend). Einen lichten Schein, einen milden Schein; er strahlet hell, der güldne Schein; er färbt sich rot, der wilde Schein.

(Schreit und läuft fort.)

Hauptmann. Was hast du, gutes Kind? Bleib! Ich will dir ja nichts zuleide thun.

Knabe (in der Ferne). Ihr seht so fürchterlich aus, so kriegerisch, so siegerisch. Fliehen muß man, zittern und fliehen!

(Schreit und entfernt sich.)

Hauptmann. Nun, so wollt' ich, daß alle meine Feinde Sonntagskinder wären! Nicht nur große Thaten, Wunderthaten wollt' ich thun.

Reisiger. Dort unten gehn die Händel schon los! Sie sind einander in den Haaren.

Hauptmann. O, wer doch jetzt dort unten wäre! Ich fühle mich einen ganz andern Mann, seitdem ich weiß, daß ich einen Schein um den Kopf habe.

Reisiger. Das Gefecht wird immer stärker, man sieht's am Staube.

Hauptmann. Der Hinterhalt ist gewiß zur rechten Zeit hervorgebrochen. Ich muß doch mit Augen sehen, wie es zugeht.

(Er setzt sich langsam in Bewegung.)

Reisiger. Waffnet euch! Rüstet euch! Der Feind ist auf der Höhe.

Hauptmann. Der Feind? Ihr spaßt! Woher käme denn der?

Reisiger. In allem Ernst.

Hauptmann. Ist ihn denn niemand gewahr worden?

Reisiger. Aus den Felsenschluchten steigen sie mit Macht herauf; sie rufen: Sankt Georg und sein Segen! Sankt Georg und sein Degen! Ein Jüngling zieht vor ihnen her, gerüstet und geschmückt wie Sankt Georg selbst. Eure Leute fliehen schon um den Hügel herum. Seht nur hin!

Hauptmann. Rüstet euch! Kommt! Rüstet euch! Schnell! Haltet stand, bis wir in Ordnung sind! O! wenn's doch lauter Sonntagskinder wären! (Alle ab.)

---

12. Auftritt.

Georg. Einige Knechte. Faud. Reichstruppen.

(Die Reichstruppen fliehen.)

Georg (mit einer Fahne). Sie fliehen, ohne sich umzusehen. Welch ein Schrecken überfiel sie! Das kam von Gott.

(Knechte kommen und packen auf.)

Faud. Glück zum Probestück! Das ist gut gelungen; gleich eine Fahne! Du glücklicher Fant! Treib nur das Volk zusammen! das belädt sich schon — Macht euch auf, ihr alten Beine! Ich bin doch noch eher beim Herrn, als die Saumrosse da. (ab.)

Georg. Belastet euch nicht mit Beute! das bleibt am Ende doch unser, wenn wir brav sind. Ihr könnt's nicht lassen? Nun, so versteckt's nur geschwind in die Felsenschluchten, und dann gleich wieder hinab zu Götzen ins Gefecht!

(Knechte räumen meist alles weg.)

Zigeunerknabe. Schöner Knabe, frommer Knabe, willst du hören künftige Dinge? hören, was den schönen, frommen Knaben erwartet?

Georg. Fromm bin ich, deswegen mag ich aus deinem Munde von der Zukunft nichts hören. — Hinunter ins Gefecht mit dem Ehrenzeichen unsrer Vorarbeit!

Zigeunerknabe. Schöner Knabe, frommer Knabe! Deine Hand! Ich sage dir die Wahrheit, die gute Wahrheit.

Georg. Hinweg, du Kobold! Frevelhafte Lügenbrut! Ich vertrau' auf Gott; was der mir beschieden hat, wird mir werden. Ich bete zu meinem Heiligen; der wird mich stärken und schützen. Sankt Georg und sein Segen! Sankt Georg und sein Degen! (ab.)

Knecht (wegschleppend). Sankt Georg und sein Segen!

Zigeunerknabe. Da liegt noch viel, und manches liegt verzettelt an dem Hügel her.

Mutter. Zusammen, was du fassen kannst, und immer ins Gewölb hinein! (Knabe sammelt und verbirgt's.) Das Gefecht zieht sich am Hügel her. Sie bringen einen Verwundeten herauf. (Verbergen sich.)

---

13. Auftritt.

Selbitz verwundet, getragen von Knechten, begleitet von Faud.

Selbitz. Legt mich hierher! Weit genug habt ihr mich geschleppt. Faud, ich dank' dir für das Geleit. Nun zurück zu deinem Herrn, zurück zu Götzen!

Faud. Laßt mich hier! Drunten bin ich unnütz; sie haben meinen alten Knochen dergestalt zugesetzt, daß ich wie gemörselt bin. Kaum tauglich zum Krankenwärter.

Selbitz. Nun denn, ihr Gesunden, fort mit euch! ins Gefecht mit euch! (Knechte ab.) O, wer doch wüßte, wie's dort unten zugeht!

Faud. Geduld! Auf der Mauer da sieht man sich weit um.

(Er steigt hinauf.)

Selbitz. Hier sitzen wir nun, vielleicht um nicht wieder aufzustehen. Das muß ein Reitersmann jeden Tag erwarten, und wenn's kommt, will's einem doch nicht gefallen.

Faud (oben). Ach, Herr!

Selbitz. Was siehst du?

Faud. Eure Reiter fliehen ins weite Feld.

Selbitz. Höllische Schurken, ich wollte, sie stünden, und ich hätte eine Kugel vor den Kopf. Siehst du Götzen?

Faud. Die drei schwarzen Federn seh' ich mitten im Getümmel.

Selbitz. Schwimme, braver Schwimmer! Ich bin leider an den Strand geworfen.

Faud. Ein weißer Federbusch. Wer ist das?

Selbitz. Jost von Werdenhagen.

Faud. Götz drängt sich an ihn. — Bau! Er stürzt!

Selbitz. Jost?

Faud. Ja, Herr.

Selbitz. Wohl! wohl! Der kühnste und derbste unter allen!

Faud. Weh! weh! Götzen seh' ich nicht mehr.

Selbitz. So stirb, Selbitz!

Faud. Ein fürchterlich Gedräng, wo er stund. Georgs blauer Federbusch verschwindet auch.

Selbitz. Komm herunter! Siehst du Lersen nicht?

Faud. Nichts. Es geht alles drunter und drüber.

Selbitz. Nichts mehr! Komm! Wie halten sich Sickingens Reiter?

Faud. Gut. — Da flieht einer nach dem Wald. — Noch einer! Ein ganzer Trupp! Götz ist hin!

Selbitz. Komm herab!

Faud. Wohl! wohl! Ich sehe Götzen. Ich sehe Georgen.

Selbitz. Zu Pferd?

Faud. Hoch zu Pferd! Sieg! Sieg! Sie fliehen.

Selbitz. Die Reichstruppen?

Faud. Die Fahne mitten drin, Götz hintendrein. Sie zerstreuen sich. Götz erreicht den Fähndrich. — Er hat die Fahne. — Er hält. Eine Handvoll Menschen um ihn herum. Georg mit des Hauptmanns Fahne seh' ich auch.

Selbitz. Und die Flüchtigen?

Faud. Zerstreuen sich überall. Hier läuft ein Trupp am Hügel hin, ein anderer zieht sich herauf, gerad hieher. O weh! bester Herr, wie wird es Euch ergehen!

Selbitz. Komm herunter und zieh! Mein Schwert ist schon heraus. Auch sitzend und liegend will ich ihnen zu schaffen machen.

---

14. Auftritt.

Blinzkopf. Ein Trupp Reichsknechte. Vorige.

Blinzkopf (fliehend). Geschwind! geschwind! Rettet eure Haut. Alles ist aus einander gesprengt! Salviert dem Kaiser ein paar tüchtige Leute für die Zukunft! (Sich umsehend.) Was! Was ist das? Da liegt einer; ich kenn' ihn, es ist Selbitz. Er ist verwundet. Fort mit ihm! Auf der Retirade noch ein glücklicher Fang!

Faud (der herunter gesprungen ist und sich mit bloßem Schwert vor Selbitz stellt). Erst mich!

Blinzkopf (der sich zurückzieht). Freilich sollst du voraus. (Die Knechte kämpfen, die Menge übermannt und entwaffnet Faud und schleppt ihn fort, indem er sich ungebärdig wehrt.) Nun diesen Lahmen aufgepackt!

Selbitz (indem er ihn mit dem Schwerte trifft). Nicht so eilig!

Blinzkopf (in einiger Entfernung). Wir sollen wohl noch erst komplimentieren?

Selbitz. Ich will euch die Zeremonien schon lehren.

(Anfall der Knechte.)

Blinzkopf (zu den Knechten). Nur ohne Umstände!

(Sie fassen ihn an.)

---

15. Auftritt.

Lerse. Vorige. Zuletzt Faud.

Lerse. Auf mich! hieher! auf mich! Das ist eure Tapferkeit, ein halb Dutzend über einen!

(Er springt unter sie und ficht nach allen Seiten.)

Selbitz. Braver Schmied! der führt einen guten Hammer.

(Blinzkopf entfernt sich.)

Lerse (indem er einen nach dem andern erlegt und den letzten in die Flucht treibt). Das nimm dir hin! — und das wird dir wohl bekommen. Taumle nur, du fällst doch. — Du bist wohl wert, daß ich noch einen Streich an dich wende. — Bleibe doch! ich kann dich nicht weglassen — Der ist mir entgangen; es muß doch einer ansagen, wie sie empfangen worden sind.

Selbitz. Ich danke dir! Gib mir deine Hand! Dacht' ich doch wahrlich, ich wäre wieder jung und stünd' auf meinen zwei Beinen.

Faud (kommend). Da bin ich auch wieder mit dem schönsten Schwerte! Seht nur die Beute!

Lerse. Götz zieht herauf.

---

16. Auftritt.

Götz. Georg. Ein Trupp. Vorige.

Selbitz. Glück zu, Götz! Sieg! Sieg!

Götz. Teuer! teuer! Du bist verwundet, Selbitz.

Selbitz. Du lebst und siegst! Ich habe wenig gethan. Und meine Hunde von Reitern! Wie bist du davon gekommen?

Götz. Diesmal galt's. Und hier Georgen dank' ich das Leben, und hier Lersen dank' ich's. Ich warf den Werdenhagen vom Gaul. Sie stachen mein Pferd nieder und drangen auf mich ein; Georg hieb sich zu mir und sprang ab; ich wie der Blitz auf seinen Gaul; wie der Donner saß er auch wieder. Wie kamst du zum Pferd?

Georg. Einem, der nach Euch hieb, stieß ich meinen Dolch in die Gedärme, wie sich sein Harnisch in die Höhe zog. Er stürzt', und ich half Euch von einem Feind und mir zu einem Pferde.

Götz. Nun staken wir, bis Franz sich zu uns hereinschlug, und da mähten wir von innen heraus.

Lerse. Die Schuften, die ich führte, sollten von außen hinein mähen, bis sich unsere Sensen begegnet hätten; aber sie flohen wie Reichsknechte.

Götz. Es flohe Freund und Feind. Nur du, kleiner Hauf, hieltest mir den Rücken frei; ich hatte mit den Kerls vor mir genug zu thun. Werdenhagens Fall half mir sie schütteln, und sie flohen. Ich habe ihre Fahne und wenig Gefangene.

Selbitz. Werdenhagen ist euch entwischt?

Götz. Sie hatten ihn gerettet.

Selbitz. Und Lerse rettete mich. Sieh nur, was er für Arbeit gemacht hat.

Götz. Diese wären wir los. Glück zu, Lerse, Glück zu, Faud, und meines Georgs erste wackere That sei gesegnet! Kommt, Kinder, kommt! macht eine Bahre von Aesten! Selbitz, du kannst nicht aufs Pferd. Kommt in mein Schloß! Sie sind zerstreut, die Unsrigen auch. Wer weiß, was wir wieder zusammenbringen?

(Gruppe in Bewegung. Der Vorhang fällt.)

Vierter Aufzug.

Jaxthausen.

Kurzes Zimmer.

I. Auftritt.

Marie. Sickingen.

Sickingen. Du siehst, meine Hoffnungen sind eingetroffen: Götz kehrt siegreich zurück, und du wirst deinen geliebten Bruder, für den du so ängstlich sorgtest, bald wieder vor dir sehen.

Marie. Er hat sich für einen Augenblick Luft gemacht; wie wenig heißt das gegen die Uebel, die ihn bedrohen!

Sickingen. Ueber den Augenblick geht unsre Thätigkeit nicht hinaus, selbst wenn unsere Plane weit in der Ferne liegen. Laß auch uns das Glück der schönen Stunde nicht versäumen, die mich dir zuführt, die dich zu der Meinigen machen soll.

Marie. Auch bei diesem deinem edlen Erbieten wächst meine Sorge, meine Verlegenheit! Willst du dich an uns anschließen, wo du weder Macht noch Glück findest? Was treibt dich, einer Fremden, Unbekannten die Hand zu reichen?

Sickingen. Du bist mir weder fremd, noch unbekannt. — Deinem Bruder vertrau' ich schon lange, und du bist von frühen Zeiten meine Liebe. Lächle nur! staune nur! Ich will es dir erklären. Vielleicht erinnerst du dich kaum, daß du mit deiner Mutter auf dem Reichstage zu Speier warst. Dort gab es viele Feste, Bankette und Tänze. An einem schönen Tage tratest du mit deiner Mutter die Stufen herunter in den großen, kühlen, gesellschaftreichen Gartensaal, wo zu mancherlei Tanzmusik Trompeten und Pauken erklangen. Mein Oheim ging euch entgegen und reichte deiner stattlichen Mutter die Hand, um sich mit ihr an den Reihen anzuschließen; ich reichte sie dir, dem sanften, liebenswürdigen Kinde. Du warst neu in dieser Welt, und du bewegtest dich darin mit unschuldiger Freiheit, mit himmlischer Anmut. Damals, als du mit deinen blauen Augen zu mir heraufschautest, fühlte ich den Wunsch, dich zu besitzen. Lange war ich von dir getrennt; jener Wunsch blieb lebendig, so wie jenes Bild, wie der Eindruck jenes Blickes. — Eigentlich komm' ich nur zurück.

---

2. Auftritt.

Vorige. Götz.

Götz. Das wäre so weit gut abgelaufen.

Sickingen. Glück zu!

Marie. Tausendmal willkommen!

Götz. Nun aber vor allen Dingen in die Kapelle!

Marie. Wie meinst du?

Götz. Ich hoffe, daß ihr einig seid.

Sickingen. Wir sind's.

Götz. Nur geschwind, daß ihr auch eins werdet! Ich habe bei meinem Zuge auf alles gedacht und auch einen Kaplan mit hereingeführt. Kommt! kommt! Die Thore sind geschlossen, wie sich's ziemt. Weibern, Pfaffen und Schreibern muß man zu ihren Hantierungen eine sichere Stätte verschaffen.

Marie. Hört! sagt, wie steht es überhaupt mit Euch, mit Euren Leuten?

Götz. Das sollst du nachher vernehmen! — Jetzt vor den Altar und da, im Angesichte Gottes, fromme Wünsche für dich und deinen Gatten! Das übrige wird sich geben.

(Alle ab.)

3. Auftritt.

Saal mit Waffen, im Grunde eine Kapellthüre.

Lerse und Georg, mit Fahnen. Eine Reihe Gewappneter an der rechten Seite.

Georg. Das ist doch lustig, daß wir gleich zum Kirchgange aufziehen.

Lerse. Und daß diese Fahnen gleich ein Brautpaar salutieren.

Georg. Ich höre zwar das Läuten recht gern, aber diesmal wollt' ich, es wäre vorbei, damit wir auskundschafteten, wie es draußen steht.

Lerse. Nicht sonderlich steht's! Das weiß ich ohne Kundschaft.

Georg. Freilich! die Unsern sind zersprengt, und der andern sind viele, die sich schon eher wieder zusammenfinden.

Lerse. Das thut uns nichts. Wenn sich so ein paar Männer wie Sickingen und Berlichingen verbinden, wissen sie schon, warum. Gib acht, Sickingen führt unserm Herrn hinreichende Mannschaft zu. So überlegt' ich's, und so wird's werden.

Georg. Ganz recht. Nur getrost und munter! und gelegentlich wacker zugeschlagen! Die Ritter mögen sorgen! Dafür befehlen sie uns ja.

4. Auftritt.

Die Vorigen. Zwei Chorknaben. Ein Priester. Götz mit Sickingen. Elisabeth mit Marie. Einige Frauen und Männer von den Hausgenossen.

(Sie ziehen mit Gesang ums Theater. Die Wache salutiert mit Piken und Fahnen. Der Zug geht in die Kapelle, der Gesang dauert fort.)

Georg (indem er seine Fahne abgibt). Ich schließe mich euch an. So etwas Feierliches hab' ich gar zu gern.

(Der Gesang endet.)

5. Auftritt.

Götz. Lerse. Knechte.

Götz. Wie sieht es aus, Lerse? Die Mannschaft mag sich nun auf die Mauern verteilen.

Lerse. Erlaubt Ihr, so rüsten sie sich noch besser; das gibt mehr Zutrauen.

Götz. Nehmt von den Harnischen, Pickelhauben und Helmen, was ihr wollt. (Die Knechte rüsten sich auf beiden Seiten. Der Zug kommt aus der Kapelle und zieht durch sie durch. Erst die Hausgenossen, dann die Chorknaben, dann der Priester. Indessen spricht Götz mit Lerse.) Sind die beiden Thore gut besetzt?

Lerse. Ja, Herr, und für den Augenblick wohl verschlossen und verriegelt.

Götz. Sickingen geht gleich nach der Trauung fort.

Lerse. Ich verstehe. Um Euch Mannschaft zuzuführen.

Götz. Das wird sich finden. Du mußt ihn zum Unterthore hinausgeleiten.

Lerse. Ganz recht; denn vorm Oberthore ist's nicht ganz sicher; da schwärmt schon wieder ein Trupp Reichsvögel herum.

Götz. Du führst ihn am Wasser hin und über die Furt; da mag er in Frieden seines Wegs ziehn. Du siehst dich um und kommst bald wieder.

Lerse. Ja, Herr. (ab.)

---

6. Auftritt.

Sickingen, Marie, Elisabeth, aus der Kapelle. Götz.

(Man hört in der Ferne Trommeln zu Bezeichnung des feindlichen Anmarsches.)

Götz. Gott segne euch, gebe euch glückliche Tage und behalte die, die er euch abzieht, für eure Kinder!

Elisabeth. Und eure Kinder laß er sein, wie ihr seid, rechtschaffen; und dann mögen sie werden, was sie wollen.

Sickingen. Ich danke euch, und danke Euch, Marie. Ich führte Euch an den Altar, und Ihr sollt mich zur Glückseligkeit führen.

Marie. Wir wollen zusammen eine Pilgrimschaft nach diesem fremden gelobten Lande antreten.

Götz. Glück auf die Reise! Lerse soll euch auf den Weg bringen.

Marie. So ist's nicht gemeint, wir verlassen euch nicht.

Götz. Ihr sollt, Schwester!
Marie. Du bist sehr unbarmherzig, Bruder.
Götz. Vorsicht muß unbarmherzig sein.

7. Auftritt.

Vorige. Georg.

Georg (heimlich zu Götzen). Sie ziehen sich auf der Höhe zusammen und umlagern von der einen Seite das Schloß. Unten über dem Wasser seh' ich noch niemand. (ab.)

(Trommeln, immer wachsend, doch nicht zu nahe.)

Götz (für sich). Gerade, wie ich mir's dachte. (Laut.) Ohne Hochzeitsmahl muß ich euch entlassen. — (Halblaut zu Sickingen.) Ich bitte Euch, geht. Ihr versteht mich. Beredet Marien! Sie ist Eure Frau; laßt sie's zum erstenmal fühlen!

Elisabeth. Liebe Schwester, thu, was er verlangt. Wir haben uns dabei noch immer wohl befunden.

Götz. Es muß geschieden sein, meine Lieben! — Weine, gute Marie; es werden Augenblicke kommen, wo du dich freuen wirst. Leb wohl, Marie! leb wohl, Bruder!

Marie. Ich kann nicht von Euch, Schwester. Lieber Bruder, laß uns hier. Achtest du meinen Mann so wenig, daß du in dieser Not seine Hilfe verschmähst?

Götz. Ja, es ist weit mit mir kommen. Vielleicht bin ich meinem Sturze nahe. Ihr beginnt heut zu leben, und ihr sollt euch von meinem Schicksal trennen. Ich hab' eure Pferde zu satteln befohlen. Ihr müßt gleich fort.

Marie. Bruder! Bruder!

Elisabeth (zu Sickingen). Gebt ihm nach! Geht!

Sickingen. Liebe Marie, laßt uns gehen!

Marie. Du auch? Mein Herz wird brechen.

(Trommeln.)

Götz. So bleibt denn! In wenigen Stunden wird meine Burg umringt sein.

Marie. Weh! Weh!

Götz. Wir werden uns verteidigen, so gut wir können.

Marie. Mutter Gottes, hab' Erbarmen mit uns!

Götz. Und am Ende werden wir sterben oder uns ergeben. — Du wirst deinen edlen Gatten mit mir in ein Schicksal geweint haben.

Marie. Du marterst mich.

Götz. Bleib! bleib! Wir werden zusammen gefangen werden. Sickingen, du wirst mit mir in die Grube fallen. Ich hoffte, du solltest mir heraushelfen.

Marie. Wir wollen fort! Schwester! Schwester!

Götz. Bringt sie in Sicherheit, und dann erinnert Euch meiner.

Sickingen. Ich will nicht ruhen noch rasten, bis ich Euch außer Gefahr weiß.

Götz. Schwester, liebe Schwester! (Er küßt sie.)

Sickingen. Fort, fort!

Götz. Noch einen Augenblick! — Ich seh' euch wieder. Tröstet euch! Wir sehen uns wieder! (Sickingen und Marie ab.) Ich trieb sie; und da sie geht, möcht' ich sie halten. Elisabeth, du bleibst bei mir!

Elisabeth. Bis in den Tod! (ab.)

Götz. Wen Gott lieb hat, dem geb' er so eine Frau! (Trommeln.)

8. Auftritt.

Götz. Georg.

Georg. In kleinen Haufen rücken sie von allen Seiten an. Ich sah vom Turme ihre Piken blinken, ihrer sind nicht wenig; doch wollte mir's vor ihnen nicht bänger werden als einer Katze vor einer Armee Mäuse. Zwar diesmal spielen wir die Ratten.

Götz. Seht nach dem Thor, nach den Riegeln; verrammelt's mit Balken und Steinen! (Georg ab.)

9. Auftritt.

Götz, dann Trompeter, in der Ferne.

Götz. Wir wollen ihre Geduld für'n Narren halten, und ihre Tapferkeit sollen sie mir an ihren eigenen Nägeln verkauen. (Trompeter von außen.) Aha! ein rotröckiger Schurke, der uns die Frage vorlegen wird, ob wir Hundsfötter sein wollen? (Geht ans Fenster.) Was soll's?

Trompeter (von ferne). (NB. Man darf kaum etwas verstehen.) Kund und zu wissen sei hiemit jedermänniglich, besonders euch dadrinnen in der Burg, daß Ihro Majestät unser gnädigster Herr und Kaiser Maximilian dich, Götz von Berlichingen,

wegen freventlicher Vergehungen an des Reichs Gesetzen und Ordnungen —

Götz. Einen Strick an deinen Hals!

Trompeter (fährt fort). Nach vorläufiger rechtlicher Erkenntnis in die Acht erklärt, als einen Beleidiger der Majestät —

Götz. Beleidiger der Majestät? Die Ausforderung hat ein Pfaff gemacht.

Trompeter (fährt fort). Und Befehl gegeben, dich zu fahen und zu stellen, deshalb du vorläufig ermahnt wirst, dich dem ausgesandten Hauptmann auf Gnade und Ungnade zu ergeben und Kaiserlicher Milde dich und die Deinigen zu überliefern.

Götz. Mich ergeben? auf Gnad' und Ungnade? Mit wem sprecht ihr? Bin ich ein Räuber? Sage deinem Hauptmann: vor Ihro Kaiserlichen Majestät habe ich allen schuldigen Respekt; er aber, sag's ihm — er kann zum Teufel fahren! (Schmeißt das Fenster zu.)

10. Auftritt.

Götz. Lerse. Knechte.

Lerse. Wir haben die Munition ausgeteilt. Pulver ist wohl da, aber die Kugeln sind spärlich zugemessen.

Götz. Hier ist Gießzeug. Sieh dich nach Blei um! Indessen wollen wir uns mit Armbrüsten behelfen. (Indem er eine Armbrust nimmt, zum Knecht.) Trage die übrigen hinauf. Wo ein Bolzen treffen kann, muß man keine Kugel verschwenden. (ab.)

(Man hört von Zeit zu Zeit schießen, doch nicht zu nahe.)

11. Auftritt.

Lerse. Georg.

Lerse. Hier ist nicht lange zu feiern; alle Vorteile gelten. Habe ich doch schon Gefängnisgitter in Hufeisen umschmieden sehen. Das Blei hat hier lange genug ausgeruht; mag es auch einmal fliegen! (Er hebt ein Fenster aus, schlägt die Scheiben ein und wickelt das Blei zusammen, um es einzuschmelzen. Draußen wird geschossen.) So geht's in der Welt! weiß kein Mensch, was aus den Dingen werden kann. Der Glaser, der die Scheiben faßte, dachte gewiß nicht, daß das Blei einem seiner Urenkel garstiges Kopfweh machen könnte. (Er gießt.)

Georg (kommt mit einer Dachrinne). Da hast du Blei! Wenn du nur mit der Hälfte triffst, so entgeht keiner, der Ihro Majestät ansagen kann: Herr, wir haben uns prostituiert!

Lerse. Ein brav Stück! Wo hast du's her?

Georg. Aus der Dachkehle, zwischen dem Turm und dem Schloß.

Lerse. Von wo der Regen nach dem kleinen Hofe fällt?

Georg. Der Regen mag sich einen andern Weg suchen; mir ist nicht bange für ihn. Ein braver Reiter und ein rechter Regen kommen überall durch.

Lerse. Halte den Löffel! (Er geht ans Fenster.) Da zieht so ein Reichsdruckser mit der Büchse herum; die denken, wir haben uns verschossen. Er soll die Kugel versuchen, heiß, wie sie aus der Pfanne kommt.

Georg (gießt indessen). Es ist doch artig, wie eine der andern so ähnlich sieht! Wenn man doch auch so eine Form hätte, wackere Reiter zu gießen, wie wollten wir ein ganzes Schloß voll erst fertig machen und auf einmal alsdann die Thorflügel auseinander und unter die Feinde hinausgesprengt! Wie sollten die sich verwundern!

Lerse. Nun gib acht! (Er schießt.) Da liegt der Spatz!

Georg. Laß sehen: der schoß vorhin nach mir, als ich zum Dachfenster hinausstieg und das Blei holen wollte; er traf eine Taube, die nicht weit von mir saß, sie stürzte in die Rinne; ich dankte ihm für den Braten und stieg mit der doppelten Beute wieder herein.

---

12. Auftritt.

Vorige. Götz.

Götz. Womit beschäftigt, Kinder?

Georg. Ein Paternoster ohne Schnur zu verfertigen. Seht her, wie blank die Kugeln sind!

Götz. Die Sache gewinnt ein ander Ansehen. Georg, geschwind auf den Mauern herum! und sage den Meinigen, sie sollen nicht schießen, bis die draußen wieder anfangen.

Georg. Den Augenblick! (ab.)

Lerse. Halten die draußen ein mit Schießen?

Götz. Ja, und sie bieten mit allerlei Zeichen und weißen Tüchern einen Vertrag.

Lerse. Sie sind es bald müde geworden.

Götz. Der Hauptmann wünscht sich nach Hause.

Lerse. Ich will zu ihnen hinaus und hören, was es soll.

Götz. Sie werden verlangen, daß ich mich ritterlich gefänglich stelle.

Lerse. Das ist nichts! Wenn sie nichts Besseres wissen, so warten wir auf den Sukkurs, den Euch Sickingen gewiß zusendet.

Götz. Daher ist nichts zu erwarten.

Lerse. Nichts? Wäre das möglich?

Götz. Es hat seine guten Ursachen.

Lerse. Auf alle Fälle will ich hinaus. Man hört doch, wie sie gesinnt sein mögen, und Ihr könnt fortan thun und lassen, was Euch belieben mag. (ab.)

---

13. Auftritt.

Götz. Nachher Knechte, mit einem Tisch. Georg und Faud, mit Tischgerät.

Götz. Wenn wir auf leidliche Bedingungen wieder ins Freie gelangen, so werden wir uns gleich wieder behaglicher finden.

Georg. So muß Euer alter Eßtisch auch einmal vom Platze; denn da vorn in dem Erker, wo Ihr so lustig speistet, haben sie schon zweimal hineingeschossen.

Faud. Unsere Frau sagt: weil eben doch Feierstunde sei, so wäre auch Zeit, etwas zu genießen. Wir sollen decken, nicht als ob sie euch viel auftischen könnte.

Georg. Die Herren da draußen haben es recht klug gemacht: sie haben ihr vor allen Dingen die Küchenesse eingeschossen; sie denken, das ist der empfindlichste Teil des Hauses.

Götz. Nur zu, Kinder! wir andern müssen oft genug aus der Hand speisen, daß jeder gedeckte Tisch uns festlich erscheint.

---

14. Auftritt.

Vorige. Elisabeth. Knechte, mit kalten Speisen und einigen Krügen Wein.

Götz (die Tafel beschauend). Das sieht noch so ganz reichlich aus. Bis auf den Wein, meine Liebe, den hast du knapp zugemessen.

Elisabeth. Es ist der letzte — (heimlich) bis auf zwei Krüge, die hab' ich für dich beiseite gesetzt.

Götz. Nicht doch, Liebe! gib sie nur auch her! Sie brauchen Stärkung, nicht ich; mein ist ja die Sache! (Indessen sie sich um den Tisch stehend ordnen, werden noch zwei Krüge aufgetragen.) Von diesem spärlichen Mahle wendet hinauf den Blick zu eurem Vater im Himmel, der alles ernährt, der euch nah ist zur guten und bösen Stunde, ohne dessen Willen kein Haar von eurem Haupte fällt. Vertraut ihm! dankt ihm! (Er setzt sich, mit ihm alle.) Und nun heiter und fröhlich zugegriffen!

Georg. Ja, Herr! ich bin auch am heitersten, wenn ich gebetet habe.

Götz. Laßt uns, meine Kinder, nach guter alter Sitte bei Tisch nur des Erfreulichen gedenken. Und wenn uns diesmal die Gefahr zusammenbringt, wenn sie Herrn und Knecht an einem Tisch versammelt, so laßt uns erwägen, daß Lebensgenuß ein gemeinsam Gut ist, dessen man sich nur in Gesellschaft erfreuen kann.

Faud. Ist mir erlaubt, eine Gesundheit auszubringen?

Götz. Laß hören!

Faud. Es lebe der Burgherr, unser Vater und Führer!

(Alle wiederholen es.)

Götz. Dank euch! Dank euch von Herzen! Es muß ein Herr sein im Hause, ein Führer in der Schlacht. Wohl ihm, wohl allen, wenn er seine Pflicht kennt und ihr genug zu thun vermag! Nun, Georg, ist's an dir.

Georg. Es lebe der Reiterstand! (Alle wiederholen es.) Dabei will ich leben und sterben; denn was kann lustiger und ehrenvoller sein?

Götz. Das geht schon eine Weile; aber ein höheres Wohl schwebt über dem unsrigen, das laßt unsere Wünsche befeuern.

Georg. Laßt hören!

Götz. Es lebe der Kaiser! (Alle wiederholen es.) Weisheit seiner Krone, seinem Zepter Macht! Fürsten, die sich an ihn schließen, wie ihr an mich, die in seinem Sinne wirken, wie ich für ihn wirken möchte. Uebereinstimmung als Pfand unserer Freiheit!

Georg. Da müßte viel anders werden.

Götz. So viel nicht, als es scheinen möchte! O, daß bei Großen und Kleinen Verehrung des Kaisers, Fried' und Freundschaft der Nachbarn, Liebe der Unterthanen als ein

kostbarer Familienschatz bewahrt würde, der auf Enkel und Urenkel forterbt! Jeder würde das Seinige erhalten, es innerlich vermehren, statt daß sie jetzo nicht zuzunehmen glauben, wenn sie nicht andere verderben.

Georg. Würden wir nachher auch reiten?

Götz. Wollte Gott, es gäbe keine unruhigen Köpfe in ganz Deutschland, wir würden deswegen noch zu thun genug finden. Wir könnten Gebirge von Wölfen säubern, unserm ruhig ackernden Nachbar einen Braten aus dem Wald holen und dafür die Suppe mit ihm essen. Wär' uns das nicht genug, wir wollten uns mit unsern Brüdern, gleich Cherubim bewaffnet mit flammenden Schwertern, vor die Grenzen des Reichs gegen die Wölfe, die Türken, gegen die Füchse, die Franzosen, lagern und zugleich unsers teuren Kaisers ausgesetzte Länder und die Ruhe des Ganzen beschützen. Das wäre ein Leben, Georg, wenn man seine Haut für das allgemeine Wohl darbieten könnte! (Georg springt auf.) Wo willst du hin?

Georg. Ach, ich vergaß, daß wir eingesperrt sind! Und der Kaiser hat uns eingesperrt! — Und unsere Haut davon zu bringen, setzen wir unsere Haut dran.

Götz. Sei gutes Muts!

---

15. Auftritt.

Vorige. Lerse. (Alle stehen auf.)

Lerse. Freiheit! Freiheit! Das sind elende Menschen. Der Hauptmann ein Wollsack ohne Entschluß! der Leutnant ein toller Grobian ohne Sinn, und hinten stand noch ein Buckelorum, der auch was mit munkelte und zuletzt das Papier verfaßte. Da lest: Ihr sollt abziehen mit Gewehr, Pferden, Rüstung. Proviant sollt Ihr dahinten lassen.

Götz. Sie werden sich daran die Zähne nicht stumpf kauen.

Lerse. Eure Habe soll treulich unter Gewahrsam genommen werden. Ich soll dabei bleiben.

Götz. Kommt! Nehmt die bessern Gewehre mit weg, laßt die geringern hier; Lerse, besorge das! Komm, Elisabeth! Durch eben dieses Thor führte ich dich als junge Frau, wohlausgestattet, herein. Fremden Händen überlassen wir nun unser Hab und Gut. Wer weiß, wann wir wieder=

kehren! Aber wir werden wiederkehren und uns drinnen in dieser Kapelle, neben unsern würdigen Vorvordern, zusammen zur Ruhe legen. (Ab mit Elisabeth.)

16. Auftritt.

Georg. Lerse. Faud. Knechte.

Georg (indem er eine Jagdtasche umhängt und einiges vom Tische einsteckt).
Es fing ein Knab' ein Vögelein — Hm hm!
Da lacht' er in den Käficht 'nein — Hm hm! So so! Hm hm!
Der freut' sich drauf so läppisch — Hm hm!
Und griff hinein so täppisch — Hm hm!
Da flog das Vöglein auf das Haus — Hm hm!
Und lacht' den dummen Buben aus — Hm hm!
(Er empfängt zuletzt noch eine Büchse von Lerse und geht singend ab.)

Lerse (der nach und nach die Knechte mit Gewehren fortgeschickt hat, zu Faud). Nun mache, daß du fortkommst! Wähle nicht so lange.

Faud. Laß mich! wer weiß, wann mir's wieder so wohl wird, mir eine Büchse aussuchen zu dürfen! Und ich trenne mich so ungern von dem allen.

Lerse. Horch! (Man hört ein Geschrei; es fallen einige Schüsse.) Horch! — Hilf, heiliger Gott! sie ermorden unsern Herrn. Er liegt vom Pferde! Hinunter! Hinunter! (ab.)

Faud. Georg hält sich noch. Hinunter! Wenn sie sterben, mag ich nicht leben. (ab.)

17. Auftritt.

Nacht.

Vorzimmer.

Franz, nachher Weislingen.

Franz (in einem Maskenkleid, die Jugend vorstellend, mit einer bunten und geschmückten Fackel.) Alles ihr zuliebe! So auch diese Mummerei! Und welchen Lohn? O Gott! wie schlecht gelohnt!

Weislingen (im Hauskleide, sein Knabe leuchtet und geht wieder ab). Wo ist Adelheid?

Franz. Sie schmückt sich zur Mummerei.

Weislingen. Bist du's? Ich kannte dich nicht. Also auch zum Schönbartlaufen?

Franz. Ihr gabt mir ja die Erlaubnis, Eurer Frauen vorzuleuchten.

Weislingen. Das ganze Jahr habt ihr die Erlaubnis, vernünftig zu sein, und bedient euch deren nicht. Was stellt sie vor?

Franz. Verderbt ihr die Freude nicht; sie wollte soeben in Eurem Zimmer aufziehen.

Weislingen. Was stellt sie vor? Ueberraschungen lieb' ich nicht.

Franz. Weiß ich's doch selber kaum. Die Thorheit, glaub' ich, oder die Liebe.

Weislingen. Wohl beides zugleich.

---

18. Auftritt.

Vorige. Adelheid, mit einem Maskengefolge.

Musik hinter der Szene.

Adelheid (noch hinter der Szene). Franz!

Franz (hineilend). Hier bin ich!

Adelheid (hinter der Szene). Komm, daß der Zug beginne.

(Sie tritt ein, vor ihr Franz als Jugend, ein Gewappneter als Mann. Sie lehnt sich mit der linken Hand auf ein Kind, mit der rechten auf einen Greis. Alle vier tragen Fackeln und werden an Blumenketten von ihr geführt. Sie ziehen vor Weislingen vorbei; dann stellen sie sich.)

Weislingen. Schön, reizend, wohl ausgedacht!

Adelheid. Der Kaiser selbst hat diese Mummerei erfunden. Es gehören wohl hundert Figuren dazu; er wird auch selbst darunter sein; denn er gibt seinen Augsburgern gar zu gern solche Feste mit Bedeutungen und Anspielungen und weiß sie recht gut auszuführen.

Weislingen. Und was bedeutest du?

Adelheid. Nehmt Euch aus meinem Spruch das Beste heraus! Die Verse, glaub' ich, hat der Kaiser gemacht.

Wollt' es euch etwa nicht behagen,
Daß mir diese die Fackeln tragen,
So steht es einem jeden frei,
Er komme zum Dienst selbst herbei;
Denn es hat über Herrn und Knecht
Die Thorheit immer ein gleiches Recht.
Doch steckt hinter diesem Schönbart
Ein Gesicht von ganz andrer Art,

Das, würdet ihr es recht erkennen,
Ihr wohl dürftet die Liebe nennen;
Denn die Lieb' und die Thorheit
Sind Zwillingsgeschwister von alter Zeit.
Ist die Thorheit doch unerträglich,
Wird sie durch Liebe nicht behäglich;
Und von der Lieb' versteht sich's gar,
Daß sie nie ohne Thorheit war.
Drum dürft ihr nicht die Thorheit schelten;
Laßt sie wegen der Liebe gelten!

(Die vier Masken gehen ab.)

Weislingen. Magst du denn wohl, daß ich dich in diesen Augenblicken des zerstreuten Leichtsinns von wichtigen Angelegenheiten unterhalte?

Adelheid. Recht gern. Eine Mummerei ist schal, wenn nicht ein bedeutendes Geheimnis dahinter steckt.

Weislingen. Also erfahre zuerst, daß wahrscheinlich Götz in diesen Augenblicken in den Händen der Unsrigen ist.

Adelheid. Nun, habe ich dir nicht gut geraten?

Weislingen. Und das lassen wir nun gut sein; sie werden ihn festhalten, er wird aus der Reihe der Thätigen verschwinden. Wir haben ihn ohnehin bisher zu wichtig behandelt.

Adelheid. Gewiß! Ich tadelte dich oft im stillen, daß du sein Andenken nicht los werden konntest.

Weislingen. Die Meuterei der Landleute wird immer gewaltsamer; der Aufruhr nimmt zu und verbreitet sich über Franken und Schwaben. Ist er an einem Ort gestillt, so bricht er an dem andern wieder aus. Mit Ernst und Gewalt wird nun der Bund gegen sie wirken; man hat mich zu einem Hauptmann gewählt; dieser Tage ziehen wir.

Adelheid. Und so soll ich wieder von dir entfernt sein?

Weislingen. Nein, Adelheid, du begleitest mich.

Adelheid. Wie?

Weislingen. Ich bringe dich auf mein Schloß in Franken; dort bist du sicher und nicht allzu weit von dem Orte entfernt, wo ich wirke.

Adelheid. Sollte ich hier am Hofe dir nicht nützlicher sein können?

Weislingen. Du bist es überall.

Adelheid. Es wird sich überlegen lassen.

Weislingen. Wir haben nicht lange Zeit, denn schon morgen geht es fort.

Adelheid (nach einer kleinen Pause). Nun denn! also heute zur Fastnacht und morgen in den Krieg!

Weislingen. Du liebst ja den Wechsel. Nun halte ich dich nicht länger auf.

Adelheid. Leb wohl! morgen sehe ich dich beizeiten.

Weislingen. Eine bunte Nacht! (ab.)

---

19. Auftritt.

Adelheid, dann Franz.

Adelheid. Sehr wohl! Ich verstehe dich und werde dir zu begegnen wissen. Die Kunst der Verstellung ist mir noch eigner als dir. Du willst mich vom Hofe entfernen, von hier, wo Karl, der große Nachfolger unsers Kaisers, in fürstlicher Jugend allen Hoffnungen gebietet? Sinne nur, beschließe, befehle! mein Ziel verrückst du nicht. Franz!

Franz (kommt). Gestrenge Frau!

Adelheid. Weißt du nicht, was der Erzherzog heute auf der Mummerei vorstellt?

Franz. Man sagt, er sei krank und komme nicht hinzu.

Adelheid. Das ist Verstellung; unerkannt will er sich einschleichen. Nun gib wohl acht, durchstreife den ganzen Saal und jede Vermutung berichte mir! Willst du?

Franz. Ich will.

Adelheid. Was hast du? Du siehst so kummervoll.

Franz. Es ist Euer Wille, daß ich mich totschmachten soll; in den Jahren der Hoffnung laßt Ihr mich verzweifeln.

Adelheid (für sich). Er dauert mich. Er sollte glücklich sein. (Laut.) Nur gutes Muts, Junge! Ich fühle deine Lieb' und Treu und werde dich nie vergessen.

Franz (beklemmt). Wenn Ihr das fähig wärt, ich müßte vergehen. Mein Gott, ich habe keine andere Faser an mir, keinen Sinn, als Euch zu lieben und zu thun, was Euch gefällt.

Adelheid. Lieber Junge!

Franz. Ihr schmeichelt mir. (In Thränen ausbrechend.) Wenn diese Ergebenheit nichts mehr verdient, als andere sich vorgezogen zu sehen, als Eure Gedanken alle nach dem Karl gerichtet zu sehen —

Adelheid. Du weißt nicht, was du willst, noch weniger, was du redst.

Franz (vor Verdruß und Zorn mit dem Fuße stampfend). Ich will auch nicht mehr, will nicht mehr den Unterhändler abgeben.

Adelheid. Franz! du vergißt dich.

Franz. Mich aufzuopfern, meinen lieben Herrn!

Adelheid. Geh mir aus dem Gesicht!

Franz. Gnädige Frau!

Adelheid. Geh, entdecke deinem lieben Herrn mein Geheimnis! Ich war eine Närrin, dich für etwas zu halten, das du nicht bist.

Franz. Liebe, gnädige Frau! Ihr wißt, daß ich Euch liebe.

Adelheid. Und du warst mein Freund, meinem Herzen so nahe. Geh, verrate mich!

Franz. Ich wollte mir ehe das Herz aus dem Leibe reißen! Verzeiht mir, gnädige Frau! Meine Brust ist zu voll, meine Sinne halten's nicht aus.

Adelheid. Lieber, warmer Junge! (Sie faßt ihn bei den Händen, zieht ihn zu sich, und ihre Küsse begegnen einander, er fällt ihr weinend an den Hals.) Laß mich!

Franz (erstickend in Thränen an ihrem Halse). Gott! Gott!

Adelheid. Laß mich! Die Mauern sind Verräter. Laß mich! (Sie macht sich los.) Wanke nicht von deiner Lieb' und Treu, und der schönste Lohn soll dir werden. Nun komm. (ab.)

Franz. Der schönste Lohn! Nur bis dahin laß mich leben! Ich wollte meinen Vater morden, der mir den Platz an ihrem Herzen streitig machte. (ab.)

---

20. Auftritt.

Wirtshaus zu Heilbronn.

Götz, dann Elisabeth, zuletzt Gerichtsdiener.

Götz. Ich komme mir vor wie der böse Geist, den der Kapuziner in einen Sack beschwor. Ich arbeite mich ab und fruchte mir nichts. Die Meineidigen! — — (Elisabeth tritt ein.) Was für Nachrichten, Elisabeth, von meinen lieben Getreuen?

Elisabeth. Nichts Gewisses. Einige sind erstochen, einige liegen im Turm. Es konnte und wollte niemand mir sie näher bezeichnen.

Götz. Ist das Belohnung der Treue, der kindlichen Ergebenheit? — Auf daß dir's wohl gehe und du lange lebest auf Erden!

Elisabeth. Lieber Mann, schilt unsern himmlischen Vater

nicht! Sie haben ihren Lohn; er ward mit ihnen geboren, ein freies, edles Herz. Laß sie gefangen sein, sie sind frei.

Götz. Ich möchte Georgen und Franzen geschlossen sehen.

Elisabeth. Es wäre ein Anblick, um Engel weinen zu machen.

Götz. Ich wollte nicht weinen; ich wollte die Zähne zusammenbeißen und an meinem Grimm kauen. In Ketten meine Augäpfel! Ihr lieben Jungen, hättet ihr mich nicht geliebt! — Ich würde mich nicht satt an ihnen sehen können. — Im Namen des Kaisers ihr Wort nicht zu halten!

Elisabeth. Entschlagt Euch dieser Gedanken! Bedenkt, daß Ihr vor den Räten erscheinen sollt! Ihr seid nicht gestellt, ihnen wohl zu begegnen, und ich fürchte Alles.

Götz. Was wollen sie mir anhaben?

Elisabeth. Der Gerichtsbote!

Götz. Esel der Gerechtigkeit! schleppt ihre Säcke zur Mühle und ihren Kehricht aufs Feld. Was gibt's?

Gerichtsdiener (kommt). Die Herren Kommissarii sind auf dem Rathause versammelt und schicken nach Euch.

Götz. Ich komme.

Gerichtsdiener. Ich werde Euch begleiten.

Götz. Viel Ehre.

Elisabeth. Mäßigt Euch.

Götz. Seid außer Sorgen. (Alle ab.)

---

21. Auftritt.

Rathaus.

Kaiserliche Räte. Ratsherren von Heilbronn. Ein Schreiber. Nachher Gerichtsdiener. Zuletzt Götz.

Ratsherr. Wir haben auf euren Befehl die stärksten und tapfersten Bürger versammelt; sie warten hier in der Nähe auf euern Wink, um sich Berlichingens zu bemeistern.

Erster Rat. Wir werden Ihro Kaiserliche Majestät eure Bereitwilligkeit, Ihrem hohen Befehl zu gehorchen, mit vielem Vergnügen zu rühmen wissen. Es sind Handwerker?

Ratsherr. Schmiede, Weinschröter, Zimmerleute, Männer mit geübten Fäusten und hier (auf die Brust deutend) wohl beschlagen.

Rat. Wohl.

Gerichtsdiener (kommt). Götz von Berlichingen wartet vor der Thüre.

Rat. Laßt ihn herein!

Götz (eintretend). Gott grüß euch, ihr Herren! Was wollt ihr mit mir?

Rat. Zuerst, daß Ihr bedenkt, wo Ihr seid, und vor wem Ihr steht.

Götz. Bei meinem Eid, ich verkenne euch nicht, meine Herren.

Rat. Ihr thut Eure Schuldigkeit.

Götz. Von ganzem Herzen.

Rat. Setzt Euch!

Götz. Da unten hin? Ich kann stehen. Das Stühlchen riecht so nach armen Sündern, wie überhaupt die ganze Stube.

Rat. So steht!

Götz. Zur Sache, wenn's gefällig ist.

Rat. Wir werden in der Ordnung verfahren.

Götz. Bin's wohl zufrieden; wollt', es wär' von jeher geschehn.

Rat. Ihr wißt, wie Ihr auf Gnad' und Ungnad' in unsere Hände kamt.

Götz. Was gebt ihr mir, wenn ich's vergesse?

Rat. Wenn ich Euch Bescheidenheit geben könnte, würd' ich Eure Sache gut machen.

Götz. Gut machen! Wenn ihr das könntet! Dazu gehört freilich mehr, als zum Verderben.

Schreiber. Soll ich das alles protokollieren?

Rat. Was zur Handlung gehört.

Götz. Meinetwegen dürft ihr's drucken lassen.

Rat. Ihr wart in der Gewalt des Kaisers, dessen väterliche Gnade an den Platz der majestätischen Gerechtigkeit trat, Euch anstatt eines Kerkers Heilbronn, eine seiner geliebten Städte, zum Aufenthalt anwies. Ihr verspracht mit einem Eid, Euch, wie es einem Ritter geziemt, zu stellen und das weitere demütig zu erwarten.

Götz. Wohl, und ich bin hier und warte.

Rat. Und wir sind hier, euch Ihro Kaiserlichen Majestät Gnade und Huld zu verkündigen. Sie verzeiht Euch Eure Uebertretungen, spricht Euch von der Acht und aller wohlverdienten Strafe los, welches Ihr mit unterthänigem Dank erkennen und dagegen die Urfehde abschwören werdet, welche Euch hiermit vorgelesen werden soll.

Götz. Ich bin Ihro Majestät treuer Knecht wie immer.

Noch ein Wort, eh ihr weiter geht! Meine Leute, wo sind die? was soll mit ihnen werden?

Rat. Das geht Euch nichts an.

Götz. So wende der Kaiser sein Angesicht von euch, wenn ihr in Not steckt. Sie waren meine Gesellen und sind's. Wo habt ihr sie hingebracht?

Rat. Wir sind Euch davon keine Rechnung schuldig.

Götz. Ah! Ich dachte nicht, daß ihr nicht einmal zu dem verbunden seid, was ihr versprecht, geschweige —

Rat. Unsere Kommission ist, Euch die Urfehde vorzulegen. Unterwerft Euch dem Kaiser, und Ihr werdet einen Weg finden, um Eurer Gesellen Leben und Freiheit zu flehen.

Götz. Euren Zettel!

Rat. Schreiber, lest!

Schreiber (liest). Ich Götz von Berlichingen bekenne öffentlich durch diesen Brief: daß, da ich mich neulich gegen Kaiser und Reich rebellischerweise aufgelehnt —

Götz. Das ist nicht wahr! Ich bin kein Rebell, habe gegen Ihro Kaiserliche Majestät nichts verbrochen, und das Reich geht mich nichts an.

Rat. Mäßigt Euch und hört weiter!

Götz. Ich will nichts weiter hören. Tret' einer auf und zeuge! Hab' ich wider den Kaiser, wider das Haus Oesterreich nur einen Schritt gethan? Hab' ich nicht von jeher durch alle Handlungen bewiesen, daß ich besser als einer fühle, was Deutschland seinen Regenten schuldig ist, und besonders was die Kleinen, die Ritter und Freien, ihrem Kaiser schuldig sind? Ich müßte ein Schurke sein, wenn ich mich könnte überreden lassen, das zu unterschreiben.

Rat. Und doch haben wir gemessenen Befehl, Euch in Güte zu bedeuten, oder im Entstehungsfall Euch in den Turm zu werfen.

Götz. In Turm? mich?

Rat. Und daselbst könnt Ihr Euer Schicksal von der Gerechtigkeit erwarten, wenn Ihr es nicht aus den Händen der Gnade empfangen wollt.

Götz. In Turm? Ihr mißbraucht die Kaiserliche Gewalt. In Turm? Das ist sein Befehl nicht. Was? mir erst, die Verräter! eine Falle stellen und ihren Eid, ihr ritterlich Wort zum Speck drin aufzuhängen! Mir dann ritterlich Gefängnis zuzusagen und die Zusage wieder zu brechen!

Rat. Einem Räuber sind wir keine Treue schuldig.

Götz. Trügst du nicht das Ebenbild des Kaisers, das ich selbst im gesudeltsten Konterfei verehre, du solltest mir den Räuber fressen oder dran erwürgen! Ich bin in einer ehrlichen Fehd' begriffen. Du könntest Gott danken und dich vor der Welt groß machen, wenn du in deinem Leben eine so edle That gethan hättest, wie die ist, um welcher willen ich gefangen sitze. (Rat winkt dem Ratsherrn, welcher sodann klingelt.) Nicht um des leidigen Gewinsts willen, nicht um Land und Leute unbewehrten Kleinen wegzukapern, bin ich ausgezogen. Meinen Jungen zu befreien und mich meiner Haut zu wehren. Seht ihr was Unrechtes daran? Kaiser und Reich hätten unsre Not nicht in ihrem Kopfkissen gefühlt. Ich habe, Gott sei Dank! noch eine Hand und habe wohlgethan, sie zu brauchen.

---

22. Auftritt.

Vorige. Bürger, mit Stangen und Wehren.

Götz. Was soll das?

Rat. Ihr wollt nicht hören. Fahet ihn!

Götz. Ist das die Meinung? Wer kein ungrischer Ochs ist, komme mir nicht zu nah. Er soll von dieser meiner rechten eisernen Hand eine solche Ohrfeige kriegen, die ihm Kopfweh, Zahnweh und alles Weh der Erden aus dem Grund kurieren soll. (Sie machen sich an ihn; er schlägt den einen zu Boden und reißt einem andern die Wehr aus der Hand. Sie weichen.) Kommt! kommt! Es wäre mir angenehm, den Tapfersten unter euch kennen zu lernen.

Rat. Gebt Euch!

Götz. Mit dem Schwert in der Hand? Wißt ihr, daß es jetzt nur an mir läge, mich durch alle diese Hasenjäger durchzuschlagen und das weite Feld zu gewinnen? Aber ich will euch lehren, wie man Wort hält. Hier in Heilbronn will ich ritterliche Haft leisten, wie es einem Biedermanne geziemt, bis ich mit meinen Gegnern vertragen bin. Das gesteht mir zu, und ich gebe mein Schwert weg und bin, wie vorher, euer Gefangner.

Rat. Das Schwert in der Hand, wollt Ihr mit dem Kaiser rechten?

Götz. Behüte Gott! Nur mit euch und eurer edlen Kompanie. Ihr könnt nach Hause gehen, gute Leute. Vor

die Versäumnis kriegt ihr nichts; und zu holen sind hier nur Beulen.

Rat. Greift ihn! Gibt euch eure Liebe zu eurem Kaiser nicht mehr Mut?

Götz. Nicht mehr, als ihnen der Kaiser Pflaster gibt, die Wunden zu heilen, die sich ihr Mut holen könnte.

(Man hört fern eine Posaune.)

Ratsherr. Weh uns! Was ist das? Hört! Unser Türmer gibt das Zeichen, daß fremde Völker sich der Stadt nähern. Nach seinem Blasen muß es ein starker Trupp sein.

Gerichtsdiener. Franz von Sickingen hält vor dem Schlag und läßt euch sagen, er habe gehört, wie unwürdig man an seinem Schwager bundbrüchig worden sei, wie die Herrn von Heilbronn allen Vorschub thäten: er verlange Rechenschaft, sonst wolle er binnen einer Stunde die Stadt an vier Ecken anzünden und sie der Plünderung preisgeben.

Götz. Braver Schwager!

Rat. Tretet ab, Götz! (Götz tritt ab.) Was ist zu thun?

Ratsherr. Habt Mitleiden mit uns und unserer Bürgerschaft! Sickingen ist unbändig in seinem Zorn: er ist Mann, es zu halten.

Rat. Sollen wir uns und dem Kaiser die Gerechtsame vergeben?

Ratsherr. Wir wollen Götzen ansprechen, für uns ein gutes Wort einzulegen. Mir ist's, als wenn ich die Stadt schon in Flammen sähe.

Rat. Laßt Götz herein!

(Gerichtsdiener geht ab.)

Götz (kommt). Was soll's?

Rat. Du würdest wohlthun, deinen Schwager von seinem rebellischen Vorhaben abzumahnen. Anstatt dich vom Verderben zu retten, stürzt er dich tiefer hinein, indem er sich zu deinem Falle gesellt.

Gerichtsdiener (kommt). Sie sind hereingezogen; sie kommen schon.

Rat. Wir begeben uns weg, um zu überlegen, wie das Ansehen Kaiserlicher Befehle in so mißlichem Falle aufrecht zu erhalten sei.

(Kaiserliche Räte und Ratsherren ab.)

---

23. Auftritt.

Sickingen. Götz.

Götz. Das war Hilfe vom Himmel! Wie kommst du so erwünscht und unvermutet, Schwager?

Sickingen. Ohne Zauberei. Ich hatte zwei, drei Boten ausgeschickt, zu hören, wie dir's ging'. Auf die Nachricht von ihrem Meineid macht' ich mich auf den Weg. Nun haben wir die Bursche.

Götz. Ich verlange nichts als ritterliche Haft.

Sickingen. Du bist zu ehrlich. Dich nicht einmal des Vorteils zu bedienen, den der Rechtschaffene über den Meineidigen hat! Sie sitzen im Unrecht, und wir wollen ihnen keine Kissen unterlegen. Sie haben die Befehle des Kaisers schändlich mißbraucht, und wie ich Ihro Majestät kenne, darfst du sicher auf mehr dringen. Es ist zu wenig.

Götz. Ich bin von jeher mit wenigem zufrieden gewesen.

Sickingen. Und bist von jeher zu kurz gekommen. Meine Meinung ist: sie sollen deine Knechte aus dem Gefängnis und dich zusamt ihnen auf deinen Eid nach deiner Burg ziehen lassen. Du magst versprechen, nicht aus deiner Terminei zu gehen, und wirst immer besser sein als hier.

Götz. Sie werden sagen, meine Güter seien dem Kaiser heimgefallen.

Sickingen. So sagen wir, du wolltest zur Miete drin wohnen, bis sie dir der Kaiser wieder zu Lehn gäbe. Sie werden von Kaiserlicher Majestät reden, von ihrem Auftrag. Das kann uns einerlei sein. Ich kenne den Kaiser auch und gelte was bei ihm. Er hat von jeher gewünscht, dich unter seinem Heer zu haben. Du wirst nicht lange auf deinem Schloß sitzen, so wirst du aufgerufen werden.

Götz. Wollte Gott bald, eh ich's Fechten verlerne!

Sickingen. Der Mut verlernt sich nicht, wie er sich nicht lernt. Sorge für nichts; ich gehe gleich nach Hof; denn meine Unternehmung fängt an, reif zu werden. Günstige Aspekten deuten mir: brich auf! Es ist mir nichts übrig, als die Gesinnung des Kaisers zu erforschen. Trier und Pfalz vermuten eher des Himmels Einfall, als daß ich ihnen übern Kopf kommen werde. Und ich will kommen wie ein Hagelwetter! Und wenn wir unser Schicksal machen können, so sollst du bald der Schwager eines Kurfürsten sein. Ich hoffte auf deine Faust bei dieser Unternehmung.

Götz (besieht seine Hand). Oh! Das deutete der Traum, den ich hatte, als ich tags darauf Marien an Weislingen versprach. Er sagte mir Treu zu und hielt meine rechte Hand so fest, daß sie aus den Armschienen ging wie abgebrochen. Ach! Ich bin in diesem Augenblick wehrloser, als ich war, da sie mir abgeschossen wurde. Weislingen! Weislingen!

Sickingen. Vergiß einen Verräter! Wir wollen seine Anschläge vernichten, sein Ansehn untergraben, und Gewissen und Schande sollen ihn zu Tod fressen. Ich seh', ich seh' im Geiste meine Feinde, deine Feinde niedergestürzt. Götz, nur noch ein halb Jahr!

Götz. Deine Seele fliegt hoch. Ich weiß nicht, seit einiger Zeit wollen sich in der meinigen keine fröhlichen Aussichten eröffnen. — Ich war schon mehr im Unglück, schon einmal gefangen; und so wie mir's jetzt ist, war mir's niemals.

Sickingen. Glück macht Mut. Komm zu den Perücken! Sie haben lange genug den Vortrag gehabt; laß uns einmal die Müh' übernehmen!

(Der Vorhang fällt.)

Fünfter Aufzug.

Wald.

I. Auftritt.

Götz. Georg.

Georg (der mit einer vorgehaltenen Büchse leise über das Theater schreitet, indem er aufmerksam in die gegenseitigen Kulissen blickt. Er bleibt stehen und winkt Götzen, der langsam folgt). Hierher! Hierher! Nur noch wenige Schritte. Still! ganz still! (Götz folgt.) Dort steht der Hirsch; seht Ihr ihn? Völlig schußgerecht. Nur sachte! kein Geräusch!

Götz (laut). Halt ein!

Georg. O weh! Er flieht aufgeschreckt den Berg hinauf. O, warum folgtet Ihr nicht leise?

Götz. Laß ihn fliehen! Laß ihn dahin springen im Glück uneingeschränkter Freiheit. Dir muß ich sagen: tritt zurück! Du stehst schon auf meines Nachbars Grund und Boden, den ich nicht betreten darf. Bald wär' ich dir unachtsam gefolgt und hätte meinen Eid gebrochen.

Georg. Hier ist Eure Grenze?

Götz. Eine gerade Linie von jener Eiche zu dieser bestimmt sie.

Georg. Und darüber dürft Ihr nicht hinaus? Auch nicht einen Schritt?

Götz. Einer ist wie tausend.

Georg. Das habt Ihr geschworen?

Götz. Ich habe mein Wort gegeben, und das ist genug!

Georg. Daß ein Wort so binden soll!

Götz. Gedenkst du nicht auch, deinem Wort getreu zu bleiben?

Georg. Ich denke, ja.

Götz. Darauf halte! Das ist der edelste Vorzug des Edlen, daß er sich selbst bindet. Ketten sind für das rohe Geschlecht, das sich selbst nicht zu fesseln weiß.

Georg. Und eine solche Beschränkung duldet Ihr mit Gelassenheit?

Götz. Mit Gelassenheit? Nein! — So oft ich in die Ferne sehe, fühle ich mich von unwillkürlichem Krampf ergriffen, der mich vorwärts treibt. Wenn ich an diese Grenze trete, kommt mein Fuß in Versuchung, mich hinüberzuheben, mich nach dem Fluß, nach dem Lande zu tragen; und nur mit Gewalt halte ich mich zurück.

Georg. Ebenso bedaure ich im stillen den Verlust unserer schönen Tage.

Götz. Glücklicher Knabe! Du trittst über diese Räume hinaus ohne Verantwortung. Dich kann dein Herr, ein bettlägriger Kranker, dahin senden, wohin er nicht gelangen darf. Verlaß meinen Dienst, und du bist morgen wieder ein freier, thätiger Reitersmann! Mich haben sie gefesselt, meine Kraft gebunden, meine Thaten erstickt.

Georg. Mein guter Herr!

Götz. Das sind die Kunststücke der Feigen. Uns halten sie kein Wort; sie bevorteilen, sie betrügen uns; durch nichts werden sie gebunden: aber auf die Heiligkeit unseres Wortes vertrauen sie wie auf Ketten und Riegel. — Doch was ist das für ein Staub dort unten? Welch ein wilder Haufen zieht gegen uns an?

Lerse (kommt). Es sind von den aufrührischen Bauern; man sieht's an der Unordnung ihres Zugs und an den ungeschickten Waffen.

Götz. Wälzt sich dieses Ungetüm auch auf uns los?

Lerse. Ins Schloß zurück, Herr! Sie haben schon den edelsten Männern gräßlich mitgespielt.

Götz. Auf meinem eigenen Grund und Boden werd' ich dem Gesindel nicht ausweichen.

---

2. Auftritt.

Vorige. Max Stumpf. Kohl. Sievers. Andere Bauern, wenige mit Spießen und Feuergewehr, die übrigen mit Ackergerät bewaffnet.

Kohl (zu Stumpf). Glaube nicht etwa, dich los zu machen, uns zu entgehen! Du mußt unser Hauptmann sein, oder uns einen andern an deiner Stelle verschaffen.

Alle. Das mußt du!

Stumpf. Geduld und Ruhe! Soll ein rechtlicher Mann euch anführen, so schweigt und wartet auf den Ausgang dessen, was er vorhat!

Sievers. Wir wollen wissen, was du vorhast. Du sollst uns führen; aber wir wollen wissen, wohin?

Alle. Wir wollen wissen, wohin?

Stumpf. Wir sind schon angelangt. Ihr nanntet Götz von Berlichingen. Hier seh' ich ihn, den ich aufzusuchen gedachte. Geschäftig als Jäger begegnet uns der edle Kriegsmann.

Götz. Sieh da Max Stumpf! Wie kommst du hierher, und so begleitet?

Stumpf. Diese hier, ein Trupp der aufgestandenen Bauern —

Kohl. Ja, der Landleute, denen der Geduldsfaden riß und die sich Recht schaffen wollen, das bei keinem Gerichtshof zu finden war.

Alle. Nirgends zu finden war.

Stumpf. Stille! — Diese zusammen suchen sich einen Hauptmann. Ihre Absicht ist löblich; sie sehen, wie viel Ungerechtes geschieht, indem sie Recht suchen, wie viel Unheil durch wütende Menschen angerichtet wird; deshalb suchen sie einen Hauptmann, der das Volk in Ordnung hielte, und sie haben mich aufgefaßt und angesprochen.

Sievers. Unser Hauptmann muß ein Reitersmann von Ruf und ein zuverlässiger Mann sein: den haben wir an Euch.

Götz. Sie können keinen bessern finden; wie Ihr dabei fahrt, das ist ein anderes.

Stumpf. Ich kann's nicht annehmen; denn seht, ich bin

des Pfalzgrafen Diener so manche Jahre. Wie könnte mir das Volk vertrauen, da sich mein Fürst auch für den schwäbischen Bund, für Ritterschaft und Städte erklärt?

Kohl. Er hat recht! Niemand kann zwei Herren dienen.

Stumpf (zu Götz). Deshalb möcht' ich Euch bitten und ersuchen, wackerer Götz, daß Ihr —

Götz. Was? ich!

Stumpf. Hört mich aus! — daß Ihr Euch entschlösset, Hauptmann zu werden, nur auf kurze Zeit.

Alle. Das sind wir zufrieden.

Götz. Was? ich meinen Eid brechen? aus meinem Bann gehen? Max, ich hielt Euch für einen Freund; wie mutet Ihr mir solch unritterlich Beginnen zu?

Stumpf. Wenn Ihr die Zeiten bedenkt, so werdet Ihr mich nicht schelten. Ihr habt Urfehde geschworen; aber zu welcher Zeit? Da noch, gegen jetzt, die Landschaft friedlich war. Nun geht alles drunter und drüber; und Ihr wollt allein feiern?

Götz. Ich hab' einen langen Sonntag.

Stumpf. Bedenkt, alle Eigenschaften habt Ihr; niemand seid Ihr verpflichtet, steht in keines Herrn Dienst. Ihr seid den Gemeinen unverdächtig, durchaus im Ruf eines treuen, biedern Mannes.

Alle. Dafür halten wir Euch. Wir wollen Euch zu unserm Hauptmann. Ihr müßt unser Hauptmann sein.

Götz. Und wenn ich ganz frei wäre, und ihr wolltet handeln, wie bei Weinsberg an den Edlen und Herren, und so forthausen, wie ringsherum das Land brennt und blutet, und ich sollt' euch behilflich sein zu eurem schändlichen, rasenden Wesen: eher sollt ihr mich totschlagen wie einen Hund, als daß ich euer Hauptmann würde!

Kohl. Wäre das nicht geschehen, es geschähe vielleicht nimmermehr.

Stumpf. Das war eben das Unglück, daß kein Führer zugegen war, dessen Würdigkeit und Ansehen ihrer Wut Einhalt gethan hätte. Nimm die Hauptmannschaft an! Ich bitte dich, Götz. Die Fürsten werden dir's Dank wissen und ganz Deutschland. Es wird zum Besten und Frommen vieler Menschen sein, und viele Länder werden geschont werden.

Götz. Warum übernimmst du's nicht?

Stumpf. Du hörtest, warum ich mich loszusagen genötigt bin.

Kohl. Es ist nicht Sattelhenkens Zeit und langer, unnötiger Verhandlungen. Kurz und gut: Götz, sei unser Hauptmann, oder sieh zu deinem Schloß und zu deiner Haut!

Götz. Wer will mich zwingen?

Sievers. Wir allenfalls.

(Senkt den Spieß gegen ihn.)

Alle (die Spieße gegen ihn senkend). Ja wir! Freilich wir! Gewiß wir!

Stumpf. Haltet!

Sievers (der ihn wegdrängt). Packe dich! Du hast nichts mit uns, und wir nichts mit dir.

(Die Spieße sind jämtlich auf Götzen gerichtet.)

Götz. So! so recht! so! Die Stellung ist mir willkommen! Um desto freier kann ich sagen, was ich von euch denke. Ja, von der Leber weg will ich zu euch reden, euch sagen, daß ich euch und eure Thaten verabscheue. Diese Piken, mit dem Blut so vieler Edlen getränkt, mögen sich auch in meines tauchen! Der Graf von Helfenstein, den ihr ermordetet, wird im Andenken aller Edlen noch lange fortleben, wenn ihr, als die elendesten Sünder gefallen, vermischt unter einander im Grabe liegt. Das waren Männer, vor denen ihr hättet das Knie beugen, ihre Fußstapfen küssen sollen. Sie trieben den Türken von den Grenzen des Reichs, indes ihr hinter dem Ofen saßt; sie widersetzten sich den Franzosen, indessen ihr in der Schenke schwelgtet; euch zu schützen, zu schirmen vermochten sie: diesen unschätzbaren Dienst leisteten sie euch, und ihr versagtet ihnen den Dienst eurer Hände, mit denen allein ihr euch doch nicht durchhelfen werdet. Eure Häupter sind hin, und ihr seid nur verstümmelte, angefaulte Leichname. Grinst nur! Gespenster seid ihr! Schon zuckt das geschliffene Schwert über euch! Eure Köpfe werden fallen, weil ihr wähntet, sie vermöchten etwas ohne Haupt.

Stumpf. Ein Haupt wollen sie ja, und für die Zukunft wäre gesorgt.

Alle (die während Götzens Rede nach und nach die Spieße aufgerichtet) Ja, wir wollen ein Haupt; deswegen sind wir hier.

Sievers. Das Zaudern haben wir satt. Hiermit zwei Stunden Bedenkzeit! Und überlegt's gut! Ihr versteht mich. Bewacht ihn!

Götz. Was braucht's Bedenken! Ich kann jetzt so gut wollen als hernach. Warum seid ihr ausgezogen? Eure Rechte, Freiheiten, Begünstigungen wiederzuerlangen? Was

wütet ihr und verderbt das Land? Wollt ihr abstehen von allen Uebelthaten und handeln als wackere Leute, die wissen, was sie wollen, so will ich euch behilflich sein zu euren Forderungen und auf acht Tage euer Hauptmann sein.

Sievers. Was geschehen ist, geschah in der ersten Hitze, und braucht's deiner nicht, uns künftig zu mahnen und zu hindern.

Kohl. Auf ein Vierteljahr wenigstens mußt du uns zusagen.

Stumpf. Macht vier Wochen; damit könnt ihr beiderseits zufrieden sein.

Götz. Meinetwegen!

Kohl. Eure Hand!

Götz. So verbinde ich mich euch auf vier Wochen.

Kohl. Schon recht.

Stumpf. Glück zu.

Alle. Schon recht.

Sievers. Da kann genug vor sich gehen.

Stumpf (heimlich an der einen Seite zu Götzen). Was du thust, schone mir unsern gnädigen Herrn, den Pfalzgrafen.

Kohl (heimlich an der andern Seite zu den Bauern). Bewacht ihn! daß niemand mit ihm rede, was ihr nicht hören könnt!

Götz. Lerse, geh zu meiner Frau, berichte ihr alles! Sie soll bald Nachricht von mir haben. Kommt!

(Götz, Georg, Lerse, Stumpf und ein Teil der Bauern ab.)

---

3. Auftritt.

Sievers. Kohl. Bauern. Dazu Metzler und Link.

Sievers. Nun können wir erst wieder zu Atem kommen und uns selbst vertrauen.

Kohl. Es ist ein wackrer Hauptmann, der das Kriegshandwerk wohl versteht.

Metzler (kommt). Was hören wir von einem Vertrag? Was soll der Vertrag?

Link. Es ist schändlich, so einen Vertrag einzugehen.

Kohl. Wir wissen so gut, was wir wollen, als ihr, und haben zu thun und zu lassen.

Sievers. Das Rasen und Brennen und Morden mußte doch einmal aufhören, heut oder morgen; so haben wir noch einen braven Hauptmann dazu gewonnen.

Metzler. Was? aufhören? Du Verräter! Warum haben wir uns aufgemacht? Uns an unsern Feinden zu rächen, uns emporzuhelfen. Vertragen! Vertragen! Das hat euch ein Fürstenknecht geraten.

Kohl. Komm, Sievers! Er ist wie ein Vieh.

Metzler. Wird euch kein Haufen zustehen.

Sievers (zu den Bauern). Kommt! Auf unserm Wege kann's was werden. Recht haben wir, und mit Vernunft setzen wir's durch.

Metzler. Ihr Narren! Gewalt geht vor Recht. Bleibt!

Kohl. Kommt!

(Sie gehen, einige folgen.)

Metzler. Die Schurken! Link, nur frisch! Mache dich zum großen Haufen und hetz' ihn auf. Ich ziehe mit einem Trupp hinten herum und zünde Miltenberg an. Auf das Zeichen brennt nur so weiter!

(Noch einige, die sich beredet, ziehen Sievers und Kohl nach.)

Link. Wollt ihr bleiben? Hieher zu uns!

Kohl (zurückkommend mit einer Fahne). Hieher, mit uns!

Metzler. Daß dich die Pest verderbe! Zu uns! Zu uns!

(Die Bauern zerstreuen sich zu beiden Seiten.)

Link. Komm nur, komm! Wir haben doch den großen Haufen auf unsrer Seite. (Alle ab.)

---

4. Auftritt.

Eine andere Gegend.

Weislingen, der mitten in einer Reihe von Rittern, welche sich an den Händen hatten, langsam hervortritt. Hinter ihnen wohlgeordnetes Kriegsvolk. Franz.

Weislingen. So in gedrängten Reihen schreitet heran, und so haltet euch im Kampfe zusammen! Ich weiß, ein Trupp der Aufrührer bewegt sich gegen Miltenberg; überfallt sie im Thale, schlagt sie! Ich gedenke den andern Teil anzugreifen, der sich auf der Ebene gelagert hat. Und so wickeln wir sie unversehens gegen einander. Götz ist unter ihnen. Ob hüben oder drüben, weiß ich nicht. Wer ihm begegnet, suche ihn zu ergreifen! (Alle ab, außer Franz, der im Hintergrunde bleibt.) Zu den Waffen, Adelbert! — Endlich einmal zu den Waffen! Beschließe lieber dein Leben auf dem blutigen Felde, als daß du es länger in Sorgen, Gewinn und Verlust, mit Neiden, Furcht und Hoffnung hinhältst. Begegne diesem Gespenste

des alten Freundes, das dir nun so lange unter der feindlichen Gestalt eines Widersachers vorschwebt, dich neckt, aufreizt, ohne dich zum Entschluß zu bestimmen! Geh auf ihn los, überwind ihn! und so ist es vorbei. Auch gegen dein Haus richte diesen entschlossenen Sinn! Dein Weib soll nicht mehr nach einzig eigner Willkür handeln, mit meiner Ehre, meinem Namen nach Gefallen spielen! Gehorchen soll sie und sich bequemen! — Franz!

Franz. Hier bin ich.

Weislingen. Du eilst zu meiner Frau. Ich habe dir den Unmut nicht verborgen, den sie mir seit einiger Zeit erregt. Wie geschmeidig war sie sonst! Nun, da sie sich wieder im völligen Besitz ihrer Güter findet, begibt sie sich auf ein festes Schloß, umgibt sich mit Reisigen, unter dem Vorwand gefährlicher Zeiten, und scheint mir trotzen zu wollen. Gib ihr diesen Brief! er gebietet ihr, auf mein Schloß zu kommen, und das sogleich. Auf entscheidende Antwort sollst du dringen. Ich bin nicht geneigt, langmütig weiter zu harren. Nun machen wir in diesen Gegenden Bahn; sie soll mich nicht reizen, meinen Zug gegen sie zu kehren. Fahre hin und glücklich! (ab.)

---

5. Auftritt.

Franz (allein).

Geh! geh nur! Schon wissen wir zu handeln; Gehorsam haben wir verlernt. Schwacher Mann, glaubst du, stark zu sein, weil du dich wütend anstrengst? Nachgiebige Seele, du weißt nicht, daß du von jeher das Recht vermißtest, zu befehlen. Ihr willst du befehlen, dem Weibe, das die Natur als Herrin der Welt hinaufhob? Mir denkst du zu befehlen, mir, dem Vasallen der höchsten Schönheit? Zu ihr will ich! — Keineswegs, weil du mich sendest, sondern weil mich das Herz treibt, weil ich muß. Und leisten will ich, was sie fordert, sie mache mich glücklich, oder lasse mich verschmachten. (ab.)

---

6. Auftritt.

Ferne Landschaft mit Dorf und Schloß.

Götz. Georg.

Georg. Ich bitt' Euch, Herr, was ich nur bitten kann und vermag, faßt einen Entschluß und entfernt Euch von

diesem ehrlosen Haufen! Das Glück, das ihnen anfangs beizustehen schien, hat sich gewendet.

Götz. Ich kann sie nicht verlassen, weil es ihnen übel geht.

Georg. Verlaßt sie, weil sie ihr Unglück verdienen! Bedenkt, wie unwürdig Eurer diese Gesellschaft ist!

Götz. Wir wollen uns nicht verhehlen, daß wir manches Gute gestiftet haben; denn mußt du nicht selbst gestehen, daß in den Mainzischen Stiftslanden keines Klosters, keines Dorfs wäre geschont worden, wenn wir's nicht gethan hätten? Haben wir nicht Leib und Leben gewagt, die wütenden Menschen abzuhalten, ihr Geschrei zu überschreien und ihre Wut zu übertoben?

Georg. Wohl! ich glaubte selbst nicht, daß man sich so viel Gewalt fühlt, wenn man recht hat. Ich habe auf Euer Geheiß manchen Haufen durch Vorstellungen abgehalten, durch Drohungen geschreckt.

Götz. Und so wollen wir es fortsetzen. Wir werden uns dieser That mit Freuden rühmen.

Georg. Ihr werdet nicht. Muß ich Euch denn alles sagen? Flieht, Herr! flieht! (Er wirft sich vor ihm nieder.) Fußfällig bitt' ich Euch, flieht! Es ist ein unglücklicher Krieg, den Ihr führt. — Die Genossen des schwäbischen und fränkischen Bundes, gereizt durch diese ungeheuern Uebelthaten, behandeln ihre Gegner als das, was sie sind, als unedle Feinde, als Räuber, Mordbrenner, als die schändlichsten Verbrecher. Im Gefecht wird kein Quartier gegeben, und geschieht es, so geschieht's, um den Gefangenen zu schrecklichen Strafen aufzubewahren. — Schon hat man die Aufrührer zu Hunderten geköpft, gerädert, gespießt, gevierteilt; und Ihr seid Hauptmann und habt mächtige Feinde unter der Ritterschaft. Ach, Herr! wenn ich erleben sollte —

Götz. Sobald meine Zeit um ist —

Georg. Gleich, gleich! In diesem Augenblicke seid Ihr nicht bewacht, da sie Euch sonst als Gefangenen mit sich schleppen, statt Euch als einem Führer zu folgen. (Es ist indes Nacht geworden; in der Ferne entsteht ein Brand in einem Dorfe.) Seht hin! dort leuchtet Euch schon ein neues Verbrechen entgegen.

Götz. Es ist Miltenberg, das Dorf. Geschwind zu Pferde, Georg! reit hin und suche den Brand des Schlosses zu verhindern; sein Besitzer ist mein Freund. Es kann nur ein kleiner Haufe sein. Ich sage mich von ihnen los, und das gleich.

Georg. Wohl, Herr, wohl! und so zum Schlusse richt' ich freudig aus, was Ihr befehlt.

Götz (nach einer Pause). Nein doch, Georg! Bleibe hier, was sollst du dich wagen! Schon oft hat diese niederträchtige Brut auf dich mit Drohungen losgestürmt.

Georg. Nein, Herr, was Ihr einmal befohlen habt, will ich ausrichten; was Ihr wünscht, soll möglich werden.

Götz. Bleib, bleib!

Georg. Nein, Herr! Ihr wünschtet, daß Miltenberg gerettet werde; ich will es retten, oder Ihr seht mich nicht wieder. (ab.)

---

7. Auftritt.

Während des gegenwärtigen Auftritts und der folgenden wächst der Brand des Dorfes, auch das Schloß gerät nach und nach in Brand.

Götz. Hernach ein Unbekannter.

Götz. Wie will ich mit Ehren von ihnen kommen, und wie will ich mit Ehren bleiben? Wenn ich Fürsten und Stifter, Herren und Städte verschone, so werde ich den Bauern verdächtig, und all mein Wirken und Schonen hilft mich nichts. Jedermann schreibt mir das Uebel zu, das geschieht, und niemand mag mir zum Verdienst anrechnen, daß ich so viel Böses verhindere. Wollt', ich wäre tausend Meilen davon und läg' im tiefsten Turm, der in der Türkei steht!

Unbekannter (kommt). Gott grüß' Euch, sehr edler Herr!

Götz. Gott dank' Euch! Was bringt Ihr? Euren Namen?

Unbekannter. Der thut nichts zur Sache. Ich komme, Euch zu warnen, daß Euer Kopf in Gefahr ist. Die Anführer sind müde, sich von Euch so harte Worte geben zu lassen; sie haben beschlossen, Euch aus dem Wege zu räumen. Mäßigt Euch, oder sucht zu entwischen! Gott geleit' Euch! (ab.)

Götz. Auf diese Weise dein Leben zu lassen? — Es sei drum! Mein Tod werde der Welt das sicherste Zeichen, daß ich mit den Hunden nichts Gemeines gehabt habe. Bis ans Ende sollen sie fühlen, daß ich nicht zu ihnen gehöre.

---

8. Auftritt.

Götz. Kohl. Sievers. Mehrere Bauern. Dann Link. Metzler. Bauern.

Kohl. Herr! Herr! sie sind geschlagen, sie sind gefangen.

Götz. Wer?

Sievers. Die Miltenberg verbrannten. Es zog sich ein bündischer Trupp hinter dem Berge hervor und überfiel sie auf einmal.

Götz. Sie erwartet ihr Lohn. — O Georg, Georg! — Sie haben ihn mit den Bösewichtern gefangen! — Mein Georg! O mein Georg! —

Link (kommt). Auf, Herr Hauptmann, auf! es ist nicht Säumens Zeit! der Feind ist in der Nähe und mächtig.

Götz. Wer verbrannte Miltenberg?

Metzler. Wenn Ihr Umstände machen wollt, so wird man Euch weisen, wie man keine macht.

Kohl. Sorgt für unsre Haut und Eure! Auf! auf!

Götz (zu Metzler). Drohst du mir? Du Nichtswürdiger! Glaubst du, daß du mir fürchterlicher bist, weil des Grafen von Helfenstein Blut an deinen Kleidern klebt?

Metzler. Berlichingen!

Götz. Du darfst meinen Namen nennen, und meine Kinder werden sich dessen nicht schämen.

Metzler. Mit dir feigen Kerl, Fürstendiener!

(Götz haut ihn über den Kopf, daß er stürzt; die andern treten dazwischen.)

Kohl. Ihr seid rasend! Es bricht der Feind auf allen Seiten herein, und ihr hadert!

Link. Auf! auf!

(Tumult, Schlacht und Flucht der Bauern.)

---

9. Auftritt.

Vier Boten des heimlichen Gerichts.

(Zwei kommen aus der letzten Kulisse, gehen in der Diagonale und begegnen sich in der Mitte des Theaters.)

Erster Bote. Wissender Bruder, woher?

Zweiter Bote. Von Norden ich; und du?

Erster Bote. Von Osten. Laß uns auf diesem Kreuzweg verweilen; gleich treffen die Brüder von Westen und Süden ein.

Zweiter Bote. Die heilige Fem durchkreuzt die Welt.

Erster Bote. Durchkreuzt die stille, die bewegte Welt.

Zweiter Bote. Durch die ruhigen Matten, durch Aufruhrs Gewühl.

Erster Bote. Durch nährenden Acker, durch Schlacht und Tod wandeln ihre Boten unverletzt.

Zweiter Bote. Sie ziehen vorbei, der Verbrecher bebt.

Erster Bote. Bis ins tiefe sündige Geheimnis dringt ein Schauder.

Zweiter Bote. Die große Nacht, sie steht bevor.

Erster Bote. Gleich jener Gerichtsnacht, der allgemeinen. (Die beiden andern kommen aus den ersten Kulissen, gehen in der Diagonale und treffen in der Mitte auf die beiden ersten.) Willkommen, wissende Brüder, auch ihr!

Alle. Nun schnell ans Ziel! Zur roten Erde schnell zurück, wo die heilige Fem, gerecht, verhüllt, im stillen waltet. (Alle ab).

---

10. Auftritt.

Zigeuner kommen nach und nach, dann der Hauptmann.

Erster Zigeuner. Verfluchte Zeit! wir müssen uns wehren, unsrer Haut wehren und die Beute lassen und uns wieder wehren. Das begegnet mir heute schon dreimal.

Zweiter Zigeuner. Versuchen wir's dort! die Schlacht ist hier.

Zigeunermutter. Dort schlagen sie auch. Wir werden in die Mitte gedrängt.

(Das Theater füllt sich nach und nach mit Zigeunern und Zigeunerinnen.)

Hauptmann. Heran, was wacker ist! heran, was tüchtig ist! Beladet euch nicht mit gemeinem Gepäck! das beste behaltet, das andere werft von euch! Wir müssen ziehen, wir müssen fort. Hier ist kein Bleibens mehr; das Bundesheer verfolgt auch uns. Wir müssen ziehen, wir müssen uns teilen. Ich führe den ersten Hauf; wer führt den andern?

Alle. Wir bleiben bei dir!

Hauptmann. Wir müssen uns teilen. Der ganze große Haufen drängt sich nicht durch.

Zigeunerknabe (kommt). Hier am Teich und Moor steigt ein Mann vom Pferd, ein Rittersmann; er ist verwundet, er hält sich kaum. Sie bringen ihn. Am Ufer zieht das Gefecht sich her.

---

11. Auftritt.

Vorige. Götz.

Hauptmann. Wer seid Ihr?

Götz. Ein Verwundeter, ein Blutender. Mögt Ihr mir Hilfe geben, so sei es bald!

Hauptmann. Die Blutwurzel, Mutter! deinen Segen dazu! Sie stillt das Blut, gibt neue Kräfte. — (Zu den Zigeunern.) In zwei Parten teilt euch; der eine muß rechts ziehen, der andere links. Ich deut' euch den Weg an. (Indessen hat man Götzen die linke Armschiene abgenommen und den Helm.) Du bist es, Götz! den ich wohl kenne; kommst geschlagen, flüchtig, verwundet zu uns! Hergestellt sollst du geschwind sein. Und nun, wie ich dich kenne, weiß ich dein Geschick: du bist verloren, hältst du nicht fest an uns.

(Die Mutter war beschäftigt an der Wunde, und die Tochter hat ihm was zu riechen vorgehalten.)

Götz. Ich bin erquickt. Nun helft mir wieder aufs Pferd, daß ich das Letzte versuche!

Hauptmann. Als ein Mann fasse tapfern Entschluß! Gib dich nicht der Verzweiflung hin! Deinen Verfolgern entgehst du nicht; aber schließe dich an uns. Wir müssen uns teilen! In kleinen Haufen ziehen wir durch und retten uns. Hier ist kein freies Feld mehr. Ich führe die Hälfte nach Böhmen, führe du die andere nach Thüringen. Sie gehorchen dir wie mir.

Die Zigeuner. Ihm wie dir.

Hauptmann. Teilt euch! (Sie teilen sich.) Dies bleibe mein Hauf; diesen übergebe ich dir. Durch den Moor kenn' ich die Wege; drängt euch durch die Schlucht über den Hügel weg, so entkommt ihr dem einstürmenden Gefecht. Du schweigst? So recht! Geschwiegen und gethan!

(Ab mit einem Teil, ein andrer Teil setzt sich nach der entgegengesetzten Seite in Bewegung.)

---

12. Auftritt.

Vorige ohne den Hauptmann.

Götz. Das mag ein Traum sein! Mutter, die Kraft deiner Wurzeln und Kräuter ist flüchtig; so flog sie mich an, und so verläßt sie mich.

(Er sinkt, wird gehalten und auf einen Sitz im Hintergrunde geführt.)

Erster Zigeuner. Hebt ihn, tragt ihn durch die Schlucht!

Zweiter Zigeuner (kommt von der Seite, wohin der Hauptmann abging). Das Gefecht ergreift uns, treibt uns hieher.

(Mutter und Kinder kommen fliehend.)

Mutter. Alles verloren! der Vater tot!

Kinder. Weh! weh! Rett' uns, Mann!

Mutter. Ihr seid nun Führer. Auf! auf! Rettet euch und uns.

Alle. Rett' uns! Führ' uns! Rett' uns!

(Gruppe. Weiber und Kinder um den sitzenden Götz. Von beiden Seiten werden Bauern und Zigeuner hereingedrängt und überwunden. Eine Partei Bündischer dringt durch die Weiber und hebt die Partisanen auf Götz.)

---

13. Auftritt.

Adelheids Zimmer.

Nacht.

Adelheid. Franz.

Adelheid. Still! horch! Alles ist ruhig. Der Schlaf hat das ganze Haus gebändigt. Nun entferne dich, Franz! Zu Pferd! Fort! fort!

Franz. O, laß mich zaudern! Laß mich bleiben! — Kannst du mich jetzt verstoßen? — Mich vom Lichte deines Angesichts hinaustreiben in die Nacht, in das unfreundliche Dunkel?

Adelheid (gegen das Fenster gekehrt). Dunkel ist's nicht draußen. Der Mond scheint helle. Deutlich, wie am Tage, schlingen sich die Pfade vom Schloß hinunter; die weißen Felsbänke leuchten; schattig ruhen die Gründe; aber drüben die Hügel stehen im vollen Lichte. Hinab! hinab! durch die stille, klare Nacht zu deinem Ziel hin!

Franz. Nur noch eine kleine Weile! Hier laß mich bleiben! hier, wo mein Leben wohnt! Ach! draußen ist der Tod!

Adelheid. Frisch, munterer Geselle! Frisch! Leicht hinaus! dahin durch den mitternächtigen Tag! Du zauderst? Wie? Lasten deine Wünsche dich schon? Ist dir dein Wollen, dein Vorsatz eine Bürde?

Franz. Nicht diese Blicke, nicht diese Töne!

Adelheid. Wo hast du das Fläschchen? Du drangst mir's ab. Gib es zurück!

Franz. Hört mich!

Adelheid. Ich fordere es zurück. Das Fläschchen her! Für einen Helden gabst du dich, unternahmst, beteuertest. Gib her! Ein Knabe bist du, ein schwankender Knabe.

Franz. Laßt mich sprechen!

Adelheid. Denn ein Mann, der sich um ein hohes Weib zu bewerben kühn genug ist, weiß, was er verpfändet: Leben, Ehre, Tugend, Glück — sein alles. Knabe, verlaß mich!

Franz. Gib mir die Ueberzeugung, daß jenes göttliche Weib, das mir die Vollkommenheiten des ganzen Geschlechts offenbarte, daß es mein sei, mein bleibe, daß ich mir es erwerbe, so soll der Knabe ein Riese werden, zu deinem Dienst ohne Bedingung bereit.

Adelheid. Es waren Augenblicke, da du glaubtest, Adelheid sei dein, da Zweifel und Sorge für ewig weggebannt schienen. Kehren diese Feinde schon zurück? Komm, Franz! lieber Franz!

Franz. Ja, du bist mein! Und wenn ich dich befreie, befreie ich dich mir. Laß mich nun, laß mich fort zur großen That, zur ersten, einzigen, größten! Ja, nun bin ich gefaßt und gestählt. Mit steter Hand will ich meinem Herrn das Gift in den Becher gießen.

Adelheid. Stille! sprich es nicht aus!

Franz. Ja, ich will es aussprechen. Mein Ohr soll hören, was mein Herz zu thun bereit ist. Mein Auge soll unverrückt hinblicken, wenn er trinkt. Von seinen Schmerzen will ich mich nicht wegwenden. Es gibt nur einen Preis auf der Welt, und der ist mein.

Adelheid. Eile!

Franz. Leb wohl! Und indem ich mich von dir losreißen will, fühle ich mich nur fester gebunden und möchte, scheidend, so — (sie umarmend) für und für verweilen.

Adelheid. Zauberer!

Franz (den Schleier fassend). Einen Teil von dir hab' ich in Händen. Ganz lass' ich dich nicht fahren! Gewähre mir diesen Schleier, der sich noch einmal für mich zurückschlägt und mir das holde Glücksgestirn meines Lebens offenbart. Laß mir ihn, daß er mir deine Gegenwart vermittle! (Er nimmt den Schleier.)

Adelheid. Gewaltsamer!

Franz. Wie eine Schärpe den Helden, wie eine Zauberbinde den Magier, soll er mich nachts umgeben. (Er wirft ihn auf die Schulter und knüpft ihn an der Hüfte.) Gefaltet soll er tags, an meinem Busen zusammengedrängt, mich besser beschützen als das Panzerhemd. Und nun eil' ich beflügelt. Leb wohl! Es hebt, es trägt mich von dir fort.

(Er umarmt sie, reißt sich los und eilt ab.)

---

14. Auftritt.

Adelheid (allein).

Glücklicher Knabe, umdrängt vom ungeheuersten Schicksal, tändelst du noch. Die mächtige Bewegung der Welle wird zu Schaum, die gewaltige Handlung der Jugend wird zum Spiel. Ich will dir nachschauen; meine weiße Gestalt soll dir geistergleich aus diesen Mauern herabwinken. Ich seh' ihn, wie deutlich! auf seinem Schimmel; Tageshelle umgibt ihn, und scharf begleitet ihn der bewegliche Schatten. Er hält; er schwingt den Schleier. Kann er wohl auch erkennen, wenn ich ihm winke? Er will weiter! Noch zaudert er! Fahre hin, süßer Knabe! fahre hin zum trau rigen Geschäft! — Sonderbar! welch ein schwarzer Wanderer kommt ihm entgegen? Eine dunkle, schwarze Mönchsgestalt zieht leise herauf. Sie nähern sich! Werden sie halten? werden sie zusammen sprechen? Sie ziehen an einander vorbei, als würden sie sich nicht gewahr! Jeder verfolgt seine Straße! Franz hinab und, ich täusche mich nicht, der Mönch herauf gegen das Schloß! — Warum fährt mir ein Schauder in die Gebeine? Ist's nicht ein Mönch, deren du Tausende sahst, bei Tag und bei Nacht! — Warum wäre dieser furchtbar? — Noch wandelt er, langsam, ganz langsam. Ich seh' ihn deutlich, die Gestalt, die Bewegung. (Klingelt.) Der Pförtner soll Thor und Pforte wohl verschlossen halten, niemand herein lassen vor Tag, es sei, wer es wolle. (Am Fenster.) Ich seh' ihn nicht mehr! Hat er den Fußpfad eingeschlagen? (Klingelt.) Man sehe nach dem Hinterpförtchen, ob auch das wohl verschlossen und verriegelt ist! — Mauern, Schlösser, Band und Riegel, welche Wohlthat für den Beängsteten! Und warum beängstet? Naht sich mir das Gräßliche, das fern auf mein Geheiß vollbracht wird? Ist es die Schuld, die mir das Bild einer düstern Rache vorführt? Nein! Nein! es war ein wirkliches, fremdes, seltsames Wesen. Wäre es ein Spiel meiner Einbildungskraft, so müßt' ich ihn auch hier sehen. (Eine schwarze vermummte Gestalt mit Strang und Dolch kommt drohend von der Seite des Hintergrundes, doch Adelheiden im Rücken, welche so gewendet steht, daß sie dieses furchtbare Wesen mit leiblichen Augen nicht sehen kann; vielmehr starrt sie auf die entgegengesetzte Seite.) Dort aber, dort, ein Schattenähnliches! — Was ist's? Was zieht ein Dunkles an der Wand vorbei? Wehe! wehe mir! das ist Wahnsinn! — Sammle dich! fasse dich! (Sie hält einige Zeit die Augen zu, dann entfernt sie die Hände und starrt nach der entgegengesetzten Seite.) Nun schwebt es hier,

nun schleicht es hier! Drauf los, und es verschwindet. Entfliehe, Wahngestalt! Sie flieht, sie entfernt sich. So will ich dich verfolgen, so verjagen. (Indem sie das Wahnbild vor sich hertreibt, erblickt sie das wirkliche, das eben in das Schlafzimmer geht. Sie schreit laut auf, dann erreicht sie die Glocke und zieht.) Lichter! Lichter! Fackeln herein! Alle herein! Mehr Fackeln! daß die Nacht umher zum Tag werde! Läutet Sturm, daß alle sich bewaffnen! (Man hört läuten.) Hier dies nächste Zimmer durchsucht! Es hat keinen andern Ausgang. Findet, fesselt ihn! — Was steht, was zaudert ihr? Ein Meuchelmörder hat sich verborgen. (Ein Teil der Reisigen ab.) Ihr aber umgebt mich! Zieht eure Schwerter! Die Hellebarden bereit! — Nun bin ich gefaßt. Haltet euch ruhig! Wartet ab! Unterstützt mich, liebe Frauen! Laßt mich nicht sinken! Meine Kniee brechen ein. (Man reicht ihr einen Sessel.) Tretet näher, Bewaffnete! Umgebt mich! — Keiner weiche vom Platz bis an den vollen Tag!

---

15. Auftritt.

Hallen und gewölbte Gänge.

Zwei Parteien Reisige, die sich begegnen.

Erster Anführer. Wir haben nichts gefunden. Was sagt Ihr dazu? Saht Ihr was?

Zweiter Anführer. Gar nichts. Im Zimmer war nichts, wo er sollte versteckt sein, das nur einen Ausgang hatte. Und Ihr? was meint Ihr? Hat sie einen Geist gesehen? War es ein Mensch, den hätten wir lange.

Erster Anführer. Die heilige Fem ist überall. Laßt uns suchen und schweigen!

(Sie kreuzen sich und gehen nach verschiedenen Seiten ab.)

---

16. Auftritt.

Ländlicher Garten.

Laube im Hintergrunde, davor Blumenbeete, von der Sonne beleuchtet.

Marie, in der Laube schlafend. Lerse.

Lerse. Gestrenge Frau! Wo seid Ihr? Gleich werden die Pferde gesattelt sein! — Sie schläft; schläft in diesen schrecklichen Augenblicken. Wie schön, wie himmlisch leuchtet

der Schlaf des Guten; er gleicht mehr der Seligkeit als dem Tode. Leider, daß ich sie wecken muß. Auf! gestrenge Frau! säumt nicht! Auf! Wir müssen fort.

Marie (erwacht). Wer ruft? Wer, auf einmal, reißt mich aus den seligen Gefilden herunter in die irdischen Umgebungen? (Steht auf und kommt hervor.)

Lerse. Laßt uns eilen, gnädige Frau! Die Pferde haben wieder Kraft zum schnellen Lauf, und der Mensch hält alles aus.

Marie. Treibe mich nicht weiter!

Lerse. Besinnt Euch! Bedenkt, in welcher fürchterlichen Stunde wir leben! Noch raucht die Gegend von schrecklichen Verbrechen, und schon sind die Thäter aufs schrecklichste gestraft. Man hat mit ungeheuern Exekutionen verfahren. Mehrere sind lebendig verbrannt, zu Hunderten gerädert, gespießt, geköpft, gevierteilt. — Ach! und Euer edler Bruder in dies ungeheure Geschick verwickelt! — Gefangen, als Meuter, als Missethäter in den tiefsten Turm geworfen.

Marie. Laß uns gehen!

Lerse. Der Jammer ist zu groß! Sein Alter, seine Wunden! Und mehr noch als das alles, ein schleichend Fieber, die Finsternis vor seiner Seele, daß es so mit ihm enden soll.

Marie. Laß uns eilen! hineilen zu Weislingen! Nur solch eine gräßliche Notwendigkeit vermochte mich zu diesem Schritt, Weislingen wiederzusehen! Indem ich meinen Bruder vom Tod errette, geh' ich in meinen Tod.

Lerse. Wie das, gestrenge Frau? Wie auf einmal verändert? Eine stürmische Leidenschaft erschüttert Eure sanften Züge. Redet! Vertraut mir!

Marie. Du bist ein wackerer Mann! So wisse denn, zu wem du mich führst!

Lerse. Redet aus!

Marie. Dieser Weislingen! ich liebt' ihn, mit aller Innigkeit der ersten schüchternen Liebe. Er ward mein Bräutigam. Da träumt' ich von Glück auf dieser Welt. Er verließ mich — und ich soll ihn wiedersehen, als Bittende soll ich vor ihm erscheinen, flehen soll ich, meine Worte mit dem Ton des Zutrauens, der Neigung, der Liebe beleben!

Lerse. Kommt, kommt! Laßt Euch den Augenblick lehren, was zu thun sei. Der Augenblick reicht uns, was Ueberlegung vergebens aufzusuchen bemüht ist. (ab.)

Marie. Ich werde mich vor seine Füße werfen, ich werde vor ihm weinen — aber — Gott verzeih mir's! — nicht über meinen Bruder — über mich!

---

17. Auftritt.

Weislingens Saal.

Weislingen, geführt von Franz und einem jungen Diener.

Weislingen. Vergebens, daß ich mich aus einem Zimmer in das andere schleppe, ich trage mein Weh mit mir fort. Vergebens, daß ihr mich unterstützt, eure Jugendkräfte gehen nicht in mich herüber; alle meine Gebeine sind hohl: ein elendes Fieber hat das Mark ausgesogen. Hier setzt mich nieder! Hier laßt mich allein und haltet euch in der Nähe! (Franz in großer Bewegung ab, der Diener mit ihm.) Keine Ruh und Rast, weder Tag noch Nacht! Im halben Schlummer giftige Träume! — Die vorige Nacht begegnete ich Götzen im Wald. Er zog sein Schwert und forderte mich heraus. Ich faßte nach meinem; die Hand versagte mir. Da stieß er's in die Scheide, sah mich verächtlich an und ging hinter mich. — Er ist gefangen, und ich zittere vor ihm. Elender Mensch! dein Wort hat ihn zum Tode verurteilt, und du bebst vor seiner Traumgestalt wie ein Missethäter. — Und soll er sterben? — Götz! Götz! — Wir Menschen führen uns nicht selbst; bösen Geistern ist Macht über uns gelassen, daß sie ihren höllischen Mutwillen an unserm Verderben üben. — Matt! matt! Wie sind meine Nägel so blau. — Ein kalter, kalter, verzehrender Schauer lähmt mir jedes Glied. Es dreht mir Alles vorm Gesicht. Könnt' ich schlafen! Ach!

18. Auftritt.

Weislingen. Marie. Dann Franz.

Weislingen. Jesus Marie! — Laß mir Ruh! — Laß mir Ruh! — Die Gestalt fehlte noch! — Sie stirbt, Marie stirbt und zeigt sich mir an. — Verlaß mich, seliger Geist! ich bin elend genug.

Marie. Weislingen, ich bin kein Geist. Ich bin Marie.

Weislingen. Das ist ihre Stimme.

Marie. Ich komme, meines Bruders Leben von dir zu erflehen; er ist unschuldig, so strafbar er scheint.

Weislingen. Still, Marie! Du Engel des Himmels bringst die Qualen der Hölle mit dir. — Rede nicht fort!

Marie. Und mein Bruder soll sterben? Weislingen es ist entsetzlich, daß ich dir zu sagen brauche: er ist unschuldig! daß ich jammern muß, dich von dem abscheulichsten Mord zurückzuhalten. Deine Seele ist bis in ihre innersten Tiefen von feindseligen Mächten besessen. Das ist Adelbert!

Weislingen. Du siehst, der verzehrende Atem des Todes hat mich angehaucht, meine Kraft sinkt nach dem Grabe. Ich stürbe als ein Elender, und du, du kommst, mich in Verzweiflung zu stürzen. Wenn ich reden könnte, dein höchster Haß würde in Mitleid und Jammer zerschmelzen. O Marie! Marie!

Marie. Mein Bruder, Weislingen, verkranket im Gefängnis. Seine schweren Wunden, sein Alter! — Und wenn du fähig wärst, sein graues Haupt — Weislingen, wir würden verzweifeln!

Weislingen. Genug! — Franz! (Franz kommt in äußerster Bewegung.) Die Papiere drinnen, Franz! — (Franz eilig ab.)

Marie (vor sich). Er ist sehr krank. Sein Anblick zerreißt mir das Herz. Wie liebt' ich ihn! Und nun ich ihm nahe, fühl' ich, wie lebhaft. (Franz bringt ein versiegeltes Paket.)

Weislingen (reißt es auf und zeigt Marien ein Papier). Hier ist deines Bruders Todesurteil unterschrieben.

Marie. Gott im Himmel!

Weislingen. Und so zerreiß' ich's. Er lebt. Aber kann ich wieder schaffen, was ich zerstört habe? Weine nicht so, Franz! Guter Junge, dir geht mein Elend tief zu Herzen. (Franz wirft sich vor ihm nieder und faßt seine Kniee.) Steh auf und laß das Weinen! Hoffnung ist bei den Lebenden. Ich kann wieder aufkommen.

Franz. Ihr werdet nicht — Ihr müßt sterben!

Weislingen. Ich muß?

Franz (außer sich). Gift! Gift! von Eurem Weibe — Ich, ich! (Rennt davon.)

Weislingen. Marie, geh ihm nach! Er verzweifelt. (Marie ab.) Gift von meinem Weibe! Weh, weh! Ich fühl's. Marter und Tod.

Marie (inwendig). Hilfe! Hilfe!

Weislingen (will aufstehen). Gott! vermag ich das nicht?

Marie (kommt). Er ist hin! Zum Saalfenster hinaus stürzt' er wütend in den Main hinunter.

Weislingen. Ihm ist wohl. — Dein Bruder ist außer Gefahr. Die andern Bundeshäupter, vor allen Seckendorf, sind seine Freunde. Ritterlich Gefängnis werden sie ihm auf sein Wort gleich gewähren. Leb wohl, Marie, geh und zieh ihn aus dem Kerker.

Marie. Senden wir Lersen. Ich will bei dir bleiben, armer Verlassener!

Weislingen. Wohl verlassen und arm. Furchtbar bist du ein Rächer, Gott! — Mein Weib!

Marie. Entschlage dich dieser Gedanken! Kehre dein Herz zu dem Barmherzigen!

Weislingen. Geh, liebe Seele, überlaß mich meinem Elend! Entsetzlich! Auch deine Gegenwart, Marie, der letzte Trost, ist Qual.

Marie (vor sich). Stärke mich, Gott! Meine Seele erliegt mit der seinigen.

Weislingen. Weh! weh! Gift von meinem Weibe! Mein Franz verführt durch die Abscheuliche! Wie sie wartet, horcht auf den Boten, der ihr die Nachricht brächte: er ist tot! Und du, Marie! — Marie, warum bist du gekommen? daß du jede schlafende Erinnerung meiner Sünden wecktest! Verlaß mich, daß ich sterbe!

Marie. Laß mich bleiben! Du bist allein; denk', ich sei deine Wärterin. Vergiß alles! Vergesse dir Gott so alles, wie ich dir alles vergesse.

Weislingen. Du Seele voll Liebe, bete für mich, bete für mich! Mein Herz ist verschlossen.

Marie. Er wird sich deiner erbarmen. — Du bist matt.

Weislingen. Ich sterbe, sterbe und kann nicht ersterben; und in dem fürchterlichen Streit des Lebens und des Todes zucken die Qualen der Hölle.

Marie (neben ihm knieend). Erbarmer, erbarme dich seiner! Nur einen Blick deiner Liebe an sein Herz, daß es sich zum Trost öffne und sein Geist Hoffnung, Lebenshoffnung in den Tod hinüberbringe.

———

19. Auftritt.

Gefängnis.

Elisabeth. Lerse. Kastellan.

Lerse (zum Kastellan). Hier ist Brief und Siegel, hier die Unterschrift der Bundeshäupter; sogleich soll Götz aus der engern Haft entlassen werden. (Kastellan ab.)

Elisabeth. Gott vergelt' Euch die Lieb' und Treue, die Ihr an meinem Herrn gethan habt! Wo ist Marie?

Lerse. Weislingen stirbt, vergiftet von seinem Weibe; Marie wartete sein, als ich forteilte; nun höre ich unterwegs, daß auch Sickingen in Gefahr sei. — Die Fürsten werden ihm zu mächtig; man sagt, er sei eingeschlossen und belagert.

Elisabeth. Es ist wohl ein Gerücht; laßt Götzen nichts merken.

Lerse. Wie steht's um ihn?

Elisabeth. Ich fürchtete, er würde deine Rückkunft nicht erleben; die Hand des Herrn liegt schwer auf ihm, und Georg ist tot.

Lerse. Georg! der gute!

Elisabeth. Als die Nichtswürdigen Miltenberg verbrannten, sandte sein Herr ihn ab, dort Einhalt zu thun. Da fiel ein Trupp der Bündischen auf sie los. — Georg! — O hätten sie sich alle gehalten, wie er! Ja, wenn sie alle das gute Gewissen gehabt hätten! Viele wurden erstochen, und Georg mit.

Lerse. Weiß es Götz?

Elisabeth. Wir verbergen's ihm. Er fragt mich zehnmal des Tags und schickt mich zehnmal, zu forschen, was Georg macht? Ich fürchte, seinem Herzen den letzten Stoß zu geben. Ach, kommt, daß wir ihn wieder ins Freie führen! Wie sehnlich war sein Wunsch, nur ins Gärtchen des Kastellans auf der Mauer hinauszutreten! (Beide ab.)

---

20. Auftritt.

Kleiner Garten auf der Mauer. Durch und über die Zinnen weite Aussicht ins Land. An der Seite ein Turm.

Götz. Elisabeth. Lerse. Kastellan.

Götz. Allmächtiger Gott! wie wohlthätig ist dein Himmel! wie frei! Die Bäume nähren sich in deiner Luft, und alle

Welt ist voll Werden und Gedeihen. Lebt wohl, meine Lieben! meine Wurzeln sind abgehauen, meine Kraft sinkt nach dem Grabe.

Elisabeth. Darf ich Lersen nach deinem Sohn ins Kloster schicken, daß du ihn noch einmal siehst und segnest?

Götz. Laß ihn! er ist heiliger als ich, er braucht meinen Segen nicht. — An unserm Hochzeittage, Elisabeth, ahndete mir's nicht, daß ich so sterben würde! — Mein alter Vater segnete uns, und eine Nachkommenschaft von edlen, tapfern Söhnen quoll aus seinem Gebet. — Du hast ihn nicht erhört, und ich bin der letzte. Lerse, dein Angesicht freut mich in der Stunde des Todes mehr als im mutigsten Gefecht; damals führte mein Geist den eurigen, jetzt hältst du mich aufrecht. Ach, daß ich Georgen noch einmal sähe, mich an seinem Blick wärmte! — Ihr seht zur Erden und weint? Er ist tot! Georg ist tot! Stirb, Götz! — Du hast dich selbst überlebt, die Edlen überlebt. Wie starb er? — Ach, sie fingen ihn unter den Mordbrennern, und er ist hingerichtet!

Elisabeth. Nein, er wurde bei Miltenberg erstochen. Er wehrte sich wie ein Löwe um seine Freiheit.

Götz. Gott sei Dank! — Er war der beste Junge unter der Sonne und tapfer. — Löse meine Seele nun! — Arme Frau! Ich lasse dich in einer verderbten Welt. Lerse! verlaß sie nicht! Schließt eure Herzen sorgfältiger als eure Thore, es kommen die Zeiten des Betrugs; ihm ist Freiheit gegeben. Die Nichtswürdigen werden regieren mit List, und der Edle wird in ihre Netze fallen. Segnet Marien und ihren Gemahl! Möge er nicht so tief sinken, als er hoch gestiegen ist! — Selbitz starb, und der gute Kaiser und mein Georg! Gebt mir einen Trunk Wasser! — Himmlische Luft! — Freiheit! Freiheit! (Er stirbt.)

Elisabeth. Nur droben bei dir! die Welt ist ein Gefängnis!

Lerse. Edler Mann! edler Mann! Wehe dem Jahrhundert, das dich von sich stieß! Wehe der Nachkommenschaft, die dich verkennt!

Die Mitschuldigen.

Ein Lustspiel in drei Aufzügen.

1769.

Personen.

Der Wirt.
Sophie, seine Tochter.
Söller, ihr Mann.
Alcest.
Ein Keller.

Der Schauplatz ist im Wirtshause.

Erster Aufzug.

1. Auftritt.

Die Wirtsstube.

Söller sitzt im Domino an einem Tischchen, worauf ein Licht, eine Bouteille Wein und ein Glas steht Sophie gegenüber sitzt und näht eine Feder und eine Schleife auf einen Hut. Der Wirt kommt herein In der Tiefe des Theaters steht ein Tisch, darauf ein Licht, Bücher und Tintenfaß, dabei ein Lehnsessel.

Der Wirt (zu Söllern).

Schon wieder auf den Ball! Im Ernst, Herr Schwiegersohn,
Ich bin Sein Rasen satt und dächt', Er blieb' davon.
Mein Mädchen hab' ich Ihm wahrhaftig nicht gegeben,
Um so in Tag hinein von meinem Geld zu leben.
Ich bin ein alter Mann, ich sehnte mich nach Ruh,
Ein Helfer fehlte mir. Nahm ich Ihn nicht dazu?
Ein schöner Helfer! Ja, mein Bißchen durchzubringen.

Söller (summt ein Liedchen vor sich).

Der Wirt.

O, sing Er, sing Er nur, ich will Ihm auch eins singen.
Er ist ein dummer Kerl, der doch zu gar nichts taugt,
Als daß er sich besäuft und etwa Tobak raucht.
Die ganze Nacht geschwärmt, den halben Tag im Bette!
Kein Herzog ist im Reich, der besser Leben hätte.
Da sitzt das Ebenteur mit weiten Aermeln da!
Der König Hasenfuß.

Söller (trinkt).

Ihr Wohlergehn, Papa!

Der Wirt.

Ein saubres Wohlergehn! das Fieber möcht' ich kriegen.

Sophie.

Mein Vater, sein Sie gut.

Söller (trinkt).

Mein Fieckchen, dein Vergnügen.

Sophie.

Das größte wäre mir, euch nicht entzweit zu sehn.

Der Wirt.

Wenn er nicht anders wird, so kann das nie geschehn.
Ich bin wahrhaftig lang des ew'gen Zankens müde;
Doch wie er's täglich treibt, da hält der Henker Friede.
Er ist ein schlechter Mensch, so kalt, so undankbar!
Er sieht nicht, was er ist, er denkt nicht, was er war,
Nicht an den povern Stand, aus dem ich ihn gerissen,
An seine Schulden nicht; davon will er nichts wissen.
Man sieht, es bessert doch nicht Elend, Reu noch Zeit:
Einmal ein Lumpenhund, der bleibt's in Ewigkeit.

Sophie.

Er ändert sich gewiß.

Der Wirt.

Muß er's so lang verschieben?

Sophie.

Das thut die Jugend meist.

Söller.

Ja, Fieckchen! Was wir lieben.
(Er trinkt.)

Der Wirt (aufgebracht).

Dem einen Ohr hinein, dem andern grad heraus!
Er hört mich nicht einmal. Was bin ich denn im Haus?
Ich hab' schon zwanzig Jahr mit Ehren mich gehalten.
Meint Er, was ich erwarb, das wollt' Er nun verwalten
Und wollt's so nach und nach verteilen? Nein, mein Freund,
Das laß Er sich vergehn, so bös ist's nicht gemeint.
Mein Ruf hat lang gewährt und soll noch länger währen:
Es kennt die ganze Welt den Wirt zum schwarzen Bären;
Es ist kein dummer Bär und konserviert sein Fell.
Jetzt wird mein Haus gemalt, und dann heiß' ich's Hotel:
Da regnet's Cavaliers, da kömmt das Geld mit Haufen.
Doch da gilt's fleißig sein und nicht, sich dumm zu saufen;
Des Abends spät zu Bett, des Morgens auf beizeit:
So heißt es.

Söller.

Bis dahin ist es noch ziemlich weit.
Bleibt es nur, wie es ist, und wird nicht etwa schlimmer.
Wer wohnt denn viel bei uns? Dadroben stehn die Zimmer.

Der Wirt.

Ach, wer verreist auch jetzt? Das ist nun so einmal.
Und hat nicht Herr Alcest die Zimmer an dem Saal?

Söller.
Nun ja, das ist wohl was, der ist ein guter Kunde.
Allein, Minuten sind erst sechzig eine Stunde.
Und dann weiß Herr Alcest, warum er hier ist.

Der Wirt (pikiert).
Wie?

Söller (greift nach dem Glas).
Ach, apropos, Papa. Es lebe Paoli.

Der Wirt (freundlich).
Proficiat, Herr Sohn! Der brave Mann soll leben!
Solch eine Tapferkeit hat es nicht leicht gegeben;
Auch in dem Unglück selbst verläßt der Mut ihn nie.
Gewiß, ich nenn' mein Haus Hôtel de Paoli.

Söller.
O ja, das gibt ein Schild recht nach der Zeitungsmode;
Wenn's nicht zustande kömmt, ich gräme mich zu Tode. —
Wie kommt es, haben Sie die Zeitung nicht gesehn
Von heut?

Der Wirt.
Sie ist nicht da. Der Jung' muß nach ihr gehn.
Wenn er noch König wird, so sollt ihr's all genießen;
Das Herz hüpft mir im Leib, als hört' ich wirklich schießen.

---

2. Auftritt.

Söller. Sophie.

Söller.
Ha, es ist nichts so schlimm, die Zeitung macht es gut.

Sophie.
Ja, gib ihm immer nach.

Söller.
Ich hab' kein schnelles Blut,
Das ist sein Glück; denn sonst mich immer so zu schelten,
Als wär' ich —

Sophie.
Lieber Mann!

Söller.
Beim Kuckuck! Beim St. Velten!
Ich weiß das alles wohl, daß ich vor einem Jahr
Ein lockrer Passagier und voller Schulden war.

Sophie.

Mein Guter, sei nicht bös.

Söller.

Und wenn ich sonst nichts taugte,
So war ich doch ein Mann, wie ihn mein Fieckchen brauchte.

Sophie.

Dein ew'ger Vorwurf läßt mir keine Stunde froh.

Söller.

Ich werfe dir nichts vor, ich meine ja nur so.
Denn eine schöne Frau ergötzet uns unendlich,
Wenn man sie auch nicht liebt, so ist man doch erkenntlich.
Sophie, wie schön bist du, und ich bin nicht von Stein,
(er küßt sie)
Ich kenne nur zu wohl das Glück, dein Mann zu sein.
Ich liebe dich!

Sophie.

Und doch kannst du mich immer plagen?

Söller.

Eh geh, was liegt denn dran? Das darf ich ja wohl sagen:
Daß dich Alcest geliebt, daß du für ihn gebrannt
Und ihn auch wohl vielleicht — Daß du ihn lang gekannt.

Sophie.

Oh!

Söller.

Nein, ich wüßte nicht, was ich da Böses sähe.
Ein Bäumchen, das man pflanzt, das schießt zu seiner Höhe;
Und wenn es Früchte bringt: eh, da genießet sie,
Wer da ist; übers Jahr gibt's wieder. Ja, Sophie,
Ich weiß das gar zu wohl, um etwas draus zu machen.
Mir ist's nur lächerlich.

Sophie.

Ich finde nichts zu lachen.
Daß mich Alcest geliebt, daß er für mich gebrannt,
Und ich ihn auch geliebt und ich ihn lang gekannt:
Was ist's denn weiter?

Söller.

Nichts! Das will ich auch nicht sagen,
Daß es was weiter ist. Denn in den ersten Tagen,
Wenn so das Mädchen keimt, da liebt sie eins zum Spaß;
Es krabbelt ihr ums Herz, doch sie versteht nicht, was?
Mit sanfter Freundlichkeit schleicht Amor, der Betrüger;
Wer keinen Tiger kennt, der läuft vor keinem Tiger.

Und sie versteht es nicht, warum die Mutter schmält.
Voll Tugend, wenn sie liebt, ist's Unschuld, wenn sie fehlt;
Und kommt Erfahrenheit zu ihren andern Gaben,
So sei ihr Mann vergnügt, ein kluges Weib zu haben.

Sophie.

Du kennst mich nicht genug.

Söller.

O, laß das immer sein!
Den Mädchen ist ein Kuß, was uns ein Glas voll Wein:
Eins und dann wieder eins und noch eins, bis wir sinken.
Wenn man nicht taumeln will, so muß man gar nicht trinken.
Genung, du bist nun mein. — Ist es nicht vierthalb Jahr,
Daß Herr Alcest dein Freund und hier im Hause war?
Wie lange war er weg? Zwei Jahre, denk' ich.

Sophie.

Drüber.

Söller.

Jetzt ist er wieder da, schon vierzehn Tage.

Sophie.

Lieber!
Zu was dient der Diskurs?

Söller.

Eh nun, daß man was spricht.
Denn zwischen Mann und Frau redt sich so gar viel nicht.
Warum ist er wohl hier?

Sophie.

Ei, um sich zu vergnügen.

Söller.

Ich glaube wohl, du magst ihm sehr am Herzen liegen.
Wenn er dich liebte, he! gäbst du ihm wohl Gehör?

Sophie.

Die Liebe kann wohl viel, allein die Pflicht noch mehr.
Du glaubst!

Söller.

Ich glaube nichts und kann das wohl begreifen,
Ein Mann ist immer mehr, als Herrchen, die nur pfeifen.
Den allersüßten Ton, den auch der Schäfer hat,
Es ist doch nur ein Ton, und der wird endlich matt.

Sophie (ungeduldig).

Ja, ja, das weiß ich wohl; doch ist der deine besser?
Die Unzufriedenheit in dir wird täglich größer;
Nicht einen Augenblick bist du mit Necken still.

Man sei erst liebenswert, wenn man geliebt sein will.
Warst du denn wohl der Mann, ein Mädchen zu beglücken?
Erwarbst du dir ein Recht, mir ewig vorzurücken,
Was doch im Grund nichts ist? Es wankt das ganze Haus;
Du nimmst allein nichts ein und gibst allein fast aus.
Du lebst in Tag hinein; fehlt dir's, so machst du Schulden,
Und wenn die Frau was braucht, so hat sie keinen Gulden,
Und du fragst nicht darnach, wie sie ihn kriegen kann.
Willst du ein braves Weib, so sei ein rechter Mann.
Ach, es versucht uns nichts so mächtig als der Mangel;
Die klügsten Fische treibt der Hunger an den Angel.
Mein Vater gibt mir nichts, und hat der Mann nicht recht?
Wir brauchen so genug, und alles geht so schlecht.
Doch heute mußt' ich ihn notwendig etwas bitten;
Ha, sagt' er, du kein Geld? und Söller fährt im Schlitten.
Er gab mir nichts, und lärmt' mir noch die Ohren voll.
Nun sag' mir denn einmal, woher ich's nehmen soll;
Denn du bist nicht der Mann, für eine Frau zu sorgen.

Söller.

O, warte, liebes Kind, vielleicht empfang' ich morgen
Von einem guten Freund —

Sophie.

Wenn er ein Narr ist; ja!
Zu holen sind gar oft die guten Freunde da;
Doch einen, der was bringt, den hab' ich noch zu sehen.
Nein, Söller, künftighin kann es nicht mehr so gehen!

Söller.

Du hast ja, was man braucht!

Sophie.

Schon gut, das ist wohl was.
Doch wer nie dürftig war, der will noch mehr als das.
Von Jugend auf verwöhnt durchs Glück und seine Gaben,
Hat man, so viel man braucht, und glaubt, noch nichts zu haben.
Die Lust, die jede Frau, die jedes Mädchen hat, —
Ich bin nicht hungrig drauf, doch ich bin auch nicht satt.
Der Putz, der Ball — genung, ich bin ein Frauenzimmer.

Söller.

Eh nun, so geh dann mit, ich sage dir's ja immer.

Sophie.

Daß wie der Karneval auch unsre Wirtschaft sei:
Die kurze Zeit geschwärmt, dann auf einmal vorbei.
Viel lieber sitz' ich hier allein zu ganzen Jahren.

Wenn Er nicht sparen will, so muß die Frau wohl sparen.
Mein Vater ist genung schon über mir erbost,
Ich stille seinen Zorn und bin sein ganzer Trost.
Nein, Herr, ich helf' Ihm nie mein eigen Geld verschwenden;
Spar' Er es erst an sich, um es an mich zu wenden.

Söller.

Mein Kind, für diesmal nur laß mich noch lustig sein,
Und wenn die Messe kommt, so richten wir uns ein.

---

3. Auftritt.

Die Vorigen. Ein Keller.

Der Keller.

Herr Söller.

Söller.

Nun, was soll's?

Keller.

Der Herr von Tirinette.

Sophie.

Der Spieler!

Söller.

Schick' ihn fort! Daß ihn der Teufel hätte!

Keller.

Er sagt, er muß Sie sehn.

Sophie.

Was will er dann bei dir?

Söller (verwirrt zu Sophien).

Ach, er verreist.
(Zum Keller.) Ich komm'!
(Zu Sophien.) Und er empfiehlt sich mir.

---

4. Auftritt.

Sophie.

Der mahnt ihn ganz gewiß. Er macht beim Spiele Schulden.
Er bringt noch alles durch, und ich, ich muß es dulden.
Dies ist nun alle Lust und mein geträumtes Glück!
So eines Menschen Frau. Wie weit kamst du zurück!
Wo ist sie hin, die Zeit, da sie zu ganzen Scharen,
Die süßten jungen Herrn, zu deinen Füßen waren?

Da jeder sein Geschick in deinen Blicken sah.
Ich stand im Ueberfluß wie eine Göttin da,
Aufmerksam um mich her die Diener meiner Grillen.
Es war nur allzuviel, dies Herz mit Stolz zu füllen.
Und, ach! ein Mädchen ist wahrhaftig übel dran!
Ist man ein bißchen hübsch, so steht man jedem an,
Da summt uns unser Kopf den ganzen Tag von Lobe.
Und welches Mädchen hält wohl diese Feuerprobe?
Ihr könnt so ehrlich thun, man glaubt euch wohl aufs Wort,
Ihr Männer! Auf einmal führt euch der Henker fort.
Wenn's was zu naschen gibt, so sind wir all beim Schmause,
Doch macht ein Mädchen Ernst, da ist kein Mensch zu Hause.
So ist's mit unsern Herrn in dieser schlimmen Zeit:
Es gehen zwanzig drauf, bis daß ein halber freit.
Ich sah mich manches Mal betrogen und verlassen;
Wer vierundzwanzig zählt, hat nichts mehr zu verpassen.
Der Söller kam mir vor, und ich, ich nahm ihn an;
Es ist ein schlechter Mensch, allein er ist ein Mann.
Da sitz' ich nun und bin nicht besser, als begraben.
Anbeter könnt' ich zwar noch in der Menge haben;
Allein, wenn eine Frau ein bißchen Tugend hat,
So ist's der junge Herr in wenig Stunden satt.
Bei Mädchen ist er gern mit Tändelei zufrieden,
Er redet Sentiments und ist nicht zu ermüden;
Doch wenn nur eine Frau ein wenig spröde thut,
So wundert er sich sehr und greift nach seinem Hut.
Alcest ist wieder hier. Er ist's zu meiner Plage.
Ach, ehmals war er da, da waren's andre Tage.
Wie liebt' ich ihn! — Und noch! — Ich weiß nicht, was ich will.
Ich flieh' ihn, wo ich kann. Er ist nachdenkend, still.
Ich fürchte mich vor ihm; die Furcht ist wohl gegründet.
Ach, wüßt' er, was mein Herz noch jetzt für ihn empfindet.
Er kömmt! Ich zittre schon, mein Herz ist gar zu voll,
Ich weiß nicht, was ich will, noch wen'ger, was ich soll.

---

5. Auftritt.

Sophie. Alcest.

Alcest.

Sind Sie einmal allein, und darf ein Freund es wagen?

Sophie.

Mein Herr.

Alcest.
Mein Herr! So klang's nicht in vergangnen Tagen.
Sophie.
Ja wohl, die Zeit verfliegt, und alles ändert sich.
Alcest.
Erstreckt sich denn die Macht der Zeit auch über dich?
O Liebe! Bin ich's selbst, der mit Sophien redet?
Bist du Sophie?
Sophie (bittend).
Alcest!
Alcest.
Bist du's?
Sophie.
Ihr Vorwurf tötet
Mein armes Herz. Alcest! Mein Freund, ich bitte Sie!
Ich muß, ich muß hinweg!
Alcest.
Unzärtliche Sophie!
Verlassen Sie mich nur! In diesem Augenblicke,
Dacht' ich, ist sie allein. Ich segnete mein Glücke.
Nun, hofft' ich, redet sie ein zärtlich Wort mit dir.
O gehn Sie! Gehn Sie nur! — In diesem Zimmer hier
Entdeckte mir Sophie zuerst die schönsten Flammen,
Hier schloß sich unsre Brust zum erstenmal zusammen;
An eben diesem Platz — erinnerst du dich noch? —
Schwurst du mir ew'ge Treu.
Sophie.
O, schonen Sie mich doch!
Alcest.
Ein schöner Abend war's, ich werd' ihn nie vergessen,
Dein Auge redete, und ich, ich ward vermessen.
Mit Zittern botst du mir die heißen Lippen dar:
Mein Herze fühlt es noch, wie sehr ich glücklich war.
Da hattest du nicht Zeit, was sonst als mich zu denken,
Und jetzo willst du mir nicht eine Stunde schenken?
Du siehst, ich suche dich. Du siehst, ich bin betrübt.
Geh nur, du falsches Herz, du hast mich nie geliebt.
Sophie.
Ich bin geplagt genug, willst du mich auch noch plagen?
Sophie dich nicht geliebt! Alcest, das darfst du sagen?
Du warst mein ganzer Wunsch, du warst mein höchstes Gut,
Für dich schlug dieses Herz, dir wallte dieses Blut.

Und dieses Herz, mein Freund, das du einst ganz besessen,
Kann nicht unzärtlich sein, es kann dich nicht vergessen.
Die Liebe widersteht der Zeit, die alles raubt;
Man hat nie recht geliebt, wenn man sie endlich glaubt.
Allein — Es kömmt jemand!

Alcest.

Nein!

Sophie.

Es ist hier gefährlich.

Alcest.

Auch nicht ein einzig Wort. O, es ist zu beschwerlich!
So geht's den ganzen Tag. Wie ist man nicht geplagt!
Schon vierzehn Tage hier, und dir kein Wort gesagt!
Ich weiß, du liebst mich noch, allein, das wird mich töten,
Niemals sind wir allein, was unter uns zu reden;
Nicht einen Augenblick ist hier im Zimmer Ruh,
Bald ist der Vater da, dann kömmt der Mann dazu.
Lang bleib' ich dir nicht hier, das ist mir unerträglich. —
Allein, Sophie, wer will, ist dem nicht alles möglich?
Sonst war dir nichts zu schwer, du halfest dir geschwind,
Ein Drach' war eingewiegt und hundert Augen blind.
O, wenn du wolltest!

Sophie.

Was!

Alcest.

Wenn du nur denken wolltest,
Daß du Alcesten nicht verzweifeln machen solltest.
Geliebte, suche dir doch nur Gelegenheit
Zur Unterredung auf, die dieser Ort verbeut.
O höre, heute nacht! dein Mann geht aus dem Hause,
Man glaubt, ich gehe selbst zu einem Faßnachtsschmause.
Allein das Hinterthor ist meiner Treppe nah,
Es merkt's kein Mensch im Haus, und ich bin wieder da.
Den Schlüssel hab' ich hier. Und willst du mir erlauben —

Sophie.

Alcest, ich wundre mich.

Alcest.

Und ich, ich soll es glauben,
Daß du kein hartes Herz, kein falsches Mädchen bist?
Du schlägst das Mittel aus, das uns noch übrig ist.
Wir kennen uns ja schon, was brauchst du dich zu schämen?
Wär' etwas anders da, ich wollte das nicht nehmen.

Allein genung, heut nacht, Sophie, besuch' ich dich,
Doch, kömmt dir's sichrer vor, so komm, besuche mich!

Sophie.

Alceſt, das iſt zu viel.

Alceſt.

Zu viel, o schön gesprochen!
Verflucht! Zu viel! Zu viel! Verderb' ich meine Wochen
Hier so umsonst. Verdammt! Was hält mich dieser Ort,
Wenn mich Sophie nicht hält. Ich gehe morgen fort.

Sophie.

Geliebter! Bester!

Alceſt.

Nein! Du siehst, du kennst mein Leiden,
Und du erbarmst dich nicht, ich will dich ewig meiden.

---

6. Auftritt.

Alceſt geht in der Stube auf und nieder, Sophie steht unentschlossen da. Der Wirt kommt mit einem Briefe.

Der Wirt.

Da ist ein Brief; er muß von jemand Hohes sein,
Das Siegel ist sehr groß, und das Papier ist fein.

Alceſt (nimmt den Brief und reißt ihn auf).

Der Wirt.

In Stücken das Couvert, nur um geschwind zu wissen.

Alceſt (der den Brief kaum angesehen hat).

Ich werde morgen früh von hier verreisen müssen.
Die Rechnung!

Der Wirt.

So geschwind? In dieser schlimmen Zeit
Verreisen? Dieser Brief ist wohl von Wichtigkeit?
Dürft' ich mich unterstehn und Ihro Gnaden fragen?

Alceſt.

Nein!

Der Wirt (heimlich zu Sophien).

Frag' ihn doch einmal, gewiß, dir wird er's sagen.
(Er geht an den Tisch im Fond, schlägt in seinen Büchern nach und schreibt die Rechnung.)

Sophie (zärtlich).

Alceſt, ist es gewiß?

Alceſt (weggewendet).

Das schmeichelnde Gesicht!

Sophie.

Alcest, ich bitte dich, verlaß Sophien nicht.

Alcest.

Nun gut, entschließe dich, mich heute nacht zu sehen.

Sophie (vor sich).

Was soll, was kann ich thun! Er darf, er darf nicht gehen.
Er ist mein einz'ger Trost, ich thue, was ich kann.

Alcest.

Nun, Liebste?

Sophie.

Doch mein Mann —

Alcest.

Der Henker hol' den Mann!

Nun, willst du?

Sophie.

Ob ich will?

Alcest.

Nun?

Sophie.

Ich will zu dir kommen.

Alcest.

Herr Wirt, ich reise nicht!

Der Wirt.

So!

(Zu Sophien.) Hast du was vernommen?

Sophie.

Er will nichts sagen.

Der Wirt.

Nichts.

---

7. Auftritt.

Die Vorigen. Söller.

Söller.

Mein Hut!

Sophie.

Da ist er. Hier!

Alcest.

Adieu, ich muß zum Schmaus.

Söller.

Ich wünsche viel Pläsir.

Alcest (faßt Sophien bei der Hand).
Adieu, scharmante Frau.
Söller (vor sich).
Der Kerl wird täglich kühner.
Alcest (zum Wirt).
Ein Licht! Ich muß hinauf.
Sophie.
Adieu, Alcest.
Der Wirt (begleitet ihn).
Ihr Diener.
Alcest.
Sie bleiben.
Der Wirt.
Gnäd'ger Herr.
Alcest.
Herr Wirt, nicht einen Schritt.
(Er geht ab.)
Sophie.
Nun, Söller, gehst du denn? Wie wär's, du nähmst mich mit?
Söller.
Warum sagst du's nicht eh.
Sophie.
O geh, es war im Scherze.
Söller.
Nein, nein, ich weiß es schon, es wird dir warm ums Herze.
Wenn man so jemand sieht, der sich zum Balle schickt,
Und man soll schlafen gehn, da ist hier was, das drückt.
Es ist ein andermal.
Sophie.
O ja, ich kann wohl warten.
Noch etwas! Sei gescheut und hüt' dich für den Karten.
Geruh'ge Nacht, Papa, ich will zu Bette gehn.
Es ist schon spät.
Der Wirt.
Schlaf wohl.
Söller (sieht ihr nach).
Nein, sie ist wahrlich schön.
(Er läuft ihr nach und küßt sie.)
Schlaf wohl, mein Schäfchen!
(Sophie geht ab.)
Söller (zum Wirt).
Nun, geht Er nicht auch zu Bette?

Der Wirt.

Da ist ein Teufelsbrief; wenn ich den Brief nur hätte.
Nun, Faßnacht, gute Nacht!

Söller.

Dank's! angenehme Ruh!

Der Wirt.

Herr Söller, wenn Er geht, mach' Er das Thor recht zu.

Söller.

Ja, sorgen Sie für nichts.

---

8. Auftritt.

Söller (allein).

Was ist nun anzufangen.
O das verfluchte Spiel! Ich wollt', er wär' gehangen,
Der Karo König — Ja — Nun gilt es witzig sein.
Der Spieler borgt nicht mehr. Ich weiß nicht aus noch ein.
Wie wär's? Alcest hat Geld, und hier, da hab' ich Schlüssel
Zu mehr als einem Schloß. Er greift nach meiner Schüssel
Ja auch; und meine Frau ist ihm nicht sehr verhaßt:
Eh nun, da lad' ich mich einmal bei ihm zu Gast.
Allein, kömmt es heraus, so geben's schlimme Sachen.
Ja! Ich bin in der Not, was kann ich anders machen?
Der Spieler will sein Geld, sonst prügelt er mich aus.
Courage, Söller! fort! Es schläft das ganze Haus.
Und wird es auch entdeckt, so bist du wohl gebettet,
Denn eine schöne Frau hat manchen Dieb gerettet.

Zweiter Aufzug.

1. Auftritt.

Das Theater ist geteilt, der Hauptteil stellt das Zimmer Alcests, der kleinere einen Alkoven vor.

Söller im Domino, den Hut auf, die Maske vorm Gesicht, ohne Schuhe, kommt ganz leise zur Nebenthüre herein, leuchtet vorsichtig mit einer Blendlaterne umher; da er alles still findet, kommt er mit leisen Schritten hervor an den Rand des Theaters, nimmt die Maske und den Hut ab und wischt sich das Gesicht.

Zum Leben braucht's nicht just, daß man so tapfer ist;
Man kommt auch durch die Welt mit Schleichen und mit List.

Der eine geht euch hin, bewaffnet mit Pistolen,
Sich einen Sack mit Geld, vielleicht den Tod zu holen,
Und ruft: Den Beutel her! Her! Ohn' Euch viel zu sperrn!
Mit so gelaßnem Blut, als spräch' er: Prost, ihr Herrn.
Ein andrer zieht herum, mit zauberischen Händen
Und Volten wie der Blitz die Uhren zu entwenden.
Und wenn ihr's haben wollt, er sagt euch ins Gesicht:
Ich stehle, gebt wohl acht! Er stiehlt; ihr seht es nicht.
Mich machte die Natur nun freilich viel geringer,
Mein Herz ist allzuleicht, zu plump sind meine Finger.
Und doch, kein Schelm zu sein, wird heutzutage schwer,
Das Geld nimmt täglich ab, und täglich braucht man mehr.
Doch ist's ein schlechtes Ding um halbe Bösewichter.
Ich seh's, man wird zum Dieb geboren, wie zum Dichter;
Und pfuscht nur einer drein, so fühlt er wie der Blitz
Die Peitsche der Kritik, die Rute der Justiz.

Du bist nun einmal drin, nun hilf dich aus der Falle.
Ho! Alles meint im Haus, ich sei schon lang beim Balle.
Mein Herr Alcest, der schwärmt, mein Weibchen schläft allein;
Die Konstellation, wie kann sie schöner sein!

(Er nimmt die Schatulle vom Tisch.)

O komm, du Heiligtum! Du Gott in der Schatulle,
Ein König ohne dich wär' eine große Nulle.

(Er zieht den Diebsschlüssel aus der Tasche und sagt unter dem Aufbrechen:)

Habt Dank, ihr Dietriche, ihr seid der Trost der Welt,
Durch euch erlang' ich ihn, den großen Dietrich, Geld!
Ich war einst Sekretär bei einem Burgemeister.
Ein Sekretär! Das ist kein Werk für kleine Geister,
Es ist ein künstlich Amt und will getrieben sein.
Ja, wie ich das noch war, da bildt' ich mir was ein,
Da ging ich wie ein Prinz. Ein Dieb wurd' eingefangen,
Die Schlüssel fanden sich, und er, er ward gehangen.
Nun weiß man, die Justiz behält stets was für sich;
Ich war nur Subaltern, das Eisen kam an mich;
Ich hub es auf. Ein Ding mag noch so wenig taugen,
Es kömmt ein Augenblick, und man kann alles brauchen.
Und jetzt! (Das Schloß geht auf.)
O schön gemünzt! Ja, das ist wahre Lust!
Die Tasche schwillt von Geld, von Freuden meine Brust;
Wenn es nicht Angst ist. (Er horcht!)
Still! Nein! Ihr feigen Glieder!

Was zittert ihr?

(Er fährt zusammen.)

Horch! — Nichts!

(Er macht die Schatulle zu.)

Genung! Nun gut!

(Er will gehen, erschrickt und steht still.)

Schon wieder!
Es geht was auf dem Gang! Es geht doch sonst nicht um.
Der Teufel hat vielleicht sein Spiel. Das Spiel wär' dumm.
Ist's eine Katze? Nein, das geht nicht wie ein Kater.
Geschwind! es dreht am Schloß.

(Er springt in den Alkoven und sieht durch die Vorhänge.)

Behüt'! Mein Schwiegervater.

---

2. Auftritt.

Der Wirt kömmt im Schlafrocke, der Nachtmütze und Pantoffeln, mit einem Wachsstock furchtsam zur Nebenthüre herein. Söller im Alkoven, horchend.

Der Wirt.

Es ist ein närrisch Ding um ein empfindlich Blut,
Es klopft, wenn man auch nur halbweg was Böses thut.
Dächt' ich nicht, aus dem Brief was Wichtiges zu holen,
Ich wär' gewiß nicht da! Ich glaub', er kam aus Polen.
Die Zeitung heutzutag ist unerträglich kalt,
Das Neuste, was man hört, ist immer Monats alt.
Der Zeitungsschreiber selbst ist wirklich zu beklagen,
Gar öfters weiß er nichts, und oft darf er nichts sagen.
Wär' ich nur gnäd'ger Herr, ich müßt' Minister sein,
Und jeglicher Kurier ging' bei mir aus und ein.

(Er sucht überall.)

Er ging noch erst herauf und holte Hut und Degen;
Ich hoff' doch auch, es war, den Brief beiseit zu legen.

(Er sucht.)

Söller (im Alkoven).

Du guter alter Narr; ich seh' wohl, es hat dich
Der Diebs- und Zeitungsgott nicht halb so lieb als mich.

Der Wirt.

Ich find' ihn nicht. (Er erschrickt.)

O weh! Hör' ich auch recht? Daneben
Im Zimmer? (Er horcht.)

Söller (erschrocken).

Riecht er mich vielleicht?

Der Wirt.

Es knistert eben,
Als wär's ein Weiberschuh.

Söller (getrost).

Schuh! nein, das bin ich nicht.

Der Wirt (bläst den Wachsstock aus).

Ft! Bleibe, wer da will! Geh auf!

(Er kann das Schloß in der Eile nicht aufmachen und läßt darüber den Wachsstock fallen; endlich stößt er die Thüre auf und läuft davon.)

---

3. Auftritt.

Sophie mit einem Lichte kömmt zur Hauptthüre herein; Söller im Alkoven.

Söller (erstaunt).

Ein Weibsgesicht!
Fast so wie meine Frau! Ich hoffe nicht!

Sophie (setzt das Licht auf den Tisch und kommt hervor).

Ich bebe
Bei dem verwegnen Schritt.

Söller (mit Karikatur).

Sie ist's! So wahr ich lebe!
Adieu, du armer Kopf! Allein, gesetzten Falls,
Ich zeigte mich! Und dann — Ja, dann adieu, mein Hals!

Sophie.

Sophie, du kömmst zu ihm, was hast du unternommen?
Doch, kann es anders sein? er darf zu dir nicht kommen,
An meinem Zimmer ist mein Vater allzunah,
Und hier ist alles leer.

Söller.

Leer, und der Mann ist da!

Sophie.

Ja, folgt der Liebe nur; mit freundlichen Gebärden
Lockt sie euch anfangs nach.

Söller.

Ich möchte rasend werden!
Und darf nicht.

Sophie.

Doch, wenn ihr einmal den Weg verliert,
Dann führt kein Irrlicht euch so schlimm, als sie euch führt.

Söller.

Ja wohl, dir wär' ein Sumpf gesünder als das Zimmer.

Sophie.

Bisher ging's ziemlich schlimm; doch es wird täglich schlimmer.
Mein Mann macht's bald zu toll; bisher gab's wohl Verdruß,
Doch jetzt treibt er's, daß ich ihn gar verachten muß.

Söller.

O Hexe!

Sophie.

Meine Hand hat er, Alceft inzwischen
Besitzt wie sonst mein Herz.

Söller.

Zu zaubern, Gift zu mischen,
Ist nicht so schlimm.

Sophie.

Dies Herz, das er zuerst entflammt,
Das erst durch ihn gefühlt, was Liebe sei.

Söller.

Verdammt!

Sophie.

Kalt, spröde war dies Herz, eh es Alceft erweichte.

Söller.

Ihr Männer! stündet ihr all nur einmal so Beichte.

Sophie.

Wie glücklich war ich sonst.

Söller.

Sonst! Nun, das ist vorbei.

Sophie.

Wie liebte mich Alceft!

Söller.

Pah! Das war Kinderei.

Sophie.

Das Schicksal trennt' uns bald, und, ach, für meine Sünden
Mußt' ich mich — welch ein Muß — mit einem Vieh verbinden.

Söller.

Ich Vieh? Ja wohl ein Vieh, von dem gehörnten Vieh.

Sophie.

Was seh' ich!

Söller.

Was, Madam?

Sophie.

Des Vaters Wachsstock. Wie
Kam der hierher? Vielleicht — da werd' ich fliehen müssen,
Vielleicht belauscht er uns.

Söller.

O, setz' ihr zu, Gewissen!

Sophie.

Nur das begreif' ich nicht, wie er ihn hier verlor.

Söller.

Sie scheut den Vater nicht, mal' ihr den Teufel vor.

Sophie.

Ach nein, das ganze Haus liegt schon in tiefem Schlafe.

Söller.

Die Lust ist mächtiger als alle Furcht der Strafe.

Sophie.

Mein Vater kann nicht wohl — Wer weiß, wie es geschah?
Es mag drum sein.

Söller.

O weh!

Sophie.

Alcest ist noch nicht da!

Söller.

O, dürft' ich sie!

Sophie.

Mein Herz schwimmt noch in seltnem Zweifel.
Ich hoff' und fürcht' ihn doch.

Söller.

Ich fürcht' ihn wie den Teufel!
Und mehr noch. Käm' er nur, der Prinz der Unterwelt,
Ich bät' ihn: Hol' mir sie! da hast du all das Geld.

Sophie.

Du bist zu zärtlich, Herz; was ist denn dein Verbrechen?
Versprachst du, treu zu sein, und konntest du's versprechen?
Dem Menschen treu zu sein, an dem kein gutes Haar,
Der unverständig, grob, falsch!

Söller.

Das bin ich!

Sophie.

Fürwahr,
Wenn so ein Scheusal nicht den Abscheu gnug entschuldigt,
So lob' ich mir das Land, wo man dem Teufel huldigt.
Er ist ein Teufel!

Söller (ergrimmt).

Was! Ein Teufel? Scheusal? ich?
Ich halt's nicht länger aus.

(Er will herausbrechen, doch da er Alcesten erblickt, fährt er zurück.)

---

4. Auftritt.

Sophie, Söller im Alkoven, Alceſt.

Alceſt.

Du warteſt ſchon auf mich?

Sophie (lächelnd).

Sophie kam dir zuvor.

Alceſt.

Du zitterſt?

Sophie.

Die Gefahren
Von hier, und dort.

(Sie deutet auf Alceſten und auf die Thüre.)

Söller.

Du! Dir! Das ſind Präliminaren.

Sophie.

Du weißt es, was mein Herz um deinetwillen litt,
Du kennſt dies ganze Herz, verzeih ihm dieſen Schritt.

Alceſt (mit Nachdruck).

Sophie!

Sophie.

Verzeihſt du ihn, ſo fühl' ich keine Reue.

Söller.

Ja, frage mich einmal, ob ich dir ihn verzeihe.

Sophie.

Warum kam ich hierher? Gewiß, ich weiß es kaum.

Söller.

Ich weiß es nur zu wohl.

Sophie.

Es iſt mir wie ein Traum.

Söller.

Ich wollt', ich träumte!

Sophie.

Sieh! Ein ganzes Herz voll Plagen
Bring' ich zu dir.

Alceſt.

Der Schmerz vermindert ſich im Klagen.

Sophie.

Ein ſympathetiſch Herz wie deines fand ich nie.

Söller.

Wenn ihr zuſammen gähnt, das nennt ihr Sympathie.
Fürtrefflich!

Sophie.

Mußt' ich nur dich so vollkommen finden,
Um mit dem Gegensatz von dir mich zu verbinden.
Ich hab' ein Herz, das nicht tot für die Tugend ist.

Alcest.

Ich kenn's.

Söller.

Ja, ja, ich auch.

Sophie.

So liebenswert du bist,
Alceſt, ich würde nie aus meinen Schranken weichen,
Wär' Söller nicht ein Mann, um mich herauszuscheuchen.

Söller.

Sie lügt! Ein Mann von Stroh wär' ich! Da seht ihr mich,
Ihr Herren! Hat er denn so Waden stehn, wie ich.

Sophie.

Ich dachte, da die Not mich zwang, dich zu verlassen,
Ihn zu ertragen.

Söller.

Schön!

Sophie.

Allein, ich muß ihn hassen.

Söller.

Noch schöner.

Alcest.

Du verdienst kein so unglücklich Band.

Sophie.

Dumm, ohn' ein gutes Herz, und boshaft, ohn' Verstand;
Zum Schelmen viel zu feig, zu schlimm, um gut zu denken,
Beschäftigt sich sein Kopf mit ungeschliffnen Ränken,
Verleumdet, lügt, betrügt.

Söller.

Ich seh', sie sammelt schon
Die Personalien zu meinem Leichsermon.

Sophie.

Mit ihm zu leben! denk', wie sehr das mich betrübte,
Hofft' ich nicht —

Söller.

Nur heraus!

Sophie.

Daß mich Alcest noch liebte.

Alcest.

Er liebt, er klagt wie du.

Sophie.

Das lindert meine Pein,
Von einem wenigstens, von dir beklagt zu sein.

(Sie faßt ihn bei der Hand.)

Alcest, bei dieser Hand, der teuern Hand, beschwöre
Ich dich, behalte mir dein Herz gewogen!

Söller.

Höre,
Wie schön sie thut.

Sophie.

Dies Herz, das nur für dich gebrannt,
Weiß keinen andern Trost, als den von deiner Hand.

Alcest.

Ich kenne für dein Herz kein Mittel.

Söller.

Desto schlimmer!
Schlägt's nicht am Herzen an, so sieht das Frauenzimmer
Gern, daß man sonst kuriert.

Sophie (die sich auf Alcestens Arm lehnt).

Mein Freund!

Söller (beängstigt).

Bald geht's zu weit!

(Zum Parterre.)

Es ist mein großes Glück, daß ihr da unten seid;
Da schämen sie sich noch.

(Alcest umarmt Sophien.)

Söller.

Nein, er wird zu verwegen!
Ich führ' ihm gern an Kopf, hätt' er nur keinen Degen.

Sophie (ängstlich).

Grausamer! Laß mich gehn!

Söller (außer sich).

Verflucht! Wie sie sich ziert!
Grausamer! Laß mich gehn! Das ist kapituliert.
Pfui, schämen Sie sich doch! Die abgedroschne Leier,
Wenn's schon bergunter geht! Wer gibt mir einen Dreier
Für ihre Tugend!

Sophie.

Freund, noch diesen letzten Kuß,
Und dann leb wohl.

Alceſt.

Du gehſt?

Sophie.

Ich gehe, denn ich muß.

Alceſt.

Du liebſt mich, und du gehſt?

Sophie.

Ich geh', weil ich dich liebe.
Ich würde einen Freund verlieren, wenn ich bliebe.
Es ſtrömt der Klagen Lauf am liebſten in der Nacht,
An einem ſichern Ort, wo nichts uns zittern macht.
Man wird vertraulicher, je ruhiger man klaget;
Allein für mein Geſchlecht iſt's ſtets zu viel gewaget.
Die Liebe nennet ſich zuerſt Vertraulichkeit.
Ein ſchmerzerweichtes Herz in dieſer ſichern Zeit
Verſagt dem Freunde nicht den Mund zu Freundſchaftsküſſen,
Ein Freund iſt auch ein Menſch.

Söller.

Sie ſcheint es gut zu wiſſen.

Sophie.

Leb wohl!

Alceſt.

Vergiß es nie, daß ich der Deine ſei.

Söller (erholt).

Das Ungewitter zieht mir nah am Kopf vorbei.

(Sophie geht ab. Alceſt begleitet ſie zur Hauptthüre hinaus.)

---

5. Auftritt.

Söller (im Alkoven).

O Tod! er geht mit ihr! Weh mir, ich bin verloren.
Heraus aus deinem Neſt!

(Er wagt ſich halb aus dem Alkoven und horcht.)

Ich bin auf beiden Ohren
Entweder wirklich taub — Sie iſt doch noch nicht fort!
Und dennoch rührt ſich nichts, ich höre nicht ein Wort.
Wie wär' es, wenn ich mich ein bißchen näher machte?

(Er wagt ſich ganz langſam an die große Thüre.)

Sie reden noch! Ganz leis! — Zum Henker!

(Er meint, es käme jemand und fährt wie der Blitz in den Alkoven.)

Sachte! Sachte!

Es kömmt kein Mensch.

(Er will wieder heraus.)

Versuch's!

(Er traut nicht.)

Das ist zu viel gewagt.

(In der äußersten Karikatur von Verlegenheit.)

Was fang' ich an! Ich bin ein Hahnrei!

(Er rennt mit dem Kopf wider die Wand.)

Ah! Es ragt
An meiner Stirne schon das Zeichen meiner Würde
Hervor. Was ist zu thun?

(Er schlägt auf die Tasche.)

Komm, meine teure Bürde!
Komm, rette dich mit mir und leite mich zum Wein,
So lang man trinken kann, läßt sich's noch glücklich sein.
Der wohlgekrönte Stand ist keiner von den besten;
Als Hahnrei kann man sich eh als am Galgen trösten.

(Eilig durch die Nebenthüre fort.)

---

6. Auftritt.

Alceft (allein).

Ihr großen Geister sagt, daß keine Tugend sei
Und Liebe Sinnlichkeit und Freundschaft Heuchelei;
Daß man kein einzig Herz mit festen Mauern finde;
Daß nur Gelegenheit die Stärksten überwinde;
Daß es, wenn man in uns das Laster je vermißt,
Beim Jüngling Blödigkeit und Furcht beim Mädchen ist.
Es zittert, spottet ihr, die unerfahrne Jugend.
Doch, ist dies Zittern nicht selbst ein Gefühl von Tugend?
Ist diese Sympathie, dies schwimmende Gefühl,
Dem man sich schwer entreißt, nichts als ein Fibernspiel?
Wie süß verträumt' ich nicht die jugendlichen Stunden
Einst in Sophiens Arm. Ich hatte nichts empfunden,
Bis mir der Druck der Hand, ihr Blick, ihr Kuß entdeckt,
Wie's einem Neuling ist, wenn er die Wollust schmeckt.
Uns führte keine Wahl mit klugem Rat zusammen,
Wir sahn einander an und stunden schon in Flammen.
Bist du der Liebe wert, ward da nicht lang gefragt;
Es war erst halb gefühlt und war schon ganz gesagt.
Wir lebten lange so die süßen Augenblicke;
Zuletzt verschlug es sich. Ich fluchte dem Geschicke

Und schwur, daß Freundschaft, Lieb' und Zärtlichkeit und Treu'
Der Maskeradenputz verkappter Laster sei,
Und sucht' in dem Gewühl der körperlichen Triebe
Den Tod des Vorurteils von Tugend und von Liebe.
Zuletzt verhärteten mich Wollust, Stolz und Zeit;
Ich glaubte mich geschützt vor aller Zärtlichkeit.
Stolz kehrt' ich zu Sophien. Wie schön war sie geworden.
Ich stutzte. „Ha, ihr Mann ist doch vom großen Orden
„Schon lange Ritter! Doch sie hat der Freunde mehr.
„Es sei drum! Wenn du kömmst, so macht sie dir's nicht schwer.
„Ihr Sperren rührt mich nur, daß ich die Nase rümpfe.
„Gnung! Das gewohnte Spiel vom Faun und von der Nymphe."
So dacht' ich, sah sie oft, allein da fühlt' ich was;
Ihr liederlichen Herrn, erklärt mir, was ist das?
Das hier mich immer schilt, hier immer für sie redet,
Mir alle Kühnheit raubt und jeden Anschlag tötet.
Sie nennt mich ihren Freund, eröffnet mir ihr Herz;
Ich schwur die Freundschaft ab, doch teil' ich ihren Schmerz.
Sie sagt, sie habe mich als alle Menschen lieber;
Ha! denk' ich, Lieb' ist Tand, und freu' mich doch darüber.
Sie liebt mich und verläßt doch ihre Tugend nie;
Die Tugend glaub' ich nicht, und doch verehr' ich sie.
Heut hofft' ich ziemlich viel und wagte nichts zu nehmen.
So bös und doch so feig! Ich muß mich wahrlich schämen.
Entweder nennet mich Weib, tückisch ohne Kraft;
Wo nicht, so bin ich noch nicht völlig lasterhaft.
Was ist's? was treibt dich an, ihr Leben zu versüßen?
Ist's Lieb'? Ist's Eigennutz? Gedenkst du, zu genießen,
Und willst es kaufen? Nein! Ich weiß, es fehlt ihr Geld,
Und sie vertraut mir's nicht, das ist's, was mir gefällt.
Ich sinne jetzo nur auf ein versteckt Geschenke;
Ich habe just noch Geld. Gut, daß ich gleich dran denke.
Ich muß es zählen. (Er öffnet die Schatulle.)
Was! Was seh' ich! Teufel! Leer!
Von hundert Species kaum fünfundzwanzig mehr!
Seit heute nachmittag! Wer konnte sie entwenden?
Die Schlüssel kamen nicht die Zeit aus meinen Händen.
Wer war im Zimmer? Ha! Sophie! Gedanke, fort!
Mein Diener? O, der liegt an einem sichern Ort.
Er schläft, gleich will ich hin, mit Lärm ihn aufzuwecken;
Wenn er der Thäter ist, verrät er sich im Schrecken.

Dritter Aufzug.

1. Auftritt.

Die Wirtsstube.

Der Wirt im Schlafrocke in dem Sessel hinter dem Tische, worauf ein bald ab gebrannt Licht, Kaffeezeug, Pfeifen und die Zeitungen. Nach den ersten Versen steht er auf und zieht sich in diesem Auftritt und dem Anfang des folgenden an.

Es steht mit Polen jetzt nicht eben allzugut!
Allein, ich passe drauf, was noch der Russe thut.
Greift er's nur weislich an, so kann er nicht verlieren,
Und er ist Kerls genug, den Türken abzuführen.
Kömmt er nur recht in Schuß, da tobt er wie ein Bär.
Ich wüßte, was ich thät', wenn ich der Russe wär';
Ich zög' vor das Serail, und ohne viel zu fragen,
Schickt' ich den Großsultan ein wenig Zobel jagen.
Krieg' ich ihn nicht, den Brief, so komm' ich nicht zur Ruh.
Es ging wahrhaftig nicht mit rechten Dingen zu.
Unmöglich scheint es mir, das Rätsel aufzulösen.
Wenn man was Böses thut, fürcht' man sich vor dem Bösen.
Es war nicht mein Beruf, drum kam die Furcht mich an;
Und doch, für einen Wirt ist es nicht wohl gethan,
Zu zittern, wenn's im Haus rumort und geht und knistert;
Denn mit Gespenstern sind die Diebe nah verschwistert.
Es war kein Mensch zu Haus! nicht Söller, nicht Alcest.
Der Keller konnt's nicht sein, die Mägde schliefen fest.
Doch halt — in aller Früh, so zwischen drei und viere,
Hört' ich ein leis Geräusch, es ging Sophiens Thüre.
Sie war vielleicht wohl selbst der Geist, vor dem ich floh:
Es war ein Weibertritt, Sophie geht eben so.
Was that sie denn wohl da? — Man weiß, wie's Weiber machen;
Sie visitieren gern und sehn der Fremden Sachen
Und ihre Wäsche gern. Hätt' ich nur dran gedacht,
Ich hätte sie erschreckt und dann sie ausgelacht,
Sie hätte mit gesucht, der Brief wär' nun gefunden.
Jetzt ist die schöne Zeit so ungebraucht verschwunden.
Verflucht! Zur rechten Zeit fällt einem nie was ein,
Und was man Gutes denkt, kömmt meist erst hintendrein.

2. Auftritt.

Der Wirt. Sophie.

Sophie.

Mein Vater, denken Sie!

Der Wirt.

Nicht einmal guten Morgen?

Sophie.

Verzeihen Sie; mein Kopf schwillt von ganz andern Sorgen.

Der Wirt.

Warum?

Sophie.

Alcestens Geld, das er erst kurz empfing,
Ist mit einander fort!

Der Wirt.

Fort! das verfluchte Ding
Ums Königs Pharao!

Sophie.

Nicht doch, es ist gestohlen.

Der Wirt.

Wie?

Sophie.

Ei, vom Zimmer weg.

Der Wirt.

Den soll der Henker holen,
Den Dieb! Wer ist's? Geschwind!

Sophie.

Wer's wüßte.

Der Wirt.

Hier im Haus?

Sophie.

Ja, von Alcestens Tisch, aus der Schatull' heraus.

Der Wirt.

Und wann?

Sophie.

Heut nacht.

Der Wirt (vor sich).

Das ist für meiner Neugier Sünden;
Die Schuld kommt noch auf mich, man wird den Wachsstock finden.

Sophie (vor sich).

Er ist bestürzt und murrt, hat er's wohl selbst gethan?
Im Zimmer war er nun, der Wachsstock klagt ihn an.

Der Wirt (vor sich).

Hat es Sophie wohl selbst? Verflucht, das wär' noch schlimmer.
Sie wollte gestern Geld und war heut nacht im Zimmer.

(Laut.)

Das ist ein dummer Streich! Gib acht, der thut uns weh;
Wohlfeil und sicher sein, ist unsre Renommee.

Sophie.

Wie's ihm ein Schaden ist, so ist's auch uns ein Schaden;
Es wird am Ende doch dem Gastwirt aufgeladen.

Der Wirt.

Ja, und es ist ein Ding, für das er gar nichts kann;
Ist Diebsgesind im Haus; wer ist's? Weiß er es dann!
Es ist ein arger Streich!

Sophie.

Er schlägt mich gänzlich nieder.

Der Wirt (vor sich).

Ah, ha! Es wird ihr bang.

(Laut, etwas verdrießlich.)

Ich wollt', er hätt' es wieder.
Ich wär' recht froh.

Sophie (vor sich).

Schon gut, die Reue kömmt ihm ein.

(Laut.)

Und wenn er's wieder hat, so mag der Thäter sein,
Wer will; man sagt's ihm nicht, und ihn bekümmert's weiter
Auch nicht.

Der Wirt.

Wenn sie's nicht hat, bin ich ein Bärenhäuter.

(Laut.)

Du bist ein gutes Kind, und mein Vertraun zu dir —
Wart' nur!

(Er geht, nach der Thüre zu sehen.)

Sophie (vor sich).

Gebt acht, er kömmt und offenbart sich mir.

Der Wirt.

Ich kenne dich, Sophie; du pflegtest nie zu lügen.

Sophie.

Eh hab ich aller Welt, als Ihnen, was verschwiegen,
Drum hoff' ich, diesesmal auch zu verdienen —

Der Wirt.

Schön!
Du bist mein Kind; und was geschehn ist, ist geschehn.

Sophie.

Papa, ich nehm's gewiß nicht strenger, als Sie's nehmen.

Der Wirt.

Es ist was Menschliches; nichts, um sich viel zu schämen.
Daß du im Zimmer warst, das weiß kein Mensch, als ich.

Sophie (erschrocken).

Sie wissen!

Der Wirt (lächelnd).

Ich war drin, du kamst, ich hörte dich;
Ich wußt' nicht, wer es war, und lief, als käm' der Teufel.

Sophie (vor sich).

Ja, ja, er hat das Geld, nun ist es außer Zweifel.

Der Wirt.

Erst jetzo fiel mir ein, ich hört' dich heute früh.

Sophie.

Und was fürtrefflich ist, es denkt kein Mensch an Sie.
Ich fand den Wachsstock.

Der Wirt.

Du?

Sophie.

Ich!

Der Wirt.

Schön, bei meinem Leben!
Nun sag', wie machen wir's, daß wir's ihm wiedergeben.

Sophie.

Sie sagen: Herr Alcest, verschonen Sie mein Haus,
Das Geld ist wieder da; ich hab' den Dieb heraus.
Sie wissen selbst, wie leicht Gelegenheit verführet;
Doch kaum war es entwandt, so war er schon gerühret,
Bekannt' und gab es mir; da haben Sie's; verzeihn
Sie ihm. Gewiß, Alcest wird gern zufrieden sein.

Der Wirt.

So was zu fädeln, hast du eine seltne Gabe.

Sophie.

Ja, bringen Sie's ihm so.

Der Wirt.

Gleich, wenn ich's nur erst habe.

Sophie.

Sie haben's nicht?

Der Wirt.

Eh nein! Wo hätt' ich es denn her?

Sophie.

Woher!

Der Wirt.

Nun ja! Woher! Gabst du mir's denn?

Sophie.

Und wer

Hat's denn?

Der Wirt.

Wer's hat!

Sophie.

Ja wohl, wenn Sie's nicht haben.

Der Wirt.

Possen!

Sophie.

Wo thaten Sie's denn hin?

Der Wirt.

Ich glaub', du bist geschossen.

Hast du's denn nicht?

Sophie.

Ich?

Der Wirt.

Ja!

Sophie.

Wie käm' ich denn dazu?

Der Wirt

(macht ihr pantomimisch das Stehlen vor).

Eh!

Sophie.

Ich versteh' Sie nicht.

Der Wirt.

Wie unverschämt bist du;
Jetzt, da du's geben sollst, gedenkst du auszuweichen,
Du hast's ja erst bekannt.
(Zum Parterre.) Ihr Herrn seid meine Zeugen.

Sophie.

Nein, das ist mir zu hoch! Jetzt klagen Sie mich an;
Und sagten nur erst jetzt, Sie hätten's selbst gethan.

Der Wirt.

Du Kröte! Ich's gethan! Ist das die schuld'ge Liebe,

Die Ehrfurcht gegen mich? Du machst mich gar zum Diebe,
Da du die Diebin bist!

Sophie.

Mein Vater!

Der Wirt.

Warst du nicht
Heut früh im Zimmer?

Sophie.

Ja!

Der Wirt.

Und sagst mir ins Gesicht,
Du hättest nicht das Geld?

Sophie.

Beweist das gleich?

Der Wirt.

Ja!

Sophie.

Waren
Sie denn nicht auch heut früh? —

Der Wirt.

Ich fass' dich bei den Haaren,
Wenn du nicht schweigst und gehst!

(Sie geht weinend ab.)

Du treibst den Spaß zu weit,
Nichtswürd'ge! Sie ist fort! Es war ihr hohe Zeit.
Vielleicht bildt sie sich ein, mit Leugnen durchzukommen.
Das Geld ist einmal fort, und gnug, sie hat's genommen.

---

5. Auftritt.

Alcest in Gedanken. Der Wirt.

Der Wirt (verlegen und bittend).

Ich bin recht sehr bestürzt, daß ich erfahren muß!
Ich sehe, gnäd'ger Herr, Sie sind noch voll Verdruß.
Doch bitt' ich, vorderhand es gütigst zu verschweigen,
Es wird sich wohl ein Weg zum Wiederkommen zeigen.
Erfährt man's in der Stadt, so freun die Neider sich,
Und ihre Bosheit schiebt wohl alle Schuld auf mich.
Es kann kein Fremdes sein, ein Hausdieb hat's genommen.
Sei'n Sie nur nicht erzürnt, es wird schon wiederkommen.
Wie hoch beläuft sich's denn?

Alcest.

Auf achtzig Thaler!

Der Wirt.

Ei!

Alcest.

Doch achtzig Thaler —

Der Wirt.

Pest! Sind keine Kinderei.

Alcest.

Und dennoch wollt' ich sie vergessen und entbehren,
Wüßt' ich, durch wen und wie sie weggekommen wären.

Der Wirt.

Wenn man das Geld nur hat, so fragt man nicht einmal,
Ob's Michel oder Hans und wann und wie er's stahl.

Alcest (vor sich).

Mein Diener hat es nicht, er ist kein Mensch zum Rauben.
Und in dem Zimmer war — Nein, nein, ich mag's nicht glauben.

Der Wirt.

Sie brechen sich den Kopf, es ist vergebne Müh';
Genung, ich schaff' das Geld.

Alcest.

Mein Geld!

Der Wirt.

Ja, wetten Sie?
Genung, schaff' ich sie nicht, die achtzig bare Thaler,
So nennet mich Pik As, Mann von Papier, Hans Prahler!

Alcest.

Sie wissen also —?

Der Wirt.

Hum! Ich bring's heraus, das Geld.

Alcest.

Ei, sagen Sie mir's doch!

Der Wirt.

Nicht um die ganze Welt.

Alcest.

Wer nahm's, ich bitte Sie!

Der Wirt.

Ich sag', ich darf's nicht sagen.

Alcest.

Doch jemand aus dem Haus?

Der Wirt.

Sie werden's nicht erfragen.

Alcest.

Vielleicht die junge Magd?

Der Wirt.

Die gute Hanne? Nein.

Alcest.

Der Keller hat's doch nicht?

Der Wirt.

Der Keller! Das kann sein!

Alcest.

Die Köchin ist zu dumm.

Der Wirt.

Ich wollte nicht drauf schwören.

Alcest.

Der Küchenjunge Hans?

Der Wirt.

Ja, ja, das läßt sich hören.

Alcest.

Der Gärtner könnte wohl? —

Der Wirt.

Bald, balde sind Sie da.

Alcest.

Der Sohn des Gärtners?

Der Wirt.

Nein!

Alcest.

Vielleicht —

Der Wirt (halblaut).

Der Haushund? Ja!

Alcest (vor sich).

Wart' nur, du dummer Kerl; ich weiß dich schon zu kriegen.
(Laut) So hab's denn, wer es will, daran kann wenig liegen,
Wenn's wiederkömmt.

(Er thut, als ging' er weg.)

Der Wirt.

Ja wohl.

Alcest (als wenn ihm etwas einfiele).

Herr Wirt, mein Tintenfaß
Ist leer; und dieser Brief verlangt expreß —

(Er zieht den Brief aus der Tasche.)

Der Wirt.

Ei was!
Erst gestern kam er an, und heute schon zu schreiben!
Es muß was Wichtigs sein.

Alcest.

Er darf nicht liegen bleiben.

Der Wirt.

Es ist ein großes Glück, wenn man korrespondiert.

Alcest.

Nicht eben allemal; die Zeit, die man verliert,
Wird nicht sogleich ersetzt.

Der Wirt.

Oh, das geht wie im Spiele.
Da kömmt ein einz'ger Brief und tröstet uns für viele.
Verzeihn Sie, gnäd'ger Herr, der gestrige enthält
Viel Wichtigs? Dürft' ich wohl —?

Alcest.

Nicht um die ganze Welt.

Der Wirt.

Vielleicht vom Norden her?

Alcest.

Ich sag', ich darf's nicht sagen.

Der Wirt.

Aus Polen, denk' ich, wohl?

Alcest.

Sie werden's nicht erfragen.

Der Wirt.

Vielleicht vom Könige?

Alcest.

Vom armen König? Nein!

Der Wirt.

Gewiß vom Türkenmarsch.

Alcest.

Vom Türken? Das kann sein!

Der Wirt.

Doch nicht vom Paoli?

Alcest.

Ich wollte nicht drauf schwören.

Der Wirt.

Vom Fünfundvierziger?

Alcest.

Nun ja, das läßt sich hören.

Der Wirt.

Doch vom Kometen nichts?

Alcest.

Bald, balde sind Sie da.

Der Wirt.

Vom sächsischen Gespenst?

Alcest.

Dem Jesuiten? Ja!

Der Wirt.

Sie scheinen gar nicht viel auf Ihren Knecht zu bauen.

Alcest.

Wer selbst mißtrauisch ist, verdient der viel Vertrauen?

Der Wirt.

Und was verlangen Sie für ein Vertraun von mir?

Alcest.

Wer ist der Dieb? Mein Brief steht gleich zu Diensten. Hier!
Sehr billig ist der Tausch, wozu ich mich erbiete;
Nun, wollen Sie den Brief?

Der Wirt (konfundiert und begierig).

Ach, allzuviele Güte.
(Vor sich.) Wär's nur nicht eben das, was er von mir begehrt.

Alcest.

Sie sehen doch, ein Dienst ist wohl den andern wert.
Und ich verrate nichts, ich schwör' bei meiner Ehre.

Der Wirt.

Wenn nur der Brief nicht gar zu appetitlich wäre.
Allein wie, wenn Sophie — Eh nun, das mag sie sehn.
Die Reizung ist zu groß: kein Mensch kann widerstehn.
Er wässert mir das Maul wie ein gebeizter Hase.

Alcest (vor sich).

So stach kein Schinken je dem Windhund in die Nase.

Der Wirt (beschämt, nachgebend und noch zaudernd).

Sie wollen's, gnäd'ger Herr, und Ihre Gütigkeit —

Alcest (vor sich).

Jetzt beißt er an.

Der Wirt.

Zwingt mich auch zur Vertraulichkeit.
(Zweifelnd und halb bittend.)
Versprechen Sie, soll ich auch gleich den Brief bekommen?

Alcest (reicht den Brief hin).

Den Augenblick.

Der Wirt

(der sich langsam dem Alcest, mit unverwandten Augen auf den Brief, nähert).

Der Dieb —

Alcest.

Der Dieb?

Der Wirt.

Der's weggenommen;

Ist —

Alcest.

Nur heraus!

Der Wirt.

Ist mei —

Alcest.

Nun?

Der Wirt

(mit einem herzhaften Tone und fährt zugleich zu und reißt Alcesten den Brief aus der Hand).

Meine Tochter!

Alcest (erstaunt).

Wie?

Der Wirt

(läuft hervor an die Lichter, reißt für geschwindem Aufmachen das Couvert in Stücken und fängt an zu lesen).

„Hochwohlgeborner Herr."

Alcest (kriegt ihn bei der Schulter).

Sie wär's? Nein, sagen Sie

Die Wahrheit.

Der Wirt (ungeduldig).

(Er liest.) Ja, sie ist's. Oh, er ist unerträglich.

„Insonders" —

Alcest (wie oben).

Nein, Herr Wirt, Sophie, das ist unmöglich.

Der Wirt

(reißt sich los und fährt, ohne ihm zu antworten, fort).

„Hochzuverehrender"

Alcest (wie oben).

Ich bin ganz stumm davon.

Der Wirt (wie oben).

Ich wollt', er wär' es. „Herr" —

Alcest (wie oben).

So hören Sie!

Der Wirt (wie oben).

„Patron."

Alcest.

Sie sind ein dummer Kerl.

Der Wirt.

Von Herzen gern.

Alcest.

Sie taugen
Zu nichts!

Der Wirt.

Ja, gnäd'ger Herr.

Alcest (im Abgehen für sich).

Das will ich nun schon brauchen.

---

4. Auftritt.

Der Wirt (liest und spricht dazwischen).

„Und Gönner" — Ist er fort? „Die viele Gütigkeit,
Die mir schon manchen Fehl verziehen hat, verzeiht
Mir, hoff' ich, diesmal auch." Was gibt's denn zu verzeihen?
„Ich weiß es, gnäd'ger Herr, daß Sie sich mit mir freuen."
Schon gut. „Der Himmel hat mir heut ein Glück geschenkt,
Das jeden Bauern freut und manchen Reichen kränkt:
Er hat vom sechsten Sohn mein liebes Weib entbunden."
Ich bin des Tods! „Ganz früh hat er sich eingefunden,
Der Knab'." Der Balg! Der —! O, ersäuft, erdrosselt ihn!
„Nun macht Ihr gütig Herz mich armen Mann so kühn —"
Ach, ich ersticke fast. „Und bitte Ihro Gnaden —!"
An Galgen mit dem Hund, den Schindersknecht zum Paten!
Wie heißt er denn, der Kerl mit seiner Hecke da?
Franz. Ah, nun kömmt Latein! Can — Candidatus? Ja.
Ein Kandidat, o ja, die sind sonst wohl bei Blute.
Theologiae; und — wie? — Pachter auf dem Gute.
Wart' nur, das geht dir nicht so ungenossen aus!
Alcest, ich will dich schon! Du sollst mir aus dem Haus.
Mich, einen alten Mann, so schändlich anzuführen!
Wie möcht' ich ihm an Hals! Ich ließ' ihn gern zitieren.
Doch meine Tochter! Oh! Das Henkersding geht schief!
Und ich verrate sie um den Gevatternbrief.

(Er faßt sich in die Perücke.)

Schweinsaug'ger Ochsenkopf mit wahren Eselsohren!
Der Brief! Das Geld! Der Streich! Ich bin als wie verloren,

So dumm! So voll Begier nach Rach' und Prügeln. Ha!
(Er erwischt einen Stock und läuft auf dem Theater herum.)
Ist denn kein Buckel nicht für meinen Hunger da?
O, wär' ich doch ein Wind mit ein paar hundert Flügeln,
Ich möcht' die ganze Welt, Sonn', Mond und Sterne prügeln.
Ich sterbe, wenn ich nicht — Zerbräch' nur eins ein Glas,
So hätt' ich doch Raison; beging' der Jung' nur was!
(Er stößt auf seinen Sessel und prügelt ihn aus.)
Was, bist du staubig! Nun komm her, du sollst mich laben.
Alcest! o könnt' ich doch so deinen Buckel haben.

---

5. Auftritt.

(Der Wirt schlägt immer zu. Söller kömmt ganz in der ersten Kulisse heraus und erschrickt; er ist im Domino, die Maske auf den Arm gebunden, und hat ein halbes Räuschchen.)

Söller.

Was gibt's! Was? Ist er toll? Nun sei auf deiner Hut.
Das wär' ein schön Emploi, des Sessels Substitut.
Was für ein böser Geist mag doch den Alten plagen?
(Zum Parterre.)
Wer Herz von Ihnen hat, der komm' herauf und frag' 'en.

Der Wirt (ohne Söllern zu sehen).

Ich kann nicht mehr. O weh! Es schmerzt mich Rück und Arm.
(Er wirft sich in den geprügelten Sessel.)
Ich schwitz' am ganzen Leib.

Söller (für sich).

Ja, ja, Motion macht warm.
(Er zeigt sich dem Wirt.)
Herr Vater!

Der Wirt.

Ah, Mosje, Er lebt die Nacht beim Sause.
Ich quäle mich zu Tod, und Er läuft aus dem Hause.
Da trägt der Faßnachtsnarr zum Tanz und Spiel sein Geld
Und lacht, wenn hier im Haus der Teufel Faßnacht hält.

Söller.

So aufgebracht?

Der Wirt.

O wart', ich will mich nicht mehr quälen.

Söller.

Was gab's?

Der Wirt (zornig).

Alcest! Sophie! Soll ich's Ihm noch erzählen.

Söller.

Nein, nein.

Der Wirt.

Wärt' Ihr geholt, so hätt' ich endlich Ruh
Und der verdammte Kerl, der Kandidat, dazu.

---

6. Auftritt.

Söller (mit Karikatur von Angst).

Was gab's! Weh dir! Vielleicht in wenig Augenblicken! —
Gib deine Stirne preis, parier' nur deinen Rücken.
Vielleicht ist's 'raus. O weh! O wüßt' ihr, wie mir's graust.
Es wird mir siedend heiß. So war's dem Doktor Faust
Nicht halb zu Mut, nicht halb war's so Richard dem Dritten.
Höll' da! Der Galgen da! Der Hahnrei in der Mitten!

(Er läuft wie unsinnig herum, endlich besinnt er sich.)

Ah, des gestohlnen Guts wird keiner jemals froh.
Geh, Memme, Bösewicht, warum erschrickst du so?
Vielleicht ist's nicht so schlimm, ich will es schon erfahren.

(Er erblickt Alcesten und läuft fort.)

O weh, er ist's, er ist's! Er faßt mich bei den Haaren.

---

7. Auftritt.

Alcest.

Solch einen schweren Streit empfand dies Herz noch nie.
Das seltene Geschöpf, in dem die Phantasie
Des zärtlichen Alcests das Bild der Tugend ehrte,
Die ihn den höchsten Grad der süßten Liebe lehrte,
Ihm Gottheit, Mädchen, Freund, in allem alles war,
Jetzt so herabgesetzt! Es überläuft mich! Zwar
Ist sie so ziemlich weg, die Hoheit der Ideen,
Ich lass' sie als ein Weib bei andern Weibern stehen.
Allein so tief! So tief! Das treibt zur Raserei.
Mein widerspenstig Herz steht ihr noch immer bei.
Wie klein! Kannst du denn das nicht über dich vermögen.
Ergreif das schöne Glück, es kömmt dir ja entgegen:
Ein unvergleichlich Weib, das du begierig liebst,

Braucht Geld. Geschwind, Alceſt, der Pfennig, den du gibſt,
Trägt ſeinen Thaler. Nun hat ſie ſich's ſelbſt genommen;
Schon gut; da mag ſie noch einmal mit Tugend kommen.
Geh wie ein Debauché und ſag' mit kaltem Blut:
Madam, Sie haben doch das Geld genommen; gut,
Es iſt mir herzlich lieb, nur ohne Furcht bedienen
Sie ſich des meinigen: was mein iſt, iſt auch Ihnen.
Dann den vertrauten Ton von halbem Mann und Frau;
Und ſelbſt die Tugend nimmt nicht alles ſo genau,
Wenn man hübſch ſachte geht. Weit eher wird ſie weichen.
Sie kommt, du biſt beſtürzt? Das iſt ein ſchlimmes Zeichen.
Alceſt, du ſchickſt dich nicht zur Bosheit, zum Betrug,
Dein Herz iſt übrig bös, allein nicht ſtark genug.

8. Auftritt.

Alceſt. Sophie.

Sophie.

Was machen Sie, Alceſt? Sie ſcheinen mich zu fliehen;
Hat denn die Einſamkeit ſo viel, Sie anzuziehen?

Alceſt (munter).

Für diesmal weiß ich nichts, was mich beſonders zog.
Und ohne viel Raiſon gibt's manchen Monolog.

Sophie.

Zwar der Verluſt iſt groß und kann Sie billig ſchmerzen.

Alceſt.

Ei wohl, was will das ſein? Es liegt mir nicht am Herzen.
Wir haben's ja; was iſt's denn um das bißchen Geld?
Laßt's fallen, wenn es nur in gute Hände fällt.

Sophie.

Die große Gütigkeit wird gerne zum Verſchwenden.

Alceſt.

O, ein Verſchwender weiß ſein Geld oft anzuwenden.

Sophie.

Wie ſoll ich das verſtehn?

Alceſt (lächelnd).

Das?

Sophie.

Ja, wie paßt das hier?

Alceſt.

Sie kennen mich, Sophie, ſein Sie vertraut mit mir,

Das Geld ist einmal fort, wo's liegt, da mag es liegen.
Hätt' ich es eh gewußt, ich hätte still geschwiegen.
Da sich die Sache so verhält —

Sophie (erstaunt).

So wissen Sie?

Alcest

(mit Zärtlichkeit, er ergreift ihre Hand und küßt sie).

Ihr Vater — Ja, ich weiß's! Geliebteste Sophie.

Sophie (verwundernd und beschämt).

Und Sie verzeihn?

Alcest.

Verzeihn? Ist hier denn ein Verbrechen?

Sophie.

Mich dünkt —

Alcest.

Erlaube mir, daß wir von Herzen sprechen.
Du weißt es, daß Alcest noch immer für dich brennt.
Das Glück entriß dich mir und hat uns nicht getrennt;
Dein Herz ist immer mein, meins immer dein geblieben,
Mein Geld ist alles dein, so gut, als wär's verschrieben.
Du hast ein gleiches Recht an all mein Gut, wie ich.
Nimm, was du gerne hast, Sophie, nur liebe mich.

(Er umarmt sie, und sie schweigt.)

Befiehl, du findest mich zu allem gleich erbötig.

Sophie

(stolz, indem sie sich von ihm losreißt).

Respekt vor Ihrem Geld, allein ich hab's nicht nötig.
Was ist das für ein Ton? Ich weiß nicht, fass' ich's recht.
Ha! Sie verkennen mich.

Alcest (pikiert).

Oh! Ihr ergebner Knecht
Kennt Sie nur gar zu wohl und weiß auch, was er fodert,
Und sieht nicht ein, warum Ihr Zorn so heftig lodert.
Wer sich so weit vergeht —

Sophie (erstaunt).

Vergeht? Wie das?

Alcest.

Madam!

Sophie (aufgebracht).

Was soll das heißen, Herr?

Alcest.

Verzeihn Sie meiner Scham.
Ich liebe Sie zu sehr, um so was laut zu sagen.

Sophie (mit Zorn).

Alcest!

Alcest.

Belieben Sie nur, den Papa zu fragen;
Der sagte mir es.

Sophie
(mit einem Ausbruche von Heftigkeit).

Was? ich will es wissen? Was!
Der Teufel! Wollen Sie?

Alcest.

Er sagte, daß Sie das —

Sophie (wie oben).

Nun? Das —

Alcest.

Eh nun, daß Sie — daß Sie das Geld genommen.

Sophie
(mit Wut und Thränen, indem sie sich wegwendet).

Er darf! Ist es so weit mit seiner Bosheit kommen.

Alcest (bittend).

Sophie!

Sophie (weggewendet).

Sie sind nicht wert —

Alcest (wie oben).

Sophie!

Sophie.

Mir vom Gesicht!

Alcest.

Verzeihn Sie.

Sophie.

Weg von mir! Nein, ich verzeih' es nicht.
Mein Vater scheut sich nicht, mir meinen Ruf zu rauben.
Und von Sophieen? Wie, Alcest, Sie konnten's glauben?
Ich hätt' es nicht gesagt, um alles Gut der Welt;
Allein, es muß heraus: Mein Vater hat das Geld.

(Eilig ab.)

---

9. Auftritt.

Alceſt. Hernach Söller.

Alceſt (wirft ſich in den Seſſel).

Nun, Herr Alceſt, wie ſteht's! Nun wärſt du ziemlich klüger.
Der Vater und Sophie, und eins wär' der Betrüger.
Sie ſind doch beide ſonſt von allem Vorwurf rein.
Ha, Söller! Still einmal! Doch nein, es kann nicht ſein;
Er war die ganze Nacht nicht hier im Haus; vor allen
Wär' ſicher mein Verdacht auf dieſen Kerl gefallen.
Er iſt am fähigſten zu Bosheit, Trug und Liſt.
Allein, wie kann es ſein, daß er der Thäter iſt?

Söller

(in gewöhnlicher Kleidung, mit einer Weinlaune).

Da ſitzt er. Uh! Mir iſt kein Menſch verhaßt wie dieſer.
Es ſteht ihm an der Stirn: Hirſchapotheksproviſer.

Alceſt (vor ſich).

Da kömmt er, wie beſtellt.
(Laut.) Wie ſteht's, Herr Söller?

Söller.

Dumm.
Es geht mir die Muſik noch ſo im Kopf herum.
(Er reibt die Stirne.)
Er thut mir greulich weh.

Alceſt.

Sie waren auf dem Balle;
Viel Dames da?

Söller.

Wie ſonſt. Die Maus läuft zu der Falle,
Weil Speck dran iſt.

Alceſt.

Ging's brav?

Söller.

Gar ſehr.

Alceſt.

Was tanzten Sie?

Söller.

Ich hab' nur zugeſehn.
(Zum Parterre.) Den Tanz von heute früh.

Alceſt.

Herr Söller nicht getanzt; ei, das iſt zu verwundern;
Da blieb' ich lieber weg.

Söller.

Ich wollte mich ermuntern.

Alcest.

Und ging es nicht?

Söller.

Eh nein! Im Kopfe drückt' es mich
Gewaltig, und da war mir's gar nicht tanzerlich.

Alcest.

Ei!

Söller.

Und das Schlimmste war, ich konnte gar nicht wehren,
Je mehr ich hört' und sah, verging mir Sehn und Hören.

Alcest.

So arg! Das ist mir leid. Das Uebel kommt geschwind.

Söller.

O nein, ich spür' es schon — seitdem Sie bei uns sind;
Und länger.

Alcest.

Sonderbar.

Söller.

Und ist nicht zu vertreiben.

Alcest.

Eh, lass' Er sich den Kopf mit warmen Tüchern reiben,
Vielleicht verzieht es sich.

Söller (vor sich).

Ich glaub', er spottet noch!
(Laut.) Ja, das geht nicht so leicht.

Alcest.

Am Ende gibt sich's doch.
Und es geschieht Ihm recht. Es wird noch besser kommen;
Er hat die arme Frau nicht einmal mitgenommen,
Wenn Er zum Balle ging; und es ist gar nicht fein,
Er läßt der jungen Frau das kalte Bett allein.

Söller.

Ah, sie bleibt gern zu Haus und läßt mich immer schwärmen;
Denn sie versteht die Kunst, sich ohne mich zu wärmen.

Alcest.

Das wäre doch kurios.

Söller.

O ja, wer's Naschen liebt,
Der merkt sich ohne Wink, wo's was zum Besten gibt.

Alcest (pikiert).

Wie so verblümt?

Söller.

Es ist ganz deutlich, was ich meine.
Exempli gratia: des alten Vaters Weine
Trink' ich recht gern, allein er rückt nicht gern heraus,
Er schont das Seinige; da trink' ich außerm Haus.

Alcest (mit Ahnung).

Mein Herr, bedenken Sie.

Söller (mit Hohn).

Herr! Freund von Frauenzimmern;
Sie ist nun meine Frau; und Sie kann's nicht bekümmern,
Und wenn sie noch ihr Mann für sonst was anders hält.

Alcest (mit zurückgehaltenem Zorne).

Was Mann! Mann oder nicht! Ich trotz' der ganzen Welt.
Und unterstehn Sie sich noch einmal, was zu sagen —

Söller (geschreckt, vor sich).

O schön, ich soll ihn noch wohl gar am Ende fragen,
Wie tugendhaft sie ist.

(Laut) Mein Herd ist doch mein Herd!
Trutz jedem fremden Koch!

Alcest.

Er ist die Frau nicht wert.
So schön, so tugendhaft, so vielen Reiz der Seele,
So viel Ihm zugebracht; es ist nichts, was ihr fehle.

Söller.

Sie hat, ich hab's gemerkt, besondern Reiz im Blut;
Und auch der Kopfschmuck war ein zugebrachtes Gut.
Ich war prädestiniert zu einem solchen Weibe
Und zwar zum Hahnrei schon gekrönt im Mutterleibe.

Alcest (herausbrechend).

Herr Söller!

Söller (keck).

Soll er was?

Alcest (zurückhaltend).

Ich sag' Ihm, sei Er still.

Söller.

Ich will doch sehn, wer mir das Maul verbieten will.

Alcest.

Hätt' ich Ihn anderswo, ich wies' Ihm, wer es wäre.

Söller (trocken).

Der beste Champion für meines Weibes Ehre.

Alcest.

Gewiß!

Söller.

Es weiß kein Mensch so gut, wie weit sie geht.

Alcest.

Verflucht.

Söller.

O Herr Alcest, wir wissen ja, wie's steht.
Nur still! ein bißchen still! Wir wollen uns vergleichen.
Und da versteht sich's schon. Die Herren Ihresgleichen,
Die schneiden meist für sich das ganze Kornfeld um
Und lassen dann dem Mann das Spicilegium.

Alcest.

Mein Herr, ich wundre mich, daß Sie sich unterfangen.

Söller.

O, mir sind auch gar oft die Augen übergangen;
Und täglich ist mir's noch, als röch' ich Zwiebeln.

Alcest (zornig und entschlossen).

Wie?
Mein Herr, nun geht's zu weit! Heraus! Was wollen Sie?
Was, glauben Sie, vermag Sophiens Ehr' zu rauben?

Söller (herzhaft).

Eh, Herre, was man sieht, das geht noch übers Glauben.

Alcest (wie oben).

Wie! Sieht? Wie nehmen Sie das Sehen?

Söller.

Wie man's nimmt;
Vom Hören und vom Sehn.

Alcest.

Ha!

Söller.

Nur nicht so ergrimmt.

Alcest (mit dem entschlossensten Zorne).

Was haben Sie gehört, was haben Sie gesehen?

Söller (erschrocken, will sich wegbegeben).

Erlauben Sie, mein Herr!

Alcest (ihn zurückhaltend).

Wohin?

Söller.

Beiseit zu gehen.

Alcest.

Sie kommen hier nicht los!

Söller (vor sich).

Ob ihn ein Teufel plagt.

Alcest.

Was hörten Sie?

Söller.

Ich? Nichts; man hat mir's nur gesagt.

Alcest (dringend zornig).

Wer war der Mann?

Söller.

Der Mann; das war ein Mann.

Alcest (heftiger auf ihn losgehend).

Geschwinde.

Söller (in Angst).

Der's selbst mit Augen sah.
(Herzhafter.) Ich rufe dem Gesinde.

Alcest (kriegt ihn beim Kragen).

Wer war's!

Söller (will sich losreißen).

Was Hölle!

Alcest (hält ihn feste).

Wer! Sie übertreiben mich!
(Er zieht den Degen.)
Wer ist der Bösewicht, der Schelm, der Lügner?

Söller (fällt für Angst auf die Kniee).

Ich!

Alcest (drohend).

Was haben Sie gesehn?

Söller (furchtsam).

Ei nun, das sieht man immer,
Der Herr, das ist ein Herr, Sophie ein Frauenzimmer.

Alcest (wie oben).

Und weiter.

Söller.

Nun, da geht's denn so den Lauf der Welt,
Wie's geht, wenn sie dem Herrn und ihr der Herr gefällt.

Alcest.

Das heißt?

Söller.

Ich dächte doch, Sie wüßten's ohne Fragen.

Alcest.

Nun?

Söller.

Man hat nicht das Herz, so etwas zu versagen.

Alcest.

Wie, Herre, so etwas?

Söller.

O, lassen Sie mir Ruh.

Alcest (immer wie oben).

Beim Teufel.

Söller.

O verflucht, es heißt ein Rendezvous.

Alcest (erschrocken).

Er lügt!

Söller (vor sich).

Nun bricht es los.

Alcest (vor sich).

O weh, wir sind verraten.

(Er steckt den Degen ein.)

Söller (vor sich).

Er ist erschreckt. Nun Herz! Er kann dir doch nicht schaden.

Alcest (erholt).

Was meinen Sie damit?

Söller (trotzig).

O, wir verstehn uns schon.
Das Lustspiel heute nacht! Ich stund nicht weit davon.

Alcest (erstaunt).

Und wo?

Söller.

Im Kabinett.

Alcest.

So war Er auf dem Balle?

Söller.

Wer war denn auf dem Schmaus? Nur still und ohne Galle
Zwei Wörtchen. Was man noch so heimlich treiben mag,
Ihr Herren, merkt's euch wohl, es kömmt zuletzt an Tag.

Alcest.

Es kömmt wohl noch heraus, daß Er der Dieb ist. Raben
Und Dohlen wollt' ich eh in meinem Hause haben,
Als Ihn. Pfui, schlechter Mensch.

Söller.

Ja, ja! Ich bin wohl schlecht;
Allein, ihr großen Herrn, ihr habt wohl immer recht?
Ihr wollt mit unserm Gut nur nach Belieben schalten;
Ihr haltet kein Gesetz, und andre sollen's halten.
Das ist sehr einerlei, Gelüst nach Fleisch, nach Gold!
Seid erst nicht hängenswert, wenn ihr uns hängen wollt.

Alcest.

Er untersteht sich noch.

Söller.

Ich darf mich unterstehen.
Gewiß, es ist kein Spaß, gehörnt herum zu gehen.
In Summa nehmen Sie's nur nicht so gar genau;
Ich stahl dem Herrn sein Geld und Er mir meine Frau.

Alcest (drohend).

Was stahl ich?

Söller.

Nichts, mein Herr, es war schon längst Ihr eigen,
Noch eh es meine war.

Alcest.

Soll —

Söller.

Da muß ich wohl schweigen.

Alcest.

An Galgen mit dem Dieb!

Söller.

Erinnern Sie sich nicht,
Daß ein gewiß Gesetz von andern Leuten spricht?

Alcest.

Herr Söller!

Söller (macht das Zeichen des Köpfens).

Ja, man hilft euch Näschern auch vom Brote.

Alcest.

Ist Er ein Praktikus und hält das Zeug für Mode.
Gehangen wird Er noch, zum wenigsten gestäupt.

Söller (zeigt auf die Stirne).

Gebrandmarkt bin ich schon.

— —

Letzter Auftritt.

Alceſt. Söller. Der Wirt. Sophie.

Sophie (im Fond).

Mein harter Vater bleibt
Auf dem verhaßten Ton.

Der Wirt (im Fond).

Das Mädchen will nicht weichen.

Sophie.

Da iſt Alceſt.

Der Wirt (erblickt Alceſten).

Aha!

Sophie.

Es muß, es muß ſich zeigen.

Der Wirt (zu Alceſten).

Mein Herr, ſie iſt der Dieb.

Sophie (auf der andern Seite).

Er iſt der Dieb, mein Herr.

Alceſt

(ſieht ſie beide lachend an; dann ſagt er, in einem Tone wie ſie, auf Söllern deutend).

Er iſt der Dieb.

Söller (vor ſich).

Nun, Haut, nun halt dich feſt.

Sophie.

Er!

Der Wirt.

Er?

Alceſt.

Sie haben's beide nicht. Er hat's.

Der Wirt.

Schlagt einen Nagel
Ihm durch den Kopf, auf's Rad.

Sophie.

Du?

Söller (vor ſich).

Wolkenbruch und Hagel.

Der Wirt.

Ich möchte dich —

Alceſt.

Mein Herr; ich bitte, nur Geduld;
Sophie war im Verdacht, doch nicht mit ihrer Schuld.

Sie kam, besuchte mich, der Schritt war wohl verwegen.
Doch ihre Tugend darf's.
(Zu Söllern.) Sie waren ja zugegen.
(Sophie erstaunt.)
Wir wußten nichts davon, vertraulich schwieg die Nacht.
Die Tugend —!

Söller.

Ja, sie hat mir ziemlich warm gemacht.

Alcest (zum Wirt).

Doch Sie?

Der Wirt.

Aus Neugier war ich auch hinaufgekommen.
Von dem verwünschten Brief war ich so eingenommen;
Ich dacht', es schrieb ein Prinz, ein polnischer Magnat,
Und aus dem Prinzen ward ein Pachter, Kandidat.

Alcest.

Verzeihn Sie diesen Scherz. Und Sie, Sophie, vergeben
Mir auch gewiß?

Sophie.

Alceſt!

Alcest.

Ich zweifl' in meinem Leben
An Ihrer Tugend nie. Verzeihn Sie jenen Schritt,
So groß wie tugendhaft.

Söller.

Fast glaub' ich's selbsten mit.

Alcest.

Und Sie verzeihen doch auch unserm Söller?

Sophie.

Gerne.
(Sie gibt ihm die Hand.)
Da!

Alcest (zum Wirt).

Allons.

Der Wirt (gibt Söllern die Hand).

Stiehl nicht mehr!

Söller.

Die Länge bringt die Ferne.

Alcest.

Allein, was macht mein Geld?

Söller.

O Herr, es war aus Not.
Der Spieler peinigte mich Armen fast zu Tod.
Ich wußte keinen Rat, ich stahl und zahlte Schulden.
Da ist das übrige. Ich weiß nicht, wie viel Gulden.

Alcest.

Was fort ist, schenk' ich Ihm.

Söller (zum Parterre).

Für diesmal wär's vorbei.

Alcest.

Allein ich hoff', Er wird fein höflich, still und treu.
Doch untersteht Er sich, noch einmal anzufangen,
Dann —

(Er macht ihm das Zeichen des Hängens.)

Söller.

Nein, das wär' zu viel: ein Hahnrei und gehangen.

Theater und dramatische Poesie.

Deutsches Theater.

Das Theater ist in dem modernen bürgerlichen Leben, wo durch Religion, Gesetze, Sittlichkeit, Sitte, Gewohnheit, Verschämtheit und so fort der Mensch in sehr enge Grenzen eingeschränkt ist, eine merkwürdige und gewissermaßen sonderbare Anstalt.

Zu allen Zeiten hat sich das Theater emanzipiert, sobald es nur konnte, und niemals war seine Freiheit oder Frechheit von langer Dauer. Es hat drei Hauptgegner, die es immer einzuschränken suchen: die Polizei, die Religion und einen durch höhere sittliche Ansichten gereinigten Geschmack.

Die gerichtliche Polizei machte den Persönlichkeiten und Zoten auf dem Theater bald ein Ende. Die Puritaner in England schlossen es auf mehrere Jahre ganz. In Frankreich wurde es durch die Pedanterie des Kardinal Richelieu gezähmt und in seine gegenwärtige Form gedrängt, und die Deutschen haben, ohne es zu wollen, nach den Anforderungen der Geistlichkeit ihre Bühne gebildet. Folgendes mag diese Behauptung erläutern.

Aus rohen und doch schwachen, fast puppenspielartigen Anfängen hätte sich das deutsche Theater nach und nach durch verschiedene Epochen zum Kräftigen und Rechten vielleicht durchgearbeitet, wäre es im südlichen Deutschland, wo es eigentlich zu Hause war, zu einem ruhigen Fortschritt und zur Entwicklung gekommen; allein der erste Schritt, nicht zu seiner Besserung, sondern zu einer sogenannten Verbesserung geschah im nördlichen Deutschland von schalen und aller Produktion unfähigen Menschen. Gottsched fand zwar noch Widerstand. Die famose Epistel von Rost zeigt, daß gute Köpfe es doch wohl auch gerne sehen mochten, wenn der Teufel manchmal auf dem Theater los war; allein Leipzig war schon ein Ort von sehr gebundner protestantischer Sitte, und Gottsched hatte durch sein Uebersetzungswesen schon so sehr in die Breite gearbeitet, daß er die Bühne für eine Zeit lang genug=

sam versehen konnte. Und warum sollte man dasjenige, was Franzosen und Engländer billigten, nicht auch in einer schwachen Nachbildung sich auf dem deutschen Theater gefallen lassen!

Zu dieser Zeit nun, als der seichte Geschmack den deutschen Schauspieler zu zähmen und die privilegierten Spaßmacher von den Brettern zu verbannen suchte, fingen die noch nördlichern Hamburgischen Pfarrer und Superintendenten einen Krieg gegen das Theater überhaupt zu erregen an. Es entstand schon vorher die Frage, ob überall ein Christ das Theater besuchen dürfe; und die Frommen waren selbst unter einander nicht einig, ob man die Bühne unter die gleichgültigen (Adiaphoren) oder völlig zu verwerfenden Dinge rechnen solle. In Hamburg brach aber der Streit hauptsächlich darüber los, inwiefern ein Geistlicher selbst das Theater besuchen dürfe; woraus denn gar bald die Folge gezogen werden konnte, daß dasjenige, was dem Hirten nicht zieme, der Herde nicht ganz ersprießlich sein könne.

Dieser Streit, der von beiden Seiten mit vieler Lebhaftigkeit geführt wurde, nötigte leider die Freunde der Bühne, diese der höhern Sinnlichkeit eigentlich nur gewidmete Anstalt für eine sittliche auszugeben. Sie behaupteten, das Theater könne lehren und bessern und also dem Staat und der Gesellschaft unmittelbar nutzen. Die Schriftsteller selbst, gute, wackere Männer aus dem bürgerlichen Stande, ließen sich's gefallen und arbeiteten mit deutscher Biederkeit und gradem Verstande auf diesen Zweck los, ohne zu bemerken, daß sie die Gottschedische Mittelmäßigkeit durchaus fortsetzten und sie, ohne es selbst zu wollen und zu wissen, perpetuierten.

Ein Drittes hat sodann auf eine fortdauernde und vielleicht nie zu zerstörende Mittelmäßigkeit des deutschen Theaters gewirkt. Es ist die ununterbrochne Folge von drei Schauspielern, welche, als Menschen schätzbar, das Gefühl ihrer Würde auch auf dem Theater nicht aufgeben konnten und deshalb mehr oder weniger die dramatische Kunst nach dem Sittlichen, Anständigen, Gebilligten und wenigstens scheinbar Guten hinzogen. Ekhofen, Schrödern und Ifflanden kam hierin sogar die allgemeine Tendenz der Zeit zu Hilfe, die eine allgemeine An- und Ausgleichung aller Stände und Beschäftigungen zu einem allgemeinen Menschenwerte durchaus im Herzen und im Auge hatten.

Die Sentimentalität, die Würde des Alters und des Menschenverstandes, das Vermitteln durch vortreffliche Väter

und weise Männer nahm auf dem Theater überhand. Wer erinnert sich nicht des Essighändlers, des Philosophen, ohne es zu wissen, des ehrlichen Verbrechers und so vieler verwandten Stücke?

Das Einzelne, was gedachte Männer in den verschiedenen Epochen gewirkt, werden wir an Ort und Stelle einführen. Hier sei genug, auf das Allgemeine hingedeutet zu haben.

Wenn man sich in den letzten Zeiten fast einstimmig beklagt und eingesteht, daß es kein deutsches Theater gebe, worin wir keineswegs mit einstimmen, so könnte man auf eine weniger paradoxe Weise aus dem, was bisher vorgegangen, wie uns dünkt, mit größter Wahrscheinlichkeit darthun, daß es gar kein deutsches Theater geben werde, noch geben könne.

Weimarisches Hoftheater.

Auf dem Weimarischen Hoftheater, das nunmehr bald elf Jahre besteht, darf man sich schmeicheln, in diesem Zeitraume solche Fortschritte gemacht zu haben, wodurch es die Zufriedenheit der Einheimischen und die Aufmerksamkeit der Fremden verdienen konnte; es möchte daher nicht unschicklich sein, bei dem Berichte dessen, was auf demselben vorgeht, auch der Mittel zu erwähnen, wodurch so manches, was andern Theatern schwer, ja unmöglich fällt, bei uns nach und nach mit einer gewissen Leichtigkeit hervorgebracht worden.

Die Annalen der deutschen Bühne gedenken noch immer mit Vorliebe und Achtung der Seyler'schen Schauspielergesellschaft, welche, nachdem sie mehrere Jahre eine besondere Zierde der obervormundschaftlichen Hofhaltung gewesen, sich, durch den Schloßbrand vertrieben, nach Gotha begab. Vom Jahre 1775 an spielte eine Liebhabergesellschaft mit abwechselndem Eifer. Vom Jahre 1784 bis 1791 gab die Bellomosche Gesellschaft ihre fortdauernden Vorstellungen, nach deren Abgange das gegenwärtige Hoftheater errichtet wurde. Jede dieser verschiedenen Epochen zeigt einem aufmerksamen Beobachter

ihren eigenen Charakter, und die frühern lassen in sich die Keime der folgenden bemerken.

Die Geschichte des noch bestehenden Hoftheaters möchte denn auch wieder in verschiedene Perioden zerfallen. Die erste würden wir bis auf Ifflands Ankunft, die zweite bis zur architektonischen Einrichtung des Schauspielsaales, die dritte bis zur Aufführung der Brüder nach Terenz zählen, und so möchten wir uns dermalen in der vierten Periode befinden.

Eine Uebersicht dessen, was in verschiedenen Zeiten geleistet worden, läßt sich vielleicht nach und nach eröffnen; gegenwärtig verweilen wir bei dem Neusten und gedenken von demselben einige Rechenschaft abzulegen.

Das Theater ist eins der Geschäfte, die am wenigsten planmäßig behandelt werden können: man hängt durchaus von Zeit und Zeitgenossen in jedem Augenblicke ab; was der Autor schreiben, der Schauspieler spielen, das Publikum sehen und hören will, dieses ist's, was die Direktionen tyrannisiert und wogegen ihnen fast kein eigner Wille übrig bleibt. Indessen versagen in diesem Strome und Strudel des Augenblicks wohlbedachte Maximen nicht ihre Hilfe, sobald man fest auf denselben beharret und die Gelegenheit zu nutzen weiß, sie in Ausübung zu setzen.

Unter den Grundsätzen, welche man bei dem hiesigen Theater immer vor Augen gehabt, ist einer der vornehmsten: der Schauspieler müsse seine Persönlichkeit verleugnen und dergestalt umbilden lernen, daß es von ihm abhange, in gewissen Rollen seine Individualität unkenntlich zu machen.

In früherer Zeit stand dieser Maxime ein falsch verstandener Konversationston sowie ein unrichtiger Begriff von Natürlichkeit entgegen. Die Erscheinung Ifflands auf unserm Theater löste endlich das Rätsel. Die Weisheit, womit dieser vortreffliche Künstler seine Rollen von einander sondert, aus einer jeden ein Ganzes zu machen weiß und sich sowohl ins Edle als ins Gemeine und immer kunstmäßig und schön zu maskieren versteht, war zu eminent, als daß sie nicht hätte fruchtbar werden sollen. Von dieser Zeit an haben mehrere unserer Schauspieler, denen eine allzu entschiedene Individualität nicht entgegenstand, glückliche Versuche gemacht, sich eine Vielseitigkeit zu geben, welche einem dramatischen Künstler immer zur Ehre gereicht.

Eine andere Bemühung, von welcher man bei dem Weimarischen Theater nicht abließ, war, die sehr vernach-

lässigte, ja von unsern vaterländischen Bühnen fast verbannte rhythmische Deklamation wieder in Aufnahme zu bringen. Die Gelegenheit, den architektonisch neueingerichteten Schauspielsaal durch den Wallensteinischen Zyklus einzuweihen, wurde nicht verabsäumt, sowie zur Uebung einer gewissen gebundeneren Weise in Schritt und Stellung, nicht weniger zur Ausbildung rednerischer Deklamation, Mahomet und Tankred, rhythmisch übersetzt, auf das Theater gebracht wurden. Macbeth, Octavia, Bayard gaben Gelegenheit zu fernerer Uebung, sowie endlich Maria Stuart die Behandlung lyrischer Stellen forderte, wodurch der theatralischen Rezitation ein ganz neues Feld eröffnet ward.

Nach solchen Uebungen und Prüfungen war man zu Anfange des Jahrhunderts so weit gekommen, daß man die Mittel sämtlich in Händen hatte, um gebundene, mehr oder weniger maskierte Vorstellungen wagen zu können. Palaeophron und Neoterpe machten den Anfang, und der Effekt dieser auf einem Privattheater geleisteten Darstellung war so glücklich, daß man die Aufführung der Brüder sogleich vorzunehmen wünschte, die aber wegen eintretender Hindernisse bis in den Herbst verschoben werden mußte.

Indessen hatte Madame Unzelmann durch ihre Gegenwart an jene Ifflandische Zeit wieder erinnert. Der Geist, in welchem diese treffliche Schauspielerin die einzelnen Rollen bearbeitet und sich für eine jede umzuschaffen weiß, die Besonnenheit ihres Spiels, ihre durchaus schickliche und anständige Gegenwart auf den Brettern, die reizende Weise, wie sie als eine Person von ausgebildeter Lebensart die Mitspielenden durch passende Attentionen zu beleben weiß, ihre klare Rezitation, ihre energische und doch gemäßigte Deklamation, kurz das Ganze, was Natur an ihr und was sie für die Kunst gethan, war dem Weimarischen Theater eine wünschenswerte Erscheinung, deren Wirkung noch fortdauert und nicht wenig zu dem Glück der diesjährigen Wintervorstellungen beigetragen hat und beiträgt.

Nachdem man durch die Aufführung der Brüder endlich die Erfahrung gemacht hatte, daß das Publikum sich an einer derben charakteristischen, sinnlich-künstlichen Darstellung erfreuen könne, wählte man den vollkommensten Gegensatz, indem man Nathan den Weisen aufführte. In diesem Stücke, wo der Verstand fast allein spricht, war eine klare, aus einander setzende Rezitation die vorzüglichste Obliegenheit

der Schauspieler, welche denn auch meist glücklich erfüllt wurde.

Was das Stück durch Abkürzung allenfalls gelitten hat, ward nun durch eine gedrängtere Darstellung ersetzt, und man wird für die Folge sorgen, es poetisch so viel möglich zu restaurieren und zu runden. Nicht weniger werden die Schauspieler sich alle Mühe geben, was an Ausarbeitung ihrer Rollen noch fehlte, nachzubringen, so daß das Stück jährlich mit Zufriedenheit des Publikums wiedererscheinen könne.

Lessing sagte in sittlich-religiöser Hinsicht, daß er diejenige Stadt glücklich preise, in welcher Nathan zuerst gegeben werde; wir aber können in dramatischer Rücksicht sagen, daß wir unserm Theater Glück wünschen, wenn ein solches Stück darauf bleiben und öfters wiederholt werden kann.

In dieser Lage mußte der Direktion ein Schauspiel wie Ion höchst willkommen sein. Hatte man in den Brüdern sich dem römischen Lustspiele genähert, so war hier eine Annäherung an das griechische Trauerspiel der Zweck. Von dem sinnlichen Teile desselben konnte man sich die beste Wirkung versprechen; denn in den sechs Personen war die größte Mannigfaltigkeit dargestellt. Ein blühender Knabe, ein Gott als Jüngling, ein stattlicher König, ein würdiger Greis, eine Königin in ihren besten Jahren und eine heilige bejahrte Priesterin. Für bedeutende, abwechselnde Kleidung war gesorgt und das durch das ganze Stück sich gleich bleibende Theater zweckmäßig ausgeschmückt. Die Gestalt der beiden ältern Männer hatte man durch schickliche Masken ins Tragische gesteigert, und da in dem Stücke die Figuren in mannigfaltigen Verhältnissen auftreten, so wechselten durchaus die Gruppen dem Auge gefällig ab, und die Schauspieler leisteten die schwere Pflicht um so mehr mit Bequemlichkeit, als sie durch die Aufführung der französischen Trauerspiele an ruhige Haltung und schickliche Stellung innerhalb des Theaterraums gewöhnt waren.

Die Hauptsituationen gaben Gelegenheit zu belebtern Tableaux, und man darf sich schmeicheln, von dieser Seite eine meist vollendete Darstellung geliefert zu haben.

Was das Stück selbst betrifft, so läßt sich von demselben ohne Vorliebe sagen, daß es sich sehr gut exponiere, daß es lebhaft fortschreite, daß höchst interessante Situationen entstehen und den Knoten schürzen, der teils durch Vernunft

und Ueberredung, teils durch die wundervolle Erscheinung zuletzt gelöst wird. Uebrigens ist das Stück für gebildete Zuschauer, denen mythologische Verhältnisse nicht fremd sind, völlig klar, und gegen den übrigen, weniger gebildeten Teil erwirbt es sich das pädagogische Verdienst, daß es ihn veranlaßt, zu Hause wieder einmal ein mythologisches Lexikon zur Hand zu nehmen und sich über den Erichthonius und Erechtheus aufzuklären.

Man kann dem Publikum keine größere Achtung bezeigen, als indem man es nicht wie Pöbel behandelt. Der Pöbel drängt sich unvorbereitet zum Schauspielhause, er verlangt, was ihm unmittelbar genießbar ist, er will schauen, staunen, lachen, weinen und nötigt daher die Direktionen, welche von ihm abhängen, sich mehr oder weniger zu ihm herabzulassen und von einer Seite das Theater zu überspannen, von der andern aufzulösen. Wir haben das Glück, von unsern Zuschauern, besonders wenn wir den Jenaischen Teil, wie billig, mitrechnen, voraussetzen zu dürfen, daß sie mehr als ihr Legegeld mitbringen und daß diejenigen, denen bei der ersten sorgfältigen Aufführung bedeutender Stücke noch etwas dunkel, ja ungenießbar bliebe, geneigt sind, sich von der zweiten besser unterrichten und in die Absicht einführen zu lassen. Bloß dadurch, daß unsere Lage erlaubt, Aufführungen zu geben, woran nur ein erwähltes Publikum Geschmack finden kann, sehen wir uns in den Stand gesetzt, auf solche Darstellungen loszuarbeiten, welche allgemeiner gefallen.

Sollte Jon auf mehrern Theatern erscheinen oder gedruckt werden, so wünschten wir, daß ein kompetenter Kritiker nicht etwa bloß diesen neuen Dichter mit jenem alten, dem er gefolgt, zusammenstellte, sondern Gelegenheit nähme, wieder einmal das Antike mit dem Modernen im Ganzen zu vergleichen. Hier kommt gar vieles zur Sprache, das zwar schon mehrmals bewegt worden ist, das aber nie genug ausgesprochen werden kann. Der neue Autor, wie der alte, hat gewisse Vorteile und Nachteile, und zwar gerade an der umgekehrten Stelle. Was den einen begünstigte, beschwert den andern, und was diesen begünstigt, stand jenem entgegen. Nicht gehörig wird man den gegenwärtigen Jon mit dem Jon des Euripides vergleichen können, wenn nicht jene allgemeinen Betrachtungen vorangegangen sind, und vielen Dank soll der Kunstrichter verdienen, der uns an diesem Beispiele

wieder klar macht, inwiefern wir den Alten nachfolgen können und sollen.

Wären unsere Schauspieler sämtlich auf kunstmäßige Behandlung der verschiedenen Arten dramatischer Dichtkunst eingerichtet, so könnte der Wirrwarr, der nur zufällig hier in der Reihe steht, auch als eine zum allgemeinen Zweck kalkulierte Darstellung aufgeführt werden.

Gegen solche Stücke ist das Publikum meist ungerecht und wohl hauptsächlich deswegen, weil der Schauspieler ihnen nicht leicht ihr völliges Recht widerfahren läßt. Wenn es dem Verfasser gefällt, in einer Posse den Menschen unter sich hinunterzuziehen, ihn in seltsamen, mehr erniedrigenden als erhebenden Situationen zu zeigen, so ist, vorausgesetzt, daß es mit Talent und Theaterpraktik geschieht, nichts dagegen einzuwenden. Nur sollte alsdann der Schauspieler einsehen, daß er von seiner Seite, indem er eine solche Darstellung kunstmäßig behandelt, erst das Stück zu vollenden und ihm eine günstige Aufnahme zu verschaffen hat.

Es ist möglich, in einem solchen Stücke die Rollen durchaus mit einer gewissen teils offenbaren, teils versteckten Eleganz zu spielen, die fürs Gesicht angelegten Situationen mit malerischer Zweckmäßigkeit darzustellen und dadurch das Ganze, das seiner Anlage nach zu sinken scheint, durch die Ausführung emporzutragen.

Sind wir so glücklich, noch mehrere antike Lustspiele auf das Theater einzuführen, dringen unsere Schauspieler noch tiefer in den Sinn des Maskenspiels, so werden wir auch in diesem Fache der Erfüllung unserer Wünsche entgegengehen.

Ist die Vielseitigkeit des Schauspielers wünschenswert, so ist es die Vielseitigkeit des Publikums eben so sehr. Das Theater wird, so wie die übrige Welt, durch herrschende Moden geplagt, die es von Zeit zu Zeit überströmen und dann wieder seicht lassen. Die Mode bewirkt eine augenblickliche Gewöhnung an irgend eine Art und Weise, der wir lebhaft nachhängen, um sie alsdann auf ewig zu verbannen. Mehr als irgend ein Theater ist das deutsche diesem Unglücke ausgesetzt, und das wohl daher, weil wir bis jetzt mehr strebten und versuchten, als errangen und erreichten. Unsere Litteratur hatte, Gott sei Dank! noch kein goldenes Zeitalter, und wie das übrige, so ist unser Theater noch erst im Werden. Jede Direktion durchblättere ihre Repertorien und sehe, wie wenig

Stücke aus der großen Anzahl, die man in den letzten zwanzig Jahren aufgeführt, noch jetzt brauchbar geblieben sind. Wer darauf denken dürfte, diesem Unwesen nach und nach zu steuern, eine gewisse Anzahl vorhandener Stücke auf dem Theater zu fixieren und dadurch endlich einmal ein Repertorium aufzustellen, das man der Nachwelt überliefern könnte, müßte vor allen Dingen darauf ausgehen, die Denkweise des Publikums, das er vor sich hat, zur Vielseitigkeit zu bilden. Diese besteht hauptsächlich darin, daß der Zuschauer einsehen lerne, nicht eben jedes Stück sei wie ein Rock anzusehen, der dem Zuschauer völlig nach seinen gegenwärtigen Bedürfnissen auf den Leib gepaßt werden müsse. Man sollte nicht gerade immer sich und sein nächstes Geistes-, Herzens- und Sinnesbedürfnis auf dem Theater zu befriedigen gedenken; man könnte sich vielmehr öfters wie einen Reisenden betrachten, der in fremden Orten und Gegenden, die er zu seiner Belehrung und Ergötzung besucht, nicht alle Bequemlichkeit findet, die er zu Hause seiner Individualität anzupassen Gelegenheit hatte.

Das vierte Stück, bei welchem wir unsern Zuschauern eine solche Reise zumuteten, war Turandot, nach Gozzi metrisch bearbeitet. Wir wünschen, daß jener Freund unsers Theaters, welcher in der Zeitung für die elegante Welt Nr. 7 die Vorstellung des Jon mit so viel Einsicht als Billigkeit rezensiert, eine gleiche Mühe in Absicht auf Turandot übernehmen möge. Was auf unserer Bühne als Darstellung geleistet wird, wünschten wir von einem dritten zu hören; was wir mit jedem Schritte zu gewinnen glauben, darüber mögen wir wohl selbst unsere Gedanken äußern.

Der Deutsche ist überhaupt ernsthafter Natur, und sein Ernst zeigt sich vorzüglich, wenn vom Spiele die Rede ist, besonders auch im Theater. Hier verlangt er Stücke, die eine gewisse einfache Gewalt über ihn ausüben, die ihn entweder zu herzlichem Lachen oder zu herzlicher Rührung bewegen. Zwar ist er durch eine gewisse Mittelgattung von Dramen gewöhnt worden, das Heitere neben dem Tristen zu sehen; allein beides ist alsdann nicht auf seinen höchsten Gipfel geführt, sondern zeigt sich mehr als eine Art von Amalgam. Auch ist der Zuschauer immer verdrießlich, wenn Lustiges und Trauriges ohne Mittelglieder auf einander folgt.

Was uns betrifft, so wünschen wir freilich, daß wir nach und nach mehr Stücke von rein gesonderten Gattungen er-

halten mögen, weil die wahre Kunst nur auf diese Weise gefördert werden kann; allein wir finden auch solche Stücke höchst nötig, durch welche der Zuschauer erinnert wird, daß das ganze theatralische Wesen nur ein Spiel sei, über das er, wenn es ihm ästhetisch, ja moralisch nutzen soll, erhoben stehen muß, ohne deshalb weniger Genuß daran zu finden.

Als ein solches Stück schätzen wir Turandot. Hier ist das Abenteuerliche verschlungener menschlicher Schicksale der Grund, auf dem die Handlung vorgeht. Umgestürzte Reiche, vertriebene Könige, irrende Prinzen, Sklavinnen, sonst Prinzessinnen, führt eine erzählende Exposition vor unserm Geist vorüber, und die auch hier am Orte, im phantastischen Peking, auf einen kühn verliebten Fremden wartende Gefahr wird uns vor Augen gestellt. Was wir aber sodann erblicken, ist ein in Frieden herrschender, behaglicher, obgleich trauriger Kaiser, eine Prinzessin, eifersüchtig auf ihre weibliche Freiheit, und übrigens ein durch Masken erheitertes Serail. Rätsel vertreten hier die Stelle der Scylla und Charybdis, denen sich ein gutmütiger Prinz aufs neue aussetzt, nachdem er ihnen schon glücklich entkommen war. Nun soll der Name des Unbekannten entdeckt werden; man versucht Gewalt, und hier gibt es eine Reihe von pathetischen, theatralisch auffallenden Szenen; man versucht die List, und nun wird die Macht der Ueberredung stufenweise aufgeboten. Zwischen alle diese Zustände ist das Heitere, das Lustige, das Neckische ausgesäet und eine so bunte Behandlung mit völliger Einheit bis zu Ende durchgeführt.

Es steht zu erwarten, wie dieses Stück in Deutschland aufgenommen werden kann. Es ist freilich ursprünglich für ein geistreiches Publikum geschrieben und hat Schwierigkeiten in der Ausführung, die wir, obgleich die zweite Repräsentation besser als die erste gelang, noch nicht ganz überwunden haben. Könnte das Stück irgendwo in seinem vollen Glanz erscheinen, so würde es gewiß eine schöne Wirkung hervorbringen und manches aufregen, was in der deutschen Natur schläft. So haben wir die angenehme Wirkung schon erfahren, daß unser Publikum sich beschäftigt, selbst Rätsel auszudenken, und wir werden wahrscheinlich bei jeder Vorstellung künftig im Fall sein, die Prinzessin mit neuen Aufgaben gerüstet erscheinen zu lassen.

Sollte es möglich sein, den vier Masken, wo nicht ihre ursprüngliche Anmut zu geben, doch wenigstens etwas Aehn-

liches an die Stelle zu setzen, so würde schon viel gewonnen sein. Doch von allem diesen künftig mehr; gegenwärtig bleibt uns nur zu wünschen, daß wir die Brüder und Jon immer so wie die ersten Male, Nathan und Turandot immer ausgearbeiteter und vollendeter sehen mögen.

Weimar, den 15. Februar 1802.

Ueber das deutsche Theater.

1815.

In einer Zeit, wo das deutsche Theater als eine der schönsten Nationalthätigkeiten aus trauriger Beschränkung und Verkümmerung wieder zu Freiheit und Leben hervorwächst, beeifern sich wohldenkende Direktoren, nicht allein einer einzelnen Anstalt im stillen ernstlich vorzustehen, sondern auch durch öffentliche Mitteilungen ins Ganze zu wirken. Dichter, Schauspieler, Direktion und Publikum werden sich immer mehr unter einander verständigen und im Genuß des Augenblicks nicht vergessen, was die Vorfahren geleistet. Nur auf ein Repertorium, welches ältere Stücke enthält, kann sich eine Nationalbühne gründen. Möge Nachstehendes eine günstige Aufnahme erfahren und so des Verfassers Mut belebt werden, mit ähnlichen Aeußerungen nach und nach hervorzutreten.

Ein Vorsatz Schillers, und was daraus erfolget.

Als der verewigte Schiller durch die Gnade des Hofs, die Gunst der Gesellschaft, die Neigung der Freunde bewogen ward, seinen Jenaischen Aufenthalt mit dem Weimarischen zu vertauschen und der Eingezogenheit zu entsagen, der er sich bisher ausschließlich gewidmet hatte: da war ihm besonders die Weimarische Bühne vor Augen, und er beschloß, seine Aufmerksamkeit auf die Vorstellungen derselben scharf und entschieden zu richten.

Und einer solchen Schranke bedurfte der Dichter; sein außerordentlicher Geist suchte von Jugend auf die Höhen und Tiefen, seine Einbildungskraft, seine dichterische Thätigkeit führten ihn ins Weite und Breite; und so leidenschaftlich er

auch hierbei verfuhr, konnte doch bei längerer Erfahrung seinem Scharfblick nicht entgehen, daß ihn diese Eigenschaften auf der Theaterbahn notwendig irre führen müßten.

In Jena waren seine Freunde Zeugen gewesen, mit welcher Anhaltsamkeit und entschiedener Richtung er sich mit Wallenstein beschäftigte. Dieser vor seinem Genie sich immer mehr ausdehnende Gegenstand ward von ihm auf die mannigfaltigste Weise aufgestellt, verknüpft, ausgeführt, bis er sich zuletzt genötigt sah, das Stück in drei Teile zu teilen, wie es darauf erschien; und selbst nachher ließ er nicht ab, Veränderungen zu treffen, damit die Hauptmomente im Engern wirken möchten; da denn die Folge war, daß der Tod Wallensteins auf allen Bühnen und öfter, das Lager und die Piccolomini nicht überall und seltner gegeben wurden.

Don Carlos war schon früher für die Bühne zusammengezogen, und wer dieses Stück, wie es jetzt noch gespielt wird, zusammenhält mit der ersten gedruckten Ausgabe, der wird anerkennen, daß Schiller, wie er im Entwerfen seiner Plane unbegrenzt zu Werke ging, bei einer spätern Redaktion seiner Arbeiten zum theatralischen Zweck durch Ueberzeugung den Mut besaß, streng, ja unbarmherzig mit dem Vorhandenen umzugehen. Hier sollten alle Hauptmomente vor Aug' und Ohr in einem gewissen Zeitraume vorübergehen. Alles andere gab er auf, und doch hat er sich nie in den Raum von drei Stunden einschließen können.

Die Räuber, Kabale und Liebe, Fiesko, Produktionen genialer jugendlicher Ungeduld und Unwillens über einen schweren Erziehungsdruck, hatten bei der Vorstellung, die besonders von Jünglingen und der Menge heftig verlangt wurde, manche Veränderung erleiden müssen. Ueber alle dachte er nach, ob es nicht möglich würde, sie einem mehr geläuterten Geschmack, zu welchem er sich herangebildet hatte, anzuähnlichen. Er pflog hierüber mit sich selbst in langen, schlaflosen Nächten, dann aber auch an heitern Abenden mit Freunden einen liberalen und umständlichen Rat.

Hätte jene Beratungen ein Geschwindschreiber aufbewahrt, so würde man ein merkwürdiges Beispiel produktiver Kritik besitzen. Um desto angenehmer wird Einsichtigen die Selbstunterhaltung Schillers über den projektierten und angefangenen Demetrius entgegenkommen, welches schöne Dokument prüfenden Erschaffens uns im Gefolg seiner Werke aufbewahrt ist. Jene oben benannten drei Stücke jedoch wollte man nicht

anrühren, weil das daran Mißfällige sich zu innig mit Gehalt und Form verwachsen befand und man sie daher auf gut Glück der Folgezeit, wie sie einmal aus einem gewaltsamen Geist entsprungen waren, überliefern mußte.

Schiller hatte nicht lange, in so reifen Jahren, einer Reihe von theatralischen Vorstellungen beigewohnt, als sein thätiger, die Umstände erwägender Geist, ins Ganze arbeitend, den Gedanken faßte, daß man dasjenige, was man an eignen Werken gethan, wohl auch an fremden thun könne; und so entwarf er einen Plan, wie dem deutschen Theater, indem die lebenden Autoren für den Augenblick fortarbeiteten, auch dasjenige zu erhalten wäre, was früher geleistet worden. Der einnehmende Stoff, der anerkannte Gehalt solcher Werke sollte einer Form angenähert werden, die teils der Bühne überhaupt, teils dem Sinn und Geist der Gegenwart gemäß wäre. Aus diesen Betrachtungen entstand in ihm der Vorsatz, Ausruhestunden, die ihm von eignen Arbeiten übrig blieben, in Gesellschaft übereindenkender Freunde planmäßig anzuwenden, daß vorhandene bedeutende Stücke bearbeitet und ein deutsches Theater herausgegeben würde, sowohl für den Leser, welcher bekannte Stücke von einer neuen Seite sollte kennen lernen, als auch für die zahlreichen Bühnen Deutschlands, die dadurch in den Stand gesetzt würden, denen oft leichten Erzeugnissen des Tags einen festen altertümlichen Grund ohne große Anstrengung unterlegen zu können.

Damit nun aber das deutsche Theater auf echt deutschen Boden gegründet werden möge, war Schillers Absicht, zuerst Hermanns Schlacht von Klopstock zu bearbeiten. Das Stück wurde vorgenommen und erregte schon bei dem ersten Anblick manches Bedenken. Schillers Urteil war überhaupt sehr liberal, aber zugleich frei und streng. Die ideellen Forderungen, welche Schiller seiner Natur nach machen mußte, fand er hier nicht befriedigt, und das Stück ward bald zurückgelegt. Die Kritik auf ihrem gegenwärtigen Standpunkte bedarf keines Winkes, um die Bestimmungsgründe zu entfalten.

Gegen Lessings Arbeiten hatte Schiller ein ganz besonderes Verhältnis; er liebte sie eigentlich nicht, ja, Emilie Galotti war ihm zuwider; doch wurde diese Tragödie sowohl als Minna von Barnhelm in das Repertorium aufgenommen. Er wandte sich darauf zu Nathan dem Weisen, und nach seiner Redaktion, wobei er die Kunstfreunde gern mitwirken ließ, erscheint das Stück noch gegen-

wärtig und wird sich lang erhalten, weil sich immer tüchtige Schauspieler finden werden, die sich der Rolle Nathans gewachsen fühlen. Möge doch die bekannte Erzählung, glücklich dargestellt, das deutsche Publikum auf ewige Zeiten erinnern, daß es nicht nur berufen wird, um zu schauen, sondern auch, um zu hören und zu vernehmen. Möge zugleich das darin ausgesprochne göttliche Duldungs- und Schonungsgefühl der Nation heilig und wert bleiben.

Die Gegenwart des vortrefflichen Iffland (1796) gab Gelegenheit zu Abkürzung Egmonts, wie das Stück noch bei uns und an einigen Orten gegeben wird.

Daß auch Schiller bei seiner Redaktion grausam verfahren, davon überzeugt man sich bei Vergleichung nachstehender Szenenfolge mit dem gedruckten Stücke selbst. Die persönliche Gegenwart der Regentin z. E. vermißt unser Publikum ungern; und doch ist in Schillers Arbeit eine solche Konsequenz, daß man nicht gewagt hat, sie wieder einzulegen, weil andre Mißverhältnisse in die gegenwärtige Form sich einschleichen würden.

Egmont.

Erster Aufzug.

Auf einem freien Platz Armbrustschießen. Bei Gelegenheit, daß einer von Egmonts Leuten durch den besten Schuß sich zum Schützenkönige erhebt, seine Gesundheit, sowie die Gesundheiten der Herrschaften getrunken werden, kommen die öffentlichen Angelegenheiten zur Sprache, nebst den Charakteren der höchsten und hohen Personen. Die Gesinnungen des Volks offenbaren sich. Andre Bürger treten auf; man wird von den entstandnen Unruhen unterrichtet. Zu ihnen gesellt sich ein Advokate, der die Privilegien des Volks zur Sprache bringt; hieraus entstehen Zwiespalt und Händel; Egmont tritt auf, besänftigt die Männer und bedroht den Rabulisten. Er zeigt sich als beliebter und geehrter Fürst.

Zweiter Aufzug.

Egmont und sein Geheimschreiber, bei dessen Vorträgen die liberale, freie, kühne Denkart des Helden sich offenbart. Hierauf sucht Oranien seinem Freunde Vorsicht einzuflößen, aber vergebens, und da man die Ankunft des Herzogs Alba vernimmt, ihn zur Flucht zu bereden; abermals vergebens.

Dritter Aufzug.

Die Bürger in Furcht des Bevorstehenden; der Rabulist weissagt Egmonts Schicksal; die spanische Wache tritt auf, das Volk stiebt aus einander.

In einem bürgerlichen Zimmer finden wir Klärchen mit ihrer Liebe zu Egmont beschäftigt. Sie sucht die Neigung ihres Liebhabers Brackenburg abzulehnen; fährt fort, in Freud' und Leid an ihr Verhältnis mit Egmont zu denken; dieser tritt ein, und nun ist nichts anders als Liebe und Lust.

Vierter Aufzug.

Palast. Albas Charakter entwickelt sich in seinen Maßregeln. Ferdinand, dessen natürlicher Sohn, den die Persönlichkeit Egmonts anzieht, wird, damit er sich an Grausamkeiten gewöhne, beordert, diesen gefangen zu nehmen. Egmont und Alba im Gespräch, jener offen, dieser zurückhaltend und zugleich anreizend. Egmont wird gefangen genommen.

Brackenburg in der Dämmerung auf der Straße. Klärchen will die Bürger zur Befreiung Egmonts aufregen, sie entfernen sich furchtsam; Brackenburg, mit Klärchen allein, versucht sie zu beruhigen, aber vergeblich.

Fünfter Aufzug.

Klärchen in ihrem Zimmer allein. Brackenburg bringt die Nachricht von Vorbereitung zu Egmonts Hinrichtung. Klärchen nimmt Gift, Brackenburg entfernt sich, die Lampe verlischt, Klärchens Verscheiden andeutend.

Gefängnis. Egmont allein. Das Todesurteil wird ihm angekündigt. Szene mit Ferdinand, seinem jungen Freunde. Egmont, allein, entschläft. Erscheinung Klärchens im eröffneten Hintergrunde; Trommeln wecken ihn auf; er folgt der Wache, gleichsam als Befehlshaber.

Wegen der letzten Erscheinung Klärchens sind die Meinungen geteilt; Schiller war dagegen, der Autor dafür; nach dem Wunsche des hiesigen Publikums darf sie nicht fehlen.

Da wir bei den gegenwärtigen Betrachtungen nicht chronologisch, sondern nach andern Rücksichten verfahren und vorzüglich Verfasser und Redacteur im Auge behalten, so wenden wir uns zu Stella, welche Schillern gleichfalls

ihre Erscheinung auf dem Theater verdankt. Da das Stück an sich selbst schon einen regelmäßigen, ruhigen Gang hat, so ließ er es in allen seinen Teilen bestehen, verkürzte nur hier und da den Dialog, besonders wo er aus dem Dramatischen ins Idyllische und Elegische überzugehen schien. Denn wie in einem Stück zu viel geschehen kann, so kann auch darin zu viel Empfundenes ausgesprochen werden. Und so ließ sich Schiller durch manche angenehme Stelle nicht verführen, sondern strich sie weg. Sehr gut besetzt, ward das Stück den 15. Januar 1806 zum ersten gegeben und sodann wiederholt; allein bei aufmerksamer Betrachtung kam zur Sprache, daß nach unsern Sitten, die ganz eigentlich auf Monogamie gegründet sind, das Verhältnis eines Mannes zu zwei Frauen, besonders wie es hier zur Erscheinung kommt, nicht zu vermitteln sei und sich daher vollkommen zur Tragödie qualifiziere. Fruchtlos blieb deshalb jener Versuch der verständigen Cäcilie, das Mißverhältnis ins Gleiche zu bringen. Das Stück nahm eine tragische Wendung und endigte auf eine Weise, die das Gefühl befriedigt und die Rührung erhöht. Gegenwärtig ist das Stück ganz vollkommen besetzt, so daß nichts zu wünschen übrig bleibt, und erhielt daher das letzte Mal ungeteilten Beifall.

Doch würde eine solche allgemeine Versicherung Schaubühnen, welche dieses Stück aufzuführen gedächten, von weiter keinem Nutzen sein, deswegen wir über das Einzelne die nötigen Bemerkungen hinzufügen.

Die Rolle des Fernando wird jeder nicht gar zu junge Mann, der Helden- und erste Liebhaberrollen zu spielen berufen ist, gern übernehmen und die leidenschaftliche Verlegenheit, in die er sich gesetzt sieht, mit mannigfaltiger Steigerung auszudrücken suchen.

Die Besetzung der Frauenzimmerrollen ist schon schwieriger; es sind deren fünf, von abgestuften, sorgfältig unterschiednen Charakteren. Die Schauspielerin, welche die Rolle der Stella übernimmt, muß uns eine unzerstörliche Neigung, ihre heiße Liebe, ihren glühenden Enthusiasmus nicht allein darstellen, sie muß uns ihre Gefühle mitteilen, uns mit sich fortreißen.

Cäcilie wird das anfänglich schwach und gedrückt Scheinende bald hinter sich lassen und als eine freie Gemüts- und Verstandsheldin vor uns im größten Glanz erscheinen.

Lucie soll einen Charakter vorstellen, der sich in einem behaglichen Leben frei gebildet hat und den äußern Druck, der auf sie eindringt, nicht empfindet, ja abstößt. Keine Spur von Naseweisheit oder Dünkel darf erscheinen.

Die Postmeisterin ist keine zänkische Alte; sie ist eine junge, heitere, thätige Witwe, die nur wieder heiraten möchte, um besser gehorcht zu sein.

Aennchen. Es ist zu wünschen, daß dieses ein kleines Kind sei; in dem Munde eines solchen, wenn es deutlich spricht, nimmt sich die Entschiedenheit dessen, was es zu sagen hat, sehr gut aus. Kann man diese Figuren dergestalt abstufen, so wird die Tragödie ihre Wirkung nicht verfehlen.

Der erste Akt, der das äußere Leben vorstellt, muß außerordentlich gut eingelernt sein, und selbst die unbedeutendsten Handlungen sollen ein gewisses ästhetisches Geschick verraten; wie denn auch das zweimal ertönende Posthorn kunstmäßig eine angenehme Wirkung thun sollte.

So ist denn auch der Verwalter keineswegs durch einen geringen Akteur zu besetzen, sondern ein vorzüglicher Schauspieler, der die Rolle der ernst zärtlichen Alten spielt, zu diesem Liebesdienst einzuladen.

Bedenkt man die unglaublichen Vorteile, die der Komponist hat, der alle seine Wünsche und Absichten mit tausend Worten und Zeichen in die Partitur einschließen und sie jedem Kunstausübenden verständlich machen kann, so wird man dem dramatischen Dichter auch verzeihen, wenn er das, was er zum Gelingen seiner Arbeit für unumgänglich nötig hält, den Direktionen und Regien ans Herz zu legen trachtet.

———

Die Laune des Verliebten ward im März 1805 aufs Theater gebracht, eben als diese kleine Produktion vierzig Jahre alt war. Hier kommt alles auf die Rolle der Egle an. Findet sich eine gewandte Schauspielerin, die den Charakter völlig ausdrückt, so ist das Stück geborgen und wird gern gesehen. Eine unsrer heitern und angenehmen Schauspielerinnen, die sich nach Breslau begab, brachte es auf das dortige Theater. Ein geistreicher Mann ergriff den Sinn des Charakters und verfaßte einige Stücke dieser Individualität zuliebe. Auch wird es in Berlin gegenwärtig gern gesehen.

Hier mag eine Bemerkung Platz finden, die, wohl beachtet, den Direktionen Vorteil bringen wird. Untersucht

man genau, warum gewisse Stücke, denen einiges Verdienst nicht abzusprechen ist, entweder gar nicht aufs Theater kommen oder, wenn sie eine Zeitlang guten Eindruck darauf gemacht, nach und nach verschwinden, so findet sich, daß die Ursache weder am Stücke noch am Publikum liege, sondern daß die erforderliche Persönlichkeit des Schauspielers abgeht. Es ist daher sehr wohlgethan, wenn man Stücke nicht ganz beiseite legt oder sie aus dem Repertorium wegstreicht. Man behalte sie beständig im Auge, sollte man sie auch jahrelang nicht geben können. Kommt die Zeit, daß sie wieder vollkommen zu besetzen sind, so wird man eine gute Wirkung nicht verfehlen.

So würde z. E. das deutsche Theater eine große Veränderung erleiden, wenn eine Figur wie die berühmte Seylerin mit einem echten, unsrer Zeit gemäß ausgebildeten Talent erschiene: geschwind würden Medea, Semiramis, Kleopatra, Agrippina und andre Heldinnen, die man sich kolossal denken mag, aus dem Grabe auferstehen; andere Rollen daneben würden umgeschaffen werden. Man denke sich eine solche Figur als Orsina, und Emilie Galotti ist ein ganz andres Stück; der Prinz ist entschuldigt, sobald man anerkennt, daß ihm eine solche gewaltsame, herrische Figur zur Last fallen müsse.

Wir wenden uns nun zu den Mitschuldigen. Daß dieses Stück einiges theatralisches Verdienst habe, läßt sich auch daraus abnehmen, daß es, zu einer Zeit, wo es den deutschen Schauspielern noch vor Rhythmen und Reimen bangte, erschienen, in Prosa übersetzt aufs Theater gebracht worden, wo es sich freilich nicht erhalten konnte, weil ihm ein Hauptbestandteil, das Silbenmaß und der Reim, abging. Nunmehr aber, da beides den Schauspielern geläufiger ward, konnte man auch diesen Versuch wagen. Man nahm dem Stück einige Härten, erneuerte das Veraltete, und so erhält es sich noch immer bei vorteilhafter Besetzung. Es kam zugleich mit der Laune des Verliebten im März 1805 auf die Bühne. Schiller war bei den Vorstellungen beirätig, aber erlebte nicht, daß wir im September desselben Jahrs mit dem Rätsel auftraten, welches viel Glück machte, dessen Verfasser aber lange unbekannt bleiben wollte, nachher aber eine Fortsetzung herausgab, welche Stücke sich sämtlich einander halten und tragen.

Man versäume ja nicht auf dem deutschen Theater, wo es ohnehin sehr bunt aussieht, Stücke von ähnlichem Sinn

und Ton neben einander zu stellen, um wenigstens den verschiedenen Abteilungen dramatischer Erzeugnisse eine gewisse Breite zu geben.

Iphigenia kam, nicht ohne Abkürzung, schon 1802 auf die Weimarische Bühne; Tasso, nach langer stiller Vorbereitung, erst 1807. Beide Stücke erhalten sich durch die höchst vorzüglichen, zu den Rollen vollkommen geeigneten Schauspieler und Schauspielerinnen.

Wir sprechen zuletzt von dem im September 1804 zum erstenmal auf dem Theater erschienenen Götz von Berlichingen. Obgleich Schiller diese neue Bearbeitung selbst nicht übernehmen wollte, so wirkte er doch dabei treulich mit und wußte durch seine kühnen Entschließungen dem Verfasser manche Abkürzung zu erleichtern und war mit Rat und That vom ersten Anfang bis zur Vorstellung einwirkend. Da es auf wenigen Theatern aufgeführt wird, so möchte wohl hier der Gang des Stücks kürzlich zu erzählen und die Grundsätze, nach welchen auch diese Redaktion bewirkt worden, im allgemeinen anzudeuten sein.

Erster Aufzug.

Indem von einigen Bauern Bambergische Knechte in der Herberge verhöhnet werden, erfährt man die Feindseligkeiten, in welchen Götz mit dem Bischof begriffen ist. Einige diesem Ritter zugethane Reiter kommen hinzu und erfahren, daß Weislingen, des Bischofs rechte Hand, sich in der Nähe befindet. Sie eilen, es ihrem Herrn zu melden.

Der lauernde Götz erscheint vor einer Waldhütte; ein Stalljunge, Georg, kündigt sich als künftigen Helden an. Bruder Martin beneidet den Krieger, Gatten und Vater. Die Knechte kommen meldend, Götz eilt fort, und der Knabe läßt sich durch ein Heiligenbild beschwichtigen.

Auf Jaxthausen, Götzens Burg, finden wir dessen Frau, Schwester und Sohn. Jene zeigt sich als tüchtige Ritterfrau, die andre als zartfühlend, der Sohn weichlich. Faud meldet, Weislingen sei gefangen, und Götz bring' ihn heran. Die Frauen entfernen sich; beide Ritter treten auf; durch Götzens treuherziges Benehmen und die Erzählung alter Geschichten wird Weislingen gerührt. Maria und Karl treten ein;

das Kind lädt zu Tische, Maria zur Freundschaft; die Ritter geben sich die Hände, Maria steht zwischen ihnen.

Zweiter Aufzug.

Maria und Weislingen treten ein, ihr Verhältnis hat sich geknüpft; Götz und Elisabeth erscheinen, man beschäftigt sich mit Planen und Hoffnungen. Weislingen fühlt sich glücklich in seinen neuen Verhältnissen. Franz, Weislingens Knabe, kommt von Bamberg und erregt alte Erinnerungen sowie ein neues Phantasiebild der gefährlichen Adelheid von Walldorf. Seine Leidenschaft für diese Dame ist nicht zu verkennen, und man fängt an, zu fürchten, er werde seinen Herrn mit fortreißen.

Hans von Selbitz kommt und stellt sich der wackern Hausfrau Elisabeth als einen lustig fahrenden Ritter dar. Götz heißt ihn willkommen; die Nachricht, daß Nürnberger Kaufleute auf die Messe ziehen, läuft ein; man zieht fort. Im Walde finden wir die Nürnberger Kaufleute, sie werden überfallen, beraubt. Durch Georg erfährt Götz, daß Weislingen sich umgekehrt habe. Götz will seinen Verdruß an den gefangnen Kaufleuten ausüben, gibt aber gerührt ein Schmuckkästchen zurück, welches ein Bräutigam seiner Braut bringen will; denn Götz bedenkt traurig, daß er seiner Schwester den Verlust des Bräutigams ankündigen müsse.

Dritter Aufzug.

Zwei Kaufleute erscheinen im Lustgarten zu Augsburg. Maximilian, verdrießlich, weist sie ab; Weislingen macht ihnen Hoffnung und bedient sich der Gelegenheit, den Kaiser gegen Götz und andre unruhige Ritter einzunehmen.

Hierauf entwickelt sich das Verhältnis zwischen Weislingen und seiner Gemahlin Adelheid, die ihn nötigt, unbedingt ihre Weltzwecke zu begünstigen. Die wachsende Leidenschaft des Edelknaben zu ihr, die buhlerischen Künste, ihn anzulocken, sprechen sich aus.

Wir werden nach Jarthausen versetzt. Sickingen wirbt um Maria; Selbitz bringt Nachricht, daß Götz in die Acht erklärt sei. Man greift zu den Waffen. Lerse kündigt sich an; Götz nimmt ihn freudig auf.

Wir werden auf einen Berg geführt; weite Aussicht, verfallene Warte, Burg und Felsen. Eine Zigeunerfamilie,

durch den Kriegszug beunruhigt, exponiert sich und knüpft die folgenden Szenen an einander. Der Hauptmann des Exekutionstrupps kommt an, gibt seine Befehle, macht sich's bequem. Die Zigeuner schmeicheln ihm. Georg überfällt die Höhe; Selbitz wird verwundet herauf gebracht, von Reichsknechten angefallen, von Lerse befreit, von Götz besucht.

Vierter Aufzug.

Jaxthausen. Maria und Sickingen, dazu der siegreiche Götz; er muß befürchten, sich eingeschlossen zu sehen. Maria und Sickingen werden getraut und müssen von der Burg scheiden. Aufforderung, Belagerung, tapfere Gegenwehr, Familientisch; Lerse bringt Nachricht von einer Kapitulation; Verrat.

Weislingens und Adelheidens Wohnung in Augsburg. Nacht. Weislingen verdrießlich. Maskenzug Adelheidens. Es läßt sich bemerken, daß es bei diesem Fest auf den Erzherzog angesehen sei; den eifersüchtigen Franz weiß sie zu beschwichtigen und ihn zu ihren Zwecken zu gebrauchen.

Wirtshaus zu Heilbronn. Rathaus daselbst; Götzens Kühnheit und Trotz. Sickingen befreit ihn. Die bekannten Szenen sind geblieben.

Fünfter Aufzug.

Wald. Götz mit Georg auf dem Anstande, einem Wilde auflauernd. Hier im Freien wird schmerzlich bemerkt, daß Götz nicht über seine Grenze hinaus darf. Man erfährt nun das Unheil des Bauernkrieges. Das wilde Ungetüm rückt sogar heran. Max Stumpf, den sie sich zum Führer mitgeschleppt, weiß sich loszusagen. Götz, halb überredet, halb genötigt, gibt nach, erklärt sich als ihr Hauptmann auf vier Wochen und bricht seinen Bann. Die Bauern entzweien sich, und der Teufel ist los.

Weislingen erscheint an der Spitze von Rittern und Kriegsvolk, gegen die Aufrührer ziehend, vorzüglich aber um Götzen habhaft zu werden und sich vom leidigen Gefühl der Subalternität zu befreien. Zu seiner Gemahlin steht er im schlimmsten Verhältnisse; Franzens entschiedene Leidenschaft zu ihr offenbart sich immer mehr. Götz und Georg in der traurigen Lage, mit Aufrührern verbunden zu sein.

Das heimliche Gericht kündigt sich an. Götz flüchtet zu den Zigeunern und wird von Bundestruppen gefangen genommen.

Adelheidens Schloß. Die Verführerin trennt sich von dem beglückten Knaben, nachdem sie ihn verleitet hat, ihrem Gemahl Gift zu bringen. Ein Gespenst nimmt bald seinen Platz ein, und eine wirksame Szene erfolgt.

Aus diesen nächtlichen Umgebungen werden wir in einen heitern Frühlingsgarten versetzt. Maria schläft in einer Blumenlaube; Lerse tritt zu ihr und bewegt sie, von Weislingen des Bruders Leben zu erflehen.

Weislingens Schloß. Der Sterbende, sodann Maria und Franz. Götzens Todesurteil wird vernichtet, und wir finden den scheidenden Helden im Gärtchen des Gefangenwärters.

Die Maximen der frühern Redaktionen wurden auch hier abermals angewendet. Man verminderte die Szenenveränderungen, gewann mehr Raum zu Entwickelung der Charaktere, sammelte das Darzustellende in größere Massen und näherte mit vielen Aufopferungen das Stück einer echten Theatergestalt. Warum es aber auch in dieser Form sich auf der deutschen Bühne nicht verbreitet hat, hierüber wird man sich in der Folge zu verständigen suchen; so wie man nicht abgeneigt ist, von der Aufnahme der Theaterstücke mehrerer deutschen Autoren, deren Behandlung und Erhaltung auf der Bühne Rechenschaft zu geben.

Sollten jedoch diese Aeußerungen eine günstige Aufnahme finden, so ist man willens, zuerst über die Einführung ausländischer Stücke, wie sie auf dem Weimarischen Theater stattgefunden, sich zu erklären. Dergleichen sind griechische und gräzisierende, französische, englische, italienische und spanische Stücke; ferner Terenzische und Plautinische Komödien, wobei man Masken angewendet.

Am nötigsten wäre vielleicht, sich über Shakespeare zu erklären und das Vorurteil zu bekämpfen, daß man die Werke des außerordentlichen Mannes in ihrer ganzen Breite und Länge auf das deutsche Theater bringen müsse. Diese falsche Maxime hat die ältern Schröderschen Bearbeitungen verdrängt und neue, zu gedeihen, verhindert.

Es muß mit Gründen, aber laut und kräftig, ausgesprochen werden, daß in diesem Falle, wie in so manchem andern,

der Leser sich vom Zuschauer und Zuhörer trennen müsse: jeder hat seine Rechte, und keiner darf sie dem andern verkümmern.

Shakespeare und kein Ende.

Es ist über Shakespeare schon so viel gesagt, daß es scheinen möchte, als wäre nichts mehr zu sagen übrig; und doch ist dies die Eigenschaft des Geistes, daß er den Geist ewig anregt. Diesmal will ich Shakespeare von mehr als einer Seite betrachten, und zwar erstlich als Dichter überhaupt; sodann verglichen mit den Alten und den Neusten, und zuletzt als eigentlichen Theaterdichter. Ich werde zu entwickeln suchen, was die Nachahmung seiner Art auf uns gewirkt und was sie überhaupt wirken kann. Ich werde meine Beistimmung zu dem, was schon gesagt ist, dadurch geben, daß ich es allenfalls wiederhole, meine Abstimmung aber kurz und positiv ausdrücken, ohne mich in Streit und Widerspruch zu verwickeln. Hier sei also von jenem ersten Punkt zuvörderst die Rede.

I.

Shakespeare als Dichter überhaupt.

Das Höchste, wozu der Mensch gelangen kann, ist das Bewußtsein eigner Gesinnungen und Gedanken, das Erkennen seiner selbst, welches ihm die Einleitung gibt, auch fremde Gemütsarten innig zu erkennen. Nun gibt es Menschen, die mit einer natürlichen Anlage hiezu geboren sind und solche durch Erfahrung zu praktischen Zwecken ausbilden. Hieraus entsteht die Fähigkeit, der Welt und den Geschäften im höhern Sinn etwas abzugewinnen. Mit jener Anlage nun wird auch der Dichter geboren, nur daß er sie nicht zu unmittelbaren, irdischen Zwecken, sondern zu einem höhern, geistigen, allgemeinen Zweck ausbildet. Nennen wir nun Shakespeare einen der größten Dichter, so gestehen wir zugleich, daß nicht leicht jemand die Welt so gewahrte wie er, daß nicht leicht jemand, der sein inneres Anschauen aussprach, den Leser in höherm Grade mit in das Bewußtsein der Welt versetzt. Sie wird für uns völlig durchsichtig: wir finden uns auf einmal als Vertraute der Tugend und des Lasters, der Größe,

der Kleinheit, des Adels, der Verworfenheit, und dieses alles, ja noch mehr, durch die einfachsten Mittel. Fragen wir aber nach diesen Mitteln, so scheint es, als arbeite er für unsre Augen; aber wir sind getäuscht: Shakespeares Werke sind nicht für die Augen des Leibes. Ich will mich zu erklären suchen.

Das Auge mag wohl der klarste Sinn genannt werden, durch den die leichteste Ueberlieferung möglich ist. Aber der innere Sinn ist noch klärer, und zu ihm gelangt die höchste und schnellste Ueberlieferung durchs Wort; denn dieses ist eigentlich fruchtbringend, wenn das, was wir durchs Auge auffassen, an und für sich fremd und keineswegs so tiefwirkend vor uns steht. Shakespeare nun spricht durchaus an unsern innern Sinn; durch diesen belebt sich zugleich die Bilderwelt der Einbildungskraft, und so entspringt eine vollständige Wirkung, von der wir uns keine Rechenschaft zu geben wissen; denn hier liegt eben der Grund von jener Täuschung, als begebe sich alles vor unsern Augen. Betrachtet man aber die Shakespeareschen Stücke genau, so enthalten sie viel weniger sinnliche That als geistiges Wort. Er läßt geschehen, was sich leicht imaginieren läßt, ja, was besser imaginiert als gesehen wird. Hamlets Geist, Macbeths Hexen, manche Grausamkeiten erhalten ihren Wert durch die Einbildungskraft, und die vielfältigen kleinen Zwischenszenen sind bloß auf sie berechnet. Alle solche Dinge gehen beim Lesen leicht und gehörig an uns vorbei, da sie bei der Vorstellung lasten und störend, ja widerlich erscheinen.

Durchs lebendige Wort wirkt Shakespeare, und dies läßt sich beim Vorlesen am besten überliefern: der Hörer wird nicht zerstreut, weder durch schickliche noch unschickliche Darstellung. Es gibt keinen höhern Genuß und keinen reinern, als sich mit geschlossenen Augen durch eine natürlich richtige Stimme ein Shakespearesches Stück nicht deklamieren, sondern rezitieren zu lassen. Man folgt dem schlichten Faden, an dem er die Ereignisse abspinnt. Nach der Bezeichnung der Charaktere bilden wir uns zwar gewisse Gestalten, aber eigentlich sollen wir durch eine Folge von Worten und Reden erfahren, was im Innern vorgeht, und hier scheinen alle Mitspielenden sich verabredet zu haben, uns über nichts im Dunkeln, im Zweifel zu lassen. Dazu konspirieren Helden und Kriegsknechte, Herren und Sklaven, Könige und Boten, ja die untergeordneten Figuren wirken hier oft thätiger als die

Hauptgestalten. Alles, was bei einer großen Weltbegebenheit heimlich durch die Lüfte säuselt, was in Momenten ungeheurer Ereignisse sich in dem Herzen der Menschen verbirgt, wird ausgesprochen; was ein Gemüt ängstlich verschließt und versteckt, wird hier frei und flüssig an den Tag gefördert; wir erfahren die Wahrheit des Lebens und wissen nicht, wie.

Shakespeare gesellt sich zum Weltgeist; er durchdringt die Welt wie jener; beiden ist nichts verborgen. Aber wenn des Weltgeists Geschäft ist, Geheimnisse vor, ja oft nach der That zu bewahren, so ist es der Sinn des Dichters, das Geheimnis zu verschwätzen und uns vor oder doch gewiß in der That zu Vertrauten zu machen. Der lasterhafte Mächtige, der wohldenkende Beschränkte, der leidenschaftlich Hingerissene, der ruhig Betrachtende, alle tragen ihr Herz in der Hand, oft gegen alle Wahrscheinlichkeit; jedermann ist redsam und redselig. Genug, das Geheimnis muß heraus, und sollten es die Steine verkünden. Selbst das Unbelebte drängt sich hinzu; alles Untergeordnete spricht mit: die Elemente, Himmel-, Erd- und Meerphänomene, Donner und Blitz, wilde Tiere erheben ihre Stimme, oft scheinbar als Gleichnis, aber ein wie das andre Mal mithandelnd.

Aber auch die zivilisierte Welt muß ihre Schätze hergeben; Künste und Wissenschaften, Handwerke und Gewerbe, alles reicht seine Gaben dar. Shakespeares Dichtungen sind ein großer, belebter Jahrmarkt, und diesen Reichtum hat er seinem Vaterlande zu danken.

Ueberall ist England, das meerumflossene, von Nebel und Wolken umzogene, nach allen Weltgegenden thätige. Der Dichter lebt zur würdigen und wichtigen Zeit und stellt ihre Bildung, ja Verbildung mit großer Heiterkeit uns dar; ja, er würde nicht so sehr auf uns wirken, wenn er sich nicht seiner lebendigen Zeit gleichgestellt hätte. Niemand hat das materielle Kostüm mehr verachtet als er; er kennt recht gut das innere Menschenkostüm, und hier gleichen sich alle. Man sagt, er habe die Römer vortrefflich dargestellt; ich finde es nicht; es sind lauter eingefleischte Engländer, aber freilich Menschen sind es, Menschen von Grund aus, und denen paßt wohl auch die römische Toga. Hat man sich einmal hierauf eingerichtet, so findet man seine Anachronismen höchst lobenswürdig, und gerade daß er gegen das äußere Kostüm verstößt, das ist es, was seine Werke so lebendig macht.

Und so sei es genug an diesen wenigen Worten, wo-

durch Shakespeares Verdienst keineswegs erschöpft ist. Seine Freunde und Verehrer werden noch manches hinzuzusetzen haben. Doch stehe noch eine Bemerkung hier: schwerlich wird man einen Dichter finden, dessen einzelnen Werken jedesmal ein andrer Begriff zu Grunde liegt und im Ganzen wirksam ist, wie an den seinigen sich nachweisen läßt.

So geht durch den ganzen Koriolan der Aerger durch, daß die Volksmasse den Vorzug der Bessern nicht anerkennen will. Im Cäsar bezieht sich alles auf den Begriff, daß die Bessern den obersten Platz nicht wollen eingenommen sehen, weil sie irrig wähnen, in Gesamtheit wirken zu können. Antonius und Kleopatra spricht mit tausend Zungen, daß Genuß und That unverträglich sei. Und so würde man bei weiterer Untersuchung ihn noch öfter zu bewundern haben.

II.

Shakespeare, verglichen mit den Alten und Neusten.

Das Interesse, welches Shakespeares großen Geist belebt, liegt innerhalb der Welt; denn wenn auch Wahrsagung und Wahnsinn, Träume, Ahnungen, Wunderzeichen, Feen und Gnomen, Gespenster, Unholde und Zauberer ein magisches Element bilden, das zur rechten Zeit seine Dichtungen durchschwebt, so sind doch jene Truggestalten keineswegs Hauptingredienzien seiner Werke, sondern die Wahrheit und Tüchtigkeit seines Lebens ist die große Base, worauf sie ruhen; deshalb uns alles, was sich von ihm herschreibt, so echt und kernhaft erscheint. Man hat daher schon eingesehen, daß er nicht sowohl zu den Dichtern der neuern Welt, welche man die romantische genannt hat, sondern vielmehr zu jenen der naiven Gattung gehöre, da sein Wert eigentlich auf der Gegenwart ruht und er kaum von der zartesten Seite, ja nur mit der äußersten Spitze an die Sehnsucht grenzt.

Desohngeachtet aber ist er, näher betrachtet, ein entschieden moderner Dichter, von den Alten durch eine ungeheure Kluft getrennt, nicht etwa der äußern Form nach, welche hier ganz zu beseitigen ist, sondern dem innersten, tiefsten Sinne nach.

Zuvörderst aber verwahre ich mich und sage, daß keineswegs meine Absicht sei, nachfolgende Terminologie als erschöpfend und abschließend zu gebrauchen; vielmehr soll es nur ein Versuch sein, zu andern, uns schon bekannten Gegen-

sätzen nicht sowohl einen neuen hinzuzufügen, als, daß er schon in jenen enthalten sei, anzudeuten. Diese Gegensätze sind:

Antik,	Modern.
Naiv,	Sentimental.
Heidnisch,	Christlich.
Heldenhaft,	Romantisch.
Real,	Ideal.
Notwendigkeit,	Freiheit.
Sollen,	Wollen.

Die größten Qualen, so wie die meisten, welchen der Mensch ausgesetzt sein kann, entspringen aus den einem jeden inwohnenden Mißverhältnissen zwischen Sollen und Wollen, sodann aber zwischen Sollen und Vollbringen, Wollen und Vollbringen; und diese sind es, die ihn auf seinem Lebensgange so oft in Verlegenheit setzen. Die geringste Verlegenheit, die aus einem leichten Irrtum, der unerwartet und schadlos gelöst werden kann, entspringt, gibt die Anlage zu lächerlichen Situationen. Die höchste Verlegenheit hingegen, unauflöslich oder unaufgelöst, bringt uns die tragischen Momente dar.

Vorherrschend in den alten Dichtungen ist das Unverhältnis zwischen Sollen und Vollbringen, in den neuern zwischen Wollen und Vollbringen. Man nehme diesen durchgreifenden Unterschied unter die übrigen Gegensätze einsweilen auf und versuche, ob sich damit etwas leisten lasse. Vorherrschend, sagte ich, sind in beiden Epochen bald diese, bald jene Seite; weil aber Sollen und Wollen im Menschen nicht radikal getrennt werden kann, so müssen überall beide Ansichten zugleich, wenn schon die eine vorwaltend und die andre untergeordnet, gefunden werden. Das Sollen wird dem Menschen auferlegt; das Muß ist eine harte Nuß; das Wollen legt der Mensch sich selbst auf; des Menschen Wille ist sein Himmelreich. Ein beharrendes Sollen ist lästig, Unvermögen des Vollbringens fürchterlich, ein beharrliches Wollen erfreulich, und bei einem festen Willen kann man sich sogar über das Unvermögen des Vollbringens getröstet sehen.

Betrachte man als eine Art Dichtung die Kartenspiele; auch diese bestehen aus jenen beiden Elementen. Die Form des Spiels, verbunden mit dem Zufalle, vertritt hier die Stelle des Sollens, gerade wie es die Alten unter der Form des Schicksals kannten; das Wollen, verbunden mit der Fähigkeit

des Spielers, wirkt ihm entgegen. In diesem Sinn möchte ich das Whistspiel antik nennen. Die Form dieses Spiels beschränkt den Zufall, ja, das Wollen selbst. Ich muß bei gegebenen Mit- und Gegenspielern mit den Karten, die mir in die Hand kommen, eine lange Reihe von Zufällen lenken, ohne ihnen ausweichen zu können. Beim l'Hombre und ähnlichen Spielen findet das Gegenteil statt. Hier sind meinem Wollen und Wagen gar viele Thüren gelassen; ich kann die Karten, die mir zufallen, verleugnen, in verschiedenem Sinne gelten lassen, halb oder ganz verwerfen, vom Glück Hilfe rufen, ja, durch ein umgekehrtes Verfahren aus den schlechtesten Blättern den größten Vorteil ziehen; und so gleichen diese Art Spiele vollkommen der modernen Denk- und Dichtart.

Die alte Tragödie beruht auf einem unausweichlichen Sollen, das durch ein entgegenwirkendes Wollen nur geschärft und beschleunigt wird. Hier ist der Sitz alles Furchtbaren der Orakel, die Region, in welcher Oedipus über alle thront. Zarter erscheint uns das Sollen als Pflicht in der Antigone; und in wie viele Formen verwandelt tritt es nicht auf! Aber alles Sollen ist despotisch, es gehöre der Vernunft an, wie das Sitten- und Stadtgesetz; oder der Natur, wie die Gesetze des Werdens, Wachsens und Vergehens, des Lebens und Todes. Vor allem diesem schaudern wir, ohne zu bedenken, daß das Wohl des Ganzen dadurch bezielt sei. Das Wollen hingegen ist frei, scheint frei und begünstigt den einzelnen. Daher ist das Wollen schmeichlerisch und mußte sich der Menschen bemächtigen, sobald sie es kennen lernten. Es ist der Gott der neuen Zeit; ihm hingegeben, fürchten wir uns vor dem Entgegengesetzten, und hier liegt der Grund, warum unsre Kunst so wie unsre Sinnesart von der antiken ewig getrennt bleibt. Durch das Sollen wird die Tragödie groß und stark, durch das Wollen schwach und klein. Auf dem letzten Wege ist das sogenannte Drama entstanden, in dem man das ungeheure Sollen durch ein Wollen auflöste; aber eben weil dieses unsrer Schwachheit zu Hilfe kommt, so fühlen wir uns gerührt, wenn wir nach peinlicher Erwartung zuletzt noch kümmerlich getröstet werden.

Wende ich mich nun nach diesen Vorbetrachtungen zu Shakespeare, so muß der Wunsch entspringen, daß meine Leser selbst Vergleichung und Anwendung übernehmen möchten. Hier tritt Shakespeare einzig hervor, indem er das Alte und Neue auf eine überschwengliche Weise verbindet. Wollen

und Sollen suchen sich durchaus in seinen Stücken ins Gleichgewicht zu setzen; beide bekämpfen sich mit Gewalt, doch immer so, daß das Wollen im Nachteile bleibt.

Niemand hat vielleicht herrlicher als er die erste große Verknüpfung des Wollens und Sollens im individuellen Charakter dargestellt. Die Person, von der Seite des Charakters betrachtet, soll; sie ist beschränkt, zu einem Besondern bestimmt; als Mensch aber will sie. Sie ist unbegrenzt und fordert das Allgemeine. Hier entspringt schon ein innerer Konflikt, und diesen läßt Shakespeare vor allen andern hervortreten. Nun aber kommt ein äußerer hinzu, und der erhitzt sich öfters dadurch, daß ein unzulängliches Wollen durch Veranlassungen zum unerläßlichen Sollen erhöht wird. Diese Maxime habe ich früher an Hamlet nachgewiesen; sie wiederholt sich aber bei Shakespeare: denn wie Hamlet durch den Geist, so kommt Macbeth durch Hexen, Hekate und die Ueberhexe, sein Weib, Brutus durch die Freunde in eine Klemme, der sie nicht gewachsen sind; ja sogar im Koriolan läßt sich das Aehnliche finden; genug, ein Wollen, das über die Kräfte eines Individuums hinausgeht, ist modern. Daß es aber Shakespeare nicht von innen entspringen, sondern durch äußere Veranlassung aufregen läßt, dadurch wird es zu einer Art von Sollen und nähert sich dem Antiken. Denn alle Helden des dichterischen Altertums wollen nur das, was Menschen möglich ist, und daher entspringt das schöne Gleichgewicht zwischen Wollen, Sollen und Vollbringen; doch steht ihr Sollen immer zu schroff da, als daß es uns, wenn wir es auch bewundern, anmuten könnte. Eine Notwendigkeit, die mehr oder weniger oder völlig alle Freiheit ausschließt, verträgt sich nicht mehr mit unsern Gesinnungen; diesen hat jedoch Shakespeare auf seinem Wege sich genähert; denn indem er das Notwendige sittlich macht, so verknüpft er die alte und neue Welt zu unserm freudigen Erstaunen. Ließe sich etwas von ihm lernen, so wäre hier der Punkt, den wir in seiner Schule studieren müßten. Anstatt unsre Romantik, die nicht zu schelten noch zu verwerfen sein mag, über die Gebühr ausschließlich zu erheben und ihr einseitig nachzuhängen, wodurch ihre starke, derbe, tüchtige Seite verkannt und verderbt wird, sollten wir suchen, jenen großen, unvereinbar scheinenden Gegensatz um so mehr in uns zu vereinigen, als ein großer und einziger Meister, den wir so höchlich schätzen und oft, ohne zu wissen warum, über alles

präkonisieren, das Wunder wirklich schon geleistet hat. Freilich hatte er den Vorteil, daß er zur rechten Erntezeit kam, daß er in einem lebensreichen, protestantischen Lande wirken durfte, wo der bigotte Wahn eine Zeitlang schwieg, so daß einem wahren Naturfrommen, wie Shakespeare, die Freiheit blieb, sein reines Innere ohne Bezug auf irgend eine bestimmte Religion religios zu entwickeln.

Vorstehendes ward im Sommer 1813 geschrieben, und man will daran nicht markten noch mäkeln, sondern nur an das oben Gesagte erinnern: daß Gegenwärtiges gleichfalls ein einzelner Versuch sei, um zu zeigen, wie die verschiedenen poetischen Geister jenen ungeheuern und unter so viel Gestalten hervortretenden Gegensatz auf ihre Weise zu vereinigen und aufzulösen gesucht. Mehreres zu sagen, wäre um so überflüssiger, als man seit gedachter Zeit auf diese Frage von allen Seiten aufmerksam gemacht worden und wir darüber vortreffliche Erklärungen erhalten haben. Vor allen gedenke ich Blümners höchst schätzbare Abhandlung „Ueber die Idee des Schicksals in den Tragödien des Aeschylus“ und deren fürtreffliche Rezension in den Ergänzungsblättern der Jenaischen Litteraturzeitung. Worauf ich mich denn ohne weiteres zu dem dritten Punkt wende, welcher sich unmittelbar auf das deutsche Theater bezieht, und auf jenen Vorsatz, welchen Schiller gefaßt, dasselbe auch für die Zukunft zu begründen.

III.

Shakespeare als Theaterdichter.

(1826.)

Wenn Kunstliebhaber und Freunde irgend ein Werk freudig genießen wollen, so ergötzen sie sich am Ganzen und durchdringen sich von der Einheit, die ihm der Künstler geben können. Wer hingegen theoretisch über solche Arbeiten sprechen, etwas von ihnen behaupten und also lehren und belehren will, dem wird Sondern zur Pflicht. Diese glaubten wir zu erfüllen, indem wir Shakespeare erst als Dichter überhaupt betrachteten und sodann mit den Alten und den Neusten verglichen. Nun aber gedenken wir unsern Vorsatz dadurch abzuschließen, daß wir ihn als Theaterdichter betrachten.

Shakespeares Name und Verdienst gehören in die Geschichte der Poesie; aber es ist eine Ungerechtigkeit gegen alle Theaterdichter früherer und späterer Zeiten, sein ganzes Verdienst in der Geschichte des Theaters aufzuführen.

Ein allgemein anerkanntes Talent kann von seinen Fähigkeiten einen Gebrauch machen, der problematisch ist. Nicht alles, was der Vortreffliche thut, geschieht auf die vortrefflichste Weise. So gehört Shakespeare notwendig in die Geschichte der Poesie; in der Geschichte des Theaters tritt er nur zufällig auf. Weil man ihn dort unbedingt verehren kann, so muß man hier die Bedingungen erwägen, in die er sich fügte, und diese Bedingungen nicht als Tugenden oder als Muster anpreisen.

Wir unterscheiden nahverwandte Dichtungsarten, die aber bei lebendiger Behandlung oft zusammenfließen: Epos, Dialog, Drama, Theaterstück lassen sich sondern. Epos fordert mündliche Ueberlieferungen an die Menge durch einen einzelnen; Dialog Gespräch in geschlossener Gesellschaft, wo die Menge allenfalls zuhören mag; Drama Gespräch in Handlungen, wenn es auch nur vor der Einbildungskraft geführt würde; Theaterstück alles dreies zusammen, insofern es den Sinn des Auges mit beschäftigt und unter gewissen Bedingungen örtlicher und persönlicher Gegenwart faßlich werden kann.

Shakespeares Werke sind in diesem Sinne am meisten dramatisch; durch seine Behandlungsart, das innerste Leben hervorzukehren, gewinnt er den Leser; die theatralischen Forderungen erscheinen ihm nichtig, und so macht er sich's bequem, und man läßt sich's, geistig genommen, mit ihm bequem werden. Wir springen mit ihm von Lokalität zu Lokalität, unsere Einbildungskraft ersetzt alle Zwischenhandlungen, die er ausläßt, ja, wir wissen ihm Dank, daß er unsere Geisteskräfte auf eine so würdige Weise anregt. Dadurch, daß er alles unter der Theaterform vorbringt, erleichtert er der Einbildungskraft die Operation; denn mit den „Brettern, die die Welt bedeuten", sind wir bekannter, als mit der Welt selbst, und wir mögen das Wunderlichste lesen und hören, so meinen wir, das könne auch da droben einmal vor unsern Augen vorgehen; daher die so oft mißlungene Bearbeitung von beliebten Romanen in Schauspielen.

Genau aber genommen, so ist nichts theatralisch, als was für die Augen zugleich symbolisch ist: eine wichtige

Handlung, die auf eine noch wichtigere deutet. Daß Shakespeare auch diesen Gipfel zu erfassen gewußt, bezeugt jener Augenblick, wo dem totkranken schlummernden König der Sohn und Nachfolger die Krone von seiner Seite wegnimmt, sie aufsetzt und damit fortstolziert. Dieses sind aber nur Momente, ausgesäte Juwelen, die durch viel Untheatralisches aus einander gehalten werden. Shakespeares ganze Verfahrungsart findet an der eigentlichen Bühne etwas Widerstrebendes; sein großes Talent ist das eines Epitomators, und da der Dichter überhaupt als Epitomator der Natur erscheint, so müssen wir auch hier Shakespeares großes Verdienst anerkennen; nur leugnen wir dabei, und zwar zu seinen Ehren, daß die Bühne ein würdiger Raum für sein Genie gewesen. Indessen veranlaßt ihn gerade diese Bühnenenge zu eigner Begrenzung. Hier aber nicht, wie andere Dichter, wählt er sich zu einzelnen Arbeiten besondere Stoffe, sondern er legt einen Begriff in den Mittelpunkt und bezieht auf diesen die Welt und das Universum. Wie er alte und neue Geschichte in die Enge zieht, kann er den Stoff von jeder Chronik brauchen, an die er sich oft sogar wörtlich hält. Nicht so gewissenhaft verfährt er mit den Novellen, wie uns Hamlet bezeugt. Romeo und Julie bleibt der Ueberlieferung getreuer; doch zerstört er den tragischen Gehalt derselben beinahe ganz durch die zwei komischen Figuren Mercutio und die Amme, wahrscheinlich von zwei beliebten Schauspielern, die Amme wohl auch von einer Mannsperson gespielt. Betrachtet man die Oekonomie des Stücks recht genau, so bemerkt man, daß diese beiden Figuren, und was an sie grenzt, nur als possenhafte Intermezzisten auftreten, die uns bei unserer folgerechten, Uebereinstimmung liebenden Denkart auf der Bühne unerträglich sein müssen.

Am merkwürdigsten erscheint jedoch Shakespeare, wenn er schon vorhandene Stücke redigiert und zusammenschneidet. Bei König Johann und Lear können wir diese Vergleichung anstellen; denn die ältern Stücke sind noch übrig. Aber auch in diesen Fällen ist er wieder mehr Dichter überhaupt, als Theaterdichter.

Lasset uns denn aber zum Schluß zur Auflösung des Rätsels schreiten. Die Unvollkommenheit der englischen Bretterbühne ist uns durch kenntnisreiche Männer vor Augen gestellt. Es ist keine Spur von der Natürlichkeitsforderung, in die wir nach und nach durch Verbesserung der Maschinerie,

der perspektivischen Kunst und der Garderobe hineingewachsen sind und von wo man uns wohl schwerlich in jene Kindheit der Anfänge wieder zurückführen dürfte: vor ein Gerüste, wo man wenig sah, wo alles nur bedeutete, wo sich das Publikum gefallen ließ, hinter einem grünen Vorhang das Zimmer des Königs anzunehmen, den Trompeter, der an einer gewissen Stelle immer trompetete, und was dergleichen mehr ist. Wer will sich nun gegenwärtig so etwas zumuten lassen? Unter solchen Umständen waren Shakespeares Stücke höchst interessante Märchen, nur von mehreren Personen erzählt, die sich, um etwas mehr Eindruck zu machen, charakteristisch maskiert hatten, sich, wie es not that, hin und her bewegten, kamen und gingen, dem Zuschauer jedoch überließen, sich auf der öden Bühne nach Belieben Paradies und Paläste zu imaginieren.

Wodurch erwarb sich denn Schröder das große Verdienst, Shakespeares Stücke auf die deutsche Bühne zu bringen, als daß er der Epitomator des Epitomators wurde? Schröder hielt sich ganz allein ans Wirksame; alles andere warf er weg, ja sogar manches Notwendige, wenn es ihm die Wirkung auf seine Nation, auf seine Zeit zu stören schien. So ist es z. B. wahr, daß er durch Weglassung der ersten Szene des Königs Lear den Charakter des Stücks aufgehoben; aber er hatte doch recht: denn in dieser Szene erscheint Lear so absurd, daß man seinen Töchtern in der Folge nicht ganz unrecht geben kann. Der Alte jammert einen, aber Mitleid hat man nicht mit ihm, und Mitleid wollte Schröder erregen, sowie Abscheu gegen die zwar unnatürlichen, aber doch nicht durchaus zu scheltenden Töchter.

In dem alten Stücke, welches Shakespeare redigiert, bringt diese Szene im Verlaufe des Stücks die lieblichsten Wirkungen hervor. Lear entflieht nach Frankreich; Tochter und Schwiegersohn, aus romantischer Grille, machen verkleidet irgend eine Wallfahrt ans Meer und treffen den Alten, der sie nicht erkennt. Hier wird alles süß, was Shakespeares hoher tragischer Geist uns verbittert hat. Eine Vergleichung dieser Stücke macht dem denkenden Kunstfreunde immer aufs neue Vergnügen.

Nun hat sich aber seit vielen Jahren das Vorurteil in Deutschland eingeschlichen, daß man Shakespeare auf der deutschen Bühne Wort für Wort aufführen müsse, und wenn Schauspieler und Zuschauer daran erwürgen sollten. Die

Versuche, durch eine vortreffliche, genaue Uebersetzung veranlaßt, wollten nirgends gelingen, wovon die Weimarische Bühne bei redlichen und wiederholten Bemühungen das beste Zeugnis ablegen kann. Will man ein Shakespearisch Stück sehen, so muß man wieder zu Schröders Bearbeitung greifen; aber die Redensart, daß auch bei der Vorstellung von Shakespeare kein Jota zurückbleiben dürfe, so sinnlos sie ist, hört man immer widerklingen. Behalten die Verfechter dieser Meinung die Oberhand, so wird Shakespeare in wenigen Jahren ganz von der deutschen Bühne verdrängt sein, welches denn auch kein Unglück wäre; denn der einsame oder gesellige Leser wird an ihm desto reinere Freude empfinden.

Um jedoch in dem Sinne, wie wir oben weitläufig gesprochen, einen Versuch zu machen, hat man Romeo und Julie für das Weimarische Theater redigiert. Die Grundsätze, wonach solches geschehen, wollen wir ehestens entwickeln, woraus sich denn vielleicht auch ergeben wird, warum diese Redaktion, deren Vorstellung keineswegs schwierig ist, jedoch kunstmäßig und genau behandelt werden muß, auf dem deutschen Theater nicht gegriffen. Versuche ähnlicher Art sind im Werke, und vielleicht bereitet sich für die Zukunft etwas vor, da ein häufiges Bemühen nicht immer auf den Tag wirkt.

Erste Ausgabe des Hamlet.

The first edition of the Tragedy of Hamlet, by William Shakespeare London 1603. Wiederabgedruckt bei Fleischer, Leipzig 1825.

Shakespeares leidenschaftliche Freunde erhalten hiermit ein großes Geschenk. Das erste, unbefangene Lesen gab mir einen wundersamen Eindruck. Es war das alte, ehrwürdige Bekannte wieder, an Gang und Schritt nichts verändert, die kräftigsten, wirksamsten Hauptstellen der ersten genialen Hand unberührt. Das Stück war höchst behaglich und ohne Anstoß zu lesen, man glaubte in einer völlig bekannten Welt zu sein; demohngeachtet aber empfand sich dabei etwas Eigenes, das sich nicht aussprechen ließ und zu einer nähern Betrachtung, ja einer genauern Vergleichung Anlaß gab. Hievon flüchtig nur ein weniges.

Da wäre denn vorerst bemerklich, daß keine Lokalität ausgesprochen, von Theaterdekoration nicht die Rede sei, eben so wenig von Akt- und Szenen-Teilung: alles ist mit Enter und Exit abgethan. Die Einbildungskraft hat freies Spiel, und man ließe sich allenfalls die alte naive englische Bühne gefallen; alles geht hinter einander unaufhaltsam seinen sittlich-leidenschaftlichen Gang, und man nimmt sich die Zeit nicht, um an Oertlichkeiten zu denken.

In der neuern, uns längst bekannten Bearbeitung aber findet sich die Abteilung in Akte und Szenen; auch sind Lokalitäten und Dekoration ausgesprochen; ob dies von ihm oder nachfolgenden Regisseurs geschehen, lassen wir dahingestellt sein.

Polonius der zweiten Bearbeitung heißt Corambis in der ersten, und die Rolle scheint durch diese Kleinigkeit einen andern Charakter anzunehmen.

Die unbedeutenden, beinahe Statisten-Rollen waren erst durch Zahlen bezeichnet; hier finden wir sie durch Namen zu Ehren und Bedeutung gebracht; wo wir an Schiller erinnert wurden, der im Tell die Bäuerinnen benamsete und ihnen einige Worte zu sprechen gab, damit es annehmbare Rollen würden. So verfährt hier der Dichter mit Wachen und Hofleuten.

Finden wir in der ersten Ausgabe ein lose niedergeschriebenes Silbenmaß, so ist dasselbe in der neuern mehrfach, doch ohne Pedanterie, reguliert, rhythmische Stellen zu fünffüßigen Jamben abgeteilt, doch halbe und Viertelverse nicht vermieden.

So viel von den offenbarsten Aeußerlichkeiten; eine Vergleichung der innern Verhältnisse wird einem jeden Liebhaber bei eigenem Betrachten zugute kommen. Hier nur einige Andeutungen.

Von des außerordentlichen Mannes geistiger Hand zuerst nur leicht umrissene Stellen finden wir bedächtiger ausgeführt, und zwar auf eine Weise, die wir als notwendig billigen und bewundern müssen. Ferner treffen wir auf erfreuliche Amplifikationen, die nicht gerade gefordert werden, aber höchst willkommen sind. Hie und da gewahren wir kaum merkbare, aber höchst belebende Aspersionen, leicht verbindende Zwischenzüge, ja sogar bedeutende Transpositionen zu höchst wirksamem Vortrag, alles meisterhaft, geistreich und empfunden, alles zu Erwärmung des Gefühls, zu Aufklärung des Anschauens.

Durchaus bewundern wir die Sicherheit der ersten Arbeit, die ohne langes Bedenken, einer lebendig leuchtenden Erfindung gemäß, wie aus dem Stegreif hingegossen erscheint. Und welche Vorzüge der Dichter auch seinem Werke späterhin erteilt und was für Abweichungen er beliebt hat, so finden wir doch nirgends ein eigentliches Pentiment, keine bedeutende Auslassung noch Abänderung; nur sind hie und da einige allzu derbe Naivetäten ausgelöscht.

Zum Schlusse aber gedenken wir eines merkwürdigen Unterschiedes in dem Kostüm des Geistes. Dieser tritt zuerst auf, wie wir ihn kennen, vom Kopf bis zur Zehe gewaffnet, mit offenem Visier, von ernstem, bänglichen Gesicht, blaß und scharfen Blicks. So erscheint er auf der Terrasse, wo die Schloßwache auf und ab geht und wo er seine Krieger oft mag gemustert haben.

Nun aber ins innerste Gemach (Closet) der Königin versetzt, finden wir Mutter und Sohn in dem bekannten Gespräch und endlich die alten Worte:

Königin. Hamlet, du brichst mein Herz!

Hamlet. O, wirf den schlechten Teil hinweg und behalte den bessern!

Dann aber folgt: Enter the ghost in his nightgowne. (Tritt ein der Geist in seinem Schlafrock.)

Wem ist, wer das vernimmt, nicht einen Augenblick weh? wem scheint es nicht widerlich? Und doch, wenn wir es fassen, wenn wir nachdenken, so finden wir es als das Rechte. Er mochte, er mußte zuerst im Harnisch erscheinen, wenn er an der Wache vorüberschreiten, wenn er an dem Ort auftreten wollte, wo er Kriegsmänner gemustert, wo er sie zu hohen Thaten aufgefordert hatte. Nun aber fangen wir an, uns zu schämen, daß wir so lange für schicklich gefunden, ihn auch im innersten Gemach der Königin geharnischt auftreten zu sehen. Wie viel heimlicher, häuslicher, furchtbarer tritt er jetzt nun auch hier auf, in derselben Gestalt, wie er sonst hier zu verweilen pflegte, im Hauskleide, im Nachtrock, harmlos, ohne Wehr, den an ihm ergangenen Verrat auf das erbärmlichste anklagend. Male sich dies der einsichtige Leser nach Vermögen aus; dies wage eine vom Effekt überzeugte Direktion darzustellen, wenn ja Shakespeare in seiner Integrität vorgeführt werden solle.

Zu bemerken ist, daß bei dieser Szene der Kommentator Stevens schon bedenklich wird. Wenn Hamlet sagt:

My father, in his habit as he liv'd!
Mein Vater in der Kleidung, wie er lebte!

fügt der einsichtige Mann in der Note hinzu: „Meint der Dichter durch diesen Ausdruck, daß der Vater in seiner eigenen Hauskleidung erschienen sei, so hat er entweder vergessen, daß er ihn anfangs gewaffnet einführte, oder es mußte seine Absicht sein, bei dieser letzten Erscheinung den Anzug zu verändern. Hamlets Vater, so ein kriegerischer Fürst es sein mochte, blieb doch keineswegs immer geharnischt oder schlief, wie man von Hago, König von Norwegen, erzählt, mit seiner Streitaxt in der Hand."

Auch hätte, wenn wir scharfsichtig genug wären, der erste Ausruf Hamlets, als er in dieser Szene den Geist erblickt:

What would your gracious figure?

schon belehren können; denn es gibt nicht Worte genug, auszudrücken, was Angenehmes, Anmutiges alles die Engländer sich unter gracious denken: gnädig und günstig, freundlich und gütig, alles, was mild und wohlthätig auf uns wirkt, wird in jenem Worte zusammengefaßt; fürwahr, keine Anrede an einen geharnischten Helden!

Ueber diese Zweifel sind wir nun glücklich durch den Wiederabdruck der ersten Ausgabe hinausgehoben und überzeugen uns abermals, daß Shakespeare wie das Universum, das er darstellt, immer neue Seiten biete und am Ende doch unerforschlich bleibe; denn wir sämtlich, wie wir auch sind, können weder seinem Buchstaben noch seinem Geiste genügen.

Ueber Proserpina.

Melodram von Goethe, Musik von Eberwein.

[Weimar, Mai 1815.]

Daß dieses, nun bald vierzigjährige, in den letzten Tagen wieder aufgefrischte Monodrama bei der Vorstellung günstig aufgenommen worden, haben schon einige Tagesblätter freundlichst angezeigt. In einem beliebten Journal (Journal für Litteratur, Luxus und Mode, 1815, Nr. 4, S. 226) findet man die ganze kleine Dichtung, deren sich wohl schwerlich viele erinnern möchten, wieder abgedruckt, sowie eine hinreichende

Entwickelung hinzugefügt dessen, was bei der Vorstellung eigentlich zur Erscheinung gekommen und eine gute Wirkung hervorgebracht.

Gegenwärtig aber ist die Absicht, auf die Grundsätze aufmerksam zu machen, nach denen man bei Wiederbelebung dieser abgeschiedenen Produktion verfahren, welches eben dieselben sind, zu denen wir uns schon früher bekannt, und die uns so viele Jahre her geleitet, daß man nämlich teils erhalten, teils wieder hervorheben solle, was uns das Theater der Vorzeit anbietet. Dieses kann nur geschehen, wenn man die Gegenwart wohl bedenkt und sich nach ihrem Sinn und ihren Forderungen richtet. Eigentlich aber ist der jetzige Aufsatz für Direktionen geschrieben, welche die Partitur dieses Stücks verlangt haben oder verlangen könnten, damit dieselben sich in den Stand gesetzt sehen, auch auf ihrer Bühne denselben, ja, vielleicht noch höhern Effekt hervorzubringen.

Und so nehme denn, nach Anleitung des gedachten Journals, der Inhalt hier vor allem andern seine Stelle, damit der Begriff des Ganzen auf die leichteste und entschiedenste Weise klar werde:

„Proserpina tritt auf als Königin der Unterwelt, als Plutos geraubte Gattin, noch ganz im ersten Schrecken über das Begegnis; ermattet vom Umherirren in der wüsten Oede des Orkus, hält sie ihren Fuß an, den Zustand zu übersehen, in dem sie sich befindet. Ein Rückblick in den unlängst verlornen läßt sie noch einmal die unschuldige Wonne desselben fühlen. Sie entladet sich des lästigen Schmucks der ihr verhaßten Frauen- und Königswürde. Sie ist wieder das reizende, liebliche, mit Blumen spielende Götterkind, wie sie es unter ihren Gespielinnen war; der ganze idyllische Zustand tritt mit ihrer Nymphengestalt uns vor Augen, in welcher sie die Liebe des Gottes reizte und ihn zum Raube begeisterte. Unglücklich, seine Gattin zu sein, unglücklich, über Schatten zu herrschen, deren Leiden sie nicht abhelfen, deren Freuden sie nicht teilen kann, wendet sie ihr bedrängtes Herz zu ihrer göttlichen Mutter, zu Vater Zeus, der die Verhängnisse, wenn auch nicht aufhebt, doch zu lenken vermag; Hoffnung scheint sich zu ihr herabzuneigen und ihr den Ausgang zum Licht zu eröffnen. Ihr erheiterter Blick entdeckt zuerst die Spuren einer höhern Vegetation. Die Erscheinung ihrer Lieblingsfrucht, ein Granatbaum, versetzt ihren Geist wieder in jene glücklichen Regionen der Oberwelt, die sie verlassen. Die freundliche Frucht ist ihr ein Vorbote himmlischer Gärten.

Sie kann sich nicht enthalten, von dieser Lieblingsfrucht zu genießen, die sie an alle verlaßne Freuden erinnert. Weh der Getäuschten! Was ihr als Unterpfand der Befreiung erschien, urplötzlich wirkt es als magische Verschreibung, die sie unauflöslich dem Orkus verhaftet. Sie fühlt die plötzliche Entscheidung in ihrem Innersten. Angst, Verzweiflung, der Huldigungsgruß der Parzen, alles steigert sie wieder in den Zustand der Königin, den sie abgelegt glaubte; sie ist die Königin der Schatten, unwiderruflich ist sie es; sie ist die Gattin des Verhaßten, nicht in Liebe, in ewigem Haß mit ihm verbunden. Und in dieser Gesinnung nimmt sie von seinem Throne den unwilligen Besitz."

Die verschiedenen Elemente nun, aus welchen die erneute Darstellung auferbaut worden, sind folgende: 1) Dekoration, 2) Rezitation und Deklamation, 3) körperliche Bewegung, 4) Mitwirkung der Kleidung, 5) Musik, und zwar a) indem sie die Rede begleitet, b) indem sie zu malerischen Bewegungen auffordert, c) indem sie den Chor melodisch eintreten läßt. Alles dieses wird 6) durch ein Tableau geschlossen und vollendet.

Da wir voraussetzen dürfen, daß diejenigen, welche dieser Gegenstand interessiert, den oben erwähnten kurzen Aufsatz zu lesen nicht verschmähen werden, enthalten wir uns aller Wiederholung des dort Gesagten, um die Bedeutung der verschiedenen Punkte in der Kürze möglichst klar zu machen.

1) Bei der Dekoration, welche immer dieselbe bleibt, war beabsichtigt, die Gegenden des Schattenreiches nicht sowohl öde als verödet darzustellen. In einer ernsten Landschaft, Poussinischen Stils, sah man Ueberreste alter Gebäude, zerstörte Burgen, zerbrochene Aquädukte, verfallende Brücken, Fels, Wald und Busch, völlig der Natur überlassen, alles Menschenwerk der Natur wiedergegeben.

Man wollte daran erinnern, daß der Orkus der Alten hauptsächlich dadurch bezeichnet war, daß die Abgeschiedenen sich vergebens abmühten und es daher ganz schicklich sein möchte, die Schatten der Heroen, Herrscher und Völker an dem Verfall ihrer größten Werke das Vergebliche menschlicher Bemühungen erblicken zu lassen, damit sie, den Danaiden gleich, dasjenige immerfort wieder aufzubauen versuchten, was ihnen jedesmal unter den Händen zusammenfällt.

Diese Idee war auf dem Weimarischen Theater mehr angedeutet als ausgeführt, und hier wäre es, wo größere

Bühnen unter sich wetteifern und eine bedeutende, dem Auge zugleich höchst erfreuliche Dekoration aufstellen könnten.

Deutschland besaß einen Künstler, Franz Kobell, welcher sich mit Ausführung dieses Gedankens gern und oft beschäftigte. Wir finden landschaftliche Zeichnungen von ihm, wo Ruine und Trümmer aller Art ausgesäet oder, wenn man will, zusammengestellt sind, vielleicht allzu reichlich; aber eben deswegen könnten diese Zeichnungen geschmackreichen Künstlern zum Stoff und zugleich zum Anlaß dienen, die hier geforderte Dekoration für ihre Theater glücklich auszubilden.

Sehr schicklich und angenehm würde dabei sein, wenn ein Teil der Szene eine verödete Villa vorstellte, wodurch der geforderte Granatbaum und die erwähnten Blumen motiviert und mit dem übrigen notwendig verbunden würden. Geistreiche Künstler fänden in dieser Aufgabe eine angenehme Unterhaltung, wie denn zum Beispiel etwas erfreulich Bedeutendes entstehen müßte, wenn in Berlin unter Anleitung einer so einsichtigen als thätigen Generalintendanz die Herren Schinkel und Lütke sich zu diesem Endzweck verbinden wollten, indem die Talente des Landschaftsmalers und Architekten vereinigt angesprochen werden. Auch würde man in Stuttgart das dort wahrscheinlich noch befindliche Gemälde des zu früh abgeschiedenen Kaaz zu Rate ziehen können, welches sich den Preis verdiente, als die dortigen Kunstfreunde eine der hier verlangten Dekoration ziemlich ähnliche Landschaft als Aufgabe den deutschen Künstlern vorlegten. Dadurch würde bei dieser Gelegenheit ein schon beinahe vergessenes Bestreben deutscher Kunstliebe und Kunstförderung wieder vor die Augen des Publikums gebracht; denn nicht allein, was auf dem Theater, sondern auch was von seiten der bildenden Kunst geleistet worden, wäre wieder zu beleben und zu benutzen.

2) Daß nun auf einem solchen Schauplatz Rezitation und Deklamation sich musterhaft hervorthun müsse, bedarf wohl keiner weitern Ausführung; wie denn bei uns deshalb nichts zu wünschen übrig bleibt. So wie denn auch

3) die körperliche Bewegung der Darstellenden in größter Mannigfaltigkeit sich einer jeden Stelle eigentümlich anschloß und

4) die Kleidung entschieden mitwirkte; wobei wir folgende Bemerkung machen. Proserpina tritt auf als Königin der Unterwelt; prächtige, über einander gefaltete Mäntel,

Schleier und Diadem bezeichnen sie; aber kaum findet sie sich allein, so kommt ihr das Nymphenleben wieder in den Sinn; in das Thal von Enna glaubt sie sich versetzt, sie entäußert sich alles Schmucks und steht auf einmal blumenbekränzt wieder als Nymphe da. Daß nun dieses Entäußern der faltenreichen Gewänder zu den schönsten, mannigfaltigsten Gestaltungen Anlaß gebe, daß der Kontrast einer königlichen Figur mit einer daraus sich entwickelnden Nymphengestalt anmutig überraschend sei, wird niemanden entgehen und jede geschickte Schauspielerin reizen, sich auf diese Weise darzustellen.

Die Nymphe jedoch wird bald aus ihrer Täuschung gerissen; sie fühlt ihren abgesonderten kläglichen Zustand, ergreift eins der Gewänder, mit welchem sie, den größten Teil der Vorstellung über, ihre Bewegungen begleitet, sich bald darein verhüllt, sich bald daraus wieder entwindet und zu gar mannigfaltigem pantomimischem Ausdruck den Worten gemäß zu benutzen weiß.

Auch dieser Teil war bei unserer Vorstellung vollkommen; bewegliche Zierlichkeit der Gestalt und Kleidung flossen in eins zusammen, so daß der Zuschauer weder in der Gegenwart noch in der Erinnerung eins von dem andern abzusondern wußte noch weiß. Eine jede deutsche Künstlerin, welche sich fühlt, wird diese Aufgabe zu lösen für angenehme Pflicht halten.

5) Nunmehr aber ist es Zeit, der Musik zu gedenken, welche hier ganz eigentlich als der See anzusehen ist, worauf jener künstlerisch ausgeschmückte Nachen getragen wird, als die günstige Luft, welche die Segel gelind, aber genugsam erfüllt und der steuernden Schifferin bei allen Bewegungen nach jeder Richtung willig gehorcht.

Die Symphonie eröffnet eben diesen weiten musikalischen Raum, und die nahen und fernen Begrenzungen desselben sind lieblich ahnungsvoll ausgeschmückt. Die melodramatische Behandlung hat das große Verdienst, mit weiser Sparsamkeit ausgeführt zu sein, indem sie der Schauspielerin gerade so viel Zeit gewährt, um die Gebärden der mannigfaltigen Uebergänge bedeutend auszudrücken, die Rede jedoch im schicklichen Moment ohne Aufenthalt wieder zu ergreifen, wodurch der eigentlich mimisch-tanzartige Teil mit dem poetisch-rhetorischen verschmolzen und einer durch den andern gesteigert wird.

Eine geforderte und um desto willkommenere Wirkung

thut das Chor der Parzen, welches mit Gesang eintritt und das ganze rezitativartig gehaltne Melodram rhythmisch-melodisch abrundet; denn es ist nicht zu leugnen, daß die melodramatische Behandlung sich zuletzt in Gesang auflösen und dadurch erst volle Befriedigung gewähren muß.

6) Wie sich nun dieser Chorgesang zur Deklamation und melodramatischen Begleitung verhielt, eben so verhielt sich zu der an einer einzelnen Gestalt ins Unendliche vermannigfaltigten Bewegung das unbewegte Tableau des Schlusses. Indem nämlich Proserpina in der wiederholten Huldigung der Parzen ihr unwiderrufliches Schicksal erkennt und, die Annäherung ihres Gemahls ahnend, unter den heftigsten Gebärden in Verwünschungen ausbricht, eröffnet sich der Hintergrund, wo man das Schattenreich erblickt, erstarrt zum Gemälde, und auch sie, die Königin, zugleich erstarrend, als Teil des Bildes.

Das Schattenreich war also gedacht und angeordnet: In der Mitte eine schwach beleuchtete Höhle, die drei Parzen umschließend, ihrer Beschäftigung gemäß, von verschiedenem Alter und Kleidung, die jüngste spinnend, die mittlere den Faden ausziehend und die älteste mit der Schere bewaffnet. Die erste emsig, die zweite froh, die dritte nachdenkend. Diese Höhle dient zum Fußgestelle des Doppelthrons, auf welchem Pluto seinen Platz ausfüllt, die Stelle jedoch zu seiner Rechten leer gesehen wird. Ihm linker Hand, auf der Nachtseite, erblickt man unten, zwischen Wasserstürzen und herabhängenden Fruchtzweigen, bis an den Gürtel in schäumenden Wellen, den alten Tantalus, über ihm Ixion, welcher das ihn aus einer Höhle fortreißende Rad aufhalten will, gleichfalls halbe Figur; oben auf dem Gipfel des Felsens Sisyphus, ganze Figur, sich anstrengend, den auf der Kippe schwebenden Steinblock hinüber zu werfen.

Auf der lichten Gegenseite waren die Seligen vorgestellt. Und wie nun Laster und Verbrechen eigentlich am Individuum kleben und solches zu Grunde richten, alles Gute und Tugendhafte dagegen uns in das Allgemeine zieht, so hatte man hier keine besonders benannten Gestalten aufgeführt, sondern nur das allgemein Wonnevolle dargestellt. Wenn auf der Schattenseite die Verdammnis auch dadurch bezeichnet war, daß jener namhaften Heroen jeder allein litt, sprach sich hier dagegen die Seligkeit dadurch aus, daß allen ein geselliger Genuß bereitet war.

Eine Mutter, von vielen Kindern umgeben, zierte den würdigen Grund, worauf der frohbegrünte elysische Hügel emporstieg. Ueber ihr eilte, den Berg hinab, eine Gattin dem herankommenden Gatten entgegen; ganz oben in einem Palmenlusthain, hinter welchem die Sonne aufging, Freunde und Liebende in vertraulichem Wandeln. Sie wurden durch kleine Kinder vorgestellt, welche gar malerisch fernten. Den Farbenkreis hatte der Künstler über das Ganze verteilt, wie es den Gruppen und der Licht- und Schattenseite zukam. Denke man sich nun Proserpina im königlichen Schmuck, zwischen der kinderreichen Mutter und den Parzen, hinanstaunend zu ihrem leeren Thron, so wird man das Bild vollendet haben.

Die löbliche Gewohnheit, das Bild nach einer kurzen Verdeckung zum zweitenmal zu zeigen, benutzte man zum Abschluß. Ein niederfallender Vorhang hatte auch Proserpina mit zugedeckt; sie benutzte die kurze Zwischenzeit, sich auf den Thronsitz zu begeben, und als der Vorhang wieder aufstieg, sah man sie neben ihrem Gemahl, einigermaßen abgewendet, sitzen und sie, die Bewegliche, unter den Schatten erstarrt. Chorgesang mit Musikbegleitung dauerte bis zu Ende.

Die Beschreibung des Gemäldes gibt zu erkennen, daß wir, dem beschränkten Raum unserer Bühne gemäß, mit einer löblichen lakonischen Symbolik verfahren, wodurch alle Figuren und Gruppen deutlich hervorleuchteten; welches bei solchen Darstellungen höchst nötig ist, weil dem Auge nur wenig Zeit gegeben wird, sie zu fassen.

Wie wir nun anfangs den Architekten und Landschaftmaler zu Hilfe gerufen, so werden Bildhauer und Maler nun eine dankbare Aufgabe zu lösen eingeladen. Den Raum größerer Theater benutzend, können sie ein ungeheures, mannigfaltiges und dennoch aus einander tretendes, faßliches Gemälde darstellen. Die Grundzüge sind gegeben; wobei wir gestehen, daß wir uns nur mit Mühe enthielten, mehrere Gebilde, welche teils die Mythologie, teils das Gemüt aufdrang, anzubringen und einzuschalten.

Und so wären denn die Mittel klar aus einander gelegt, deren man sich bedient hat und noch bedienen kann, um mit geringem Aufwand bedeutenden Effekt hervorzubringen.

Das deutsche Theater besitzt viele kleine komische Stücke, welche jedermann gern wiederholt sieht; schwerer und seltner

sind kurzgefaßte Tragödien. Von den Melodramen, denen der edle Inhalt am besten ziemt, werden Pygmalion und Ariadne noch manchmal vorgestellt; die Zahl derselben zu vermehren, dürfte daher als ein Verdienst angesehen werden. Das gegenwärtige kleine Stück, welches sich in idyllischen, heroischen, leidenschaftlichen, tragischen Motiven immer abwechselnd um sich selbst herumdreht, konnte seiner Art nach Gelegenheit geben, manche Mittel, welche seit seiner Entstehung die deutsche darstellende Kunst erworben, ihm zu Gunsten anzuwenden. Die landschaftliche Kunst hat sich in diesen letzten Zeiten von der bloßen Aus- und Ansicht wirklicher Gegenstände (veduta) zur höhern, ideellen Darstellung erhoben. Die Verehrung Poussins wird allgemeiner, und gerade dieser Künstler ist es, welcher dem Dekorateur im landschaftlichen und architektonischen Fache die herrlichsten Motive darbietet.

Rezitation und Deklamation haben sich auch gesteigert und werden immer ins Höhere reichen können, wenn sie nur dabei mit dem einen Fuße den Boden der Natur und Wahrheit zu berühren verstehen. Schöne, anständige körperliche Bewegung, an die Würde der Plastik, an die Lebendigkeit der Malerei erinnernd, haben eine Kunstgattung für sich begründet, welche ohne Teilnahme der Gewänder nicht gedacht werden kann und deren Einfluß sich gleichfalls schon auf die Tragödie erstreckt.

Eben so ist es mit den Tableaux, mit jener Nachbildung eines gemalten Bildes durch wirkliche Personen. Sie fingen in Klöstern, bei Krippchen, Hirten und Dreikönigen an und wurden zuletzt ein gleichfalls für sich bestehender Kunstzweig, der manchen Liebhaber reizt und beschäftigt, auch sich einzeln schon auf dem Theater verbreitet hat. Ein solches Bild, nicht einem andern Bilde nachgeahmt, sondern zu diesem Zweck erfunden, welches bei festlichen Gelegenheiten bei uns mehrmals geschehen, hat man hier angebracht und an das Stück dergestalt geschlossen, daß dieses dadurch seine Vollendung erlangt.

Auch darf man wohl zuletzt noch die Mäßigkeit des Komponisten rühmen, welcher sich nicht selbst zu hören, sondern mit keuscher Sparsamkeit die Vorstellung zu fördern und zu tragen suchte.

Theaterberichte in die Allgemeine Zeitung.

Weimarischer neudekorierter Theatersaal. Dramatische Bearbeitung der Wallensteinischen Geschichte durch Schiller.

(Auszug eines Briefes aus Weimar.)

Es kann nicht ohne Interesse für Sie sein, daß Herr Professor Thouret aus Stuttgart, der mit gnädigstem Urlaub seines Landesherrn sich seit einiger Zeit bei uns aufhält, eine innere, neue Einrichtung unsers Theatersaals in kurzem vollenden wird. Die Anlage ist geschmackvoll, ernsthaft, ohne schwer, prächtig, ohne überladen zu sein. Auf elliptisch gestellten Pfeilern, die das Parterre einschließen und wie Granit gemalt sind, sieht man einen Säulenkreis von dorischer Ordnung, vor und unter welchem die Sitze für die Zuschauer hinter einer bronzierten Balustrade bestimmt sind. Die Säulen selbst stellen einen antiken gelben Marmor vor, die Kapitäle sind bronziert, das Gesims von einer Art graugrünlichem Cipollin, über welchem, lotrecht auf den Säulen, verschiedne Masken aufgestellt sind, welche von der tragischen Würde an bis zur komischen Verzerrung nach alten Mustern mannigfaltige Charaktere zeigen. Hinter und über dem Gesims ist noch eine Galerie angebracht. Der Vorhang ist dem Geschmacke des übrigen gemäß, und das Publikum erwartet mit Verlangen, sich selbst sowie die beliebte Schauspielergesellschaft bald in diesem zwar kleinen, aber nunmehr sehr gefälligen Bezirk wiederzusehen.

An dem Lobe, das man dieser neuen Einrichtung gibt, die denn eigentlich wohl nur für uns und unsere Gäste erfreulich ist, nehmen Sie gewiß auch Anteil, da es einem Ihrer Landsleute erteilt wird, der sich dadurch um unsere Stadt und Gegend verdient macht.

Aber ein allgemeineres Interesse wird die Nachricht erregen: daß wir diesen Winter die dramatischen Bemühungen, welche Herr Hofrat Schiller, auch Ihr Landsmann, einer wichtigen Epoche der deutschen Geschichte gewidmet hat, nach und nach auf unsrer Bühne sehen werden.

Ich sage nach und nach! Denn die große Breite des zu bearbeitenden Stoffes setzte den Verfasser gar bald in die Notwendigkeit, seine Darstellung nicht als ein einziges Stück,

sondern als einen Zyklus von Stücken zu denken. Hier war nicht von der Geschichte eines einzelnen Mannes oder von Verflechtung einer beschränkten Begebenheit die Rede, sondern das Verhältnis großer Massen war aufzuführen. Eine Armee, die von ihrem Heerführer begeistert ist, der sie zusammengebracht hat, sie erhält und belebt. Jener untergeordnete Zustand eines bedeutenden Generals unter höchste kaiserliche Befehle, der Widerspruch dieser Subordination mit der Selbständigkeit seines Charakters, mit der Eigensüchtigkeit seiner Plane, mit der Gewandtheit seiner Politik. Diese und andere Betrachtungen haben den Verfasser bewogen, das Ganze in drei Teile zu sondern.

Das erste Stück, das den Titel Wallensteins Lager führt, könnte man unter der Rubrik eines Lust- und Lärmspieles ankündigen. Es zeigt den Soldaten, und zwar den Wallensteinischen. Man bemerkt den Unterschied der mannigfaltigen Regimenter, das Verhältnis des Militärs zu dem gedrückten Bauer, zum gedrängten Bürger, zu einer rohen Religion, zu einer unruhigen und verworrenen Zeit, zu einem nahen Feldherrn und einem entfernten Oberhaupte. Hier ist der übermächtige und übermütige Zustand des Soldaten geschildert, der sich nun schon sechzehn Jahre in einem wüsten und unregelmäßigen Kriege herumtreibt und hinschleppt. Wir vernehmen aus dem Munde leichtsinniger, einen Dienst nach dem andern verlassender Soldaten, aus dem Munde der beredten Marketenderin die Schilderung Deutschlands, wie es sich, von unaufhörlichen Streifzügen durchkreuzt, von Schlachten, Belagerungen und Eroberungen verwundet, in einem zerstörten und traurigen Zustand befinde. Wir hören die vornehmsten Städte unsers Vaterlands nennen, der größten Feldherrn jenes Jahrhunderts wird gedacht, auf die merkwürdigsten Begebenheiten angespielt; so daß wir gar bald am Orte, in der Zeit und unter dieser Gesellschaft einheimisch werden. Das Stück ist nur in einem Akte und in kurzen gereimten Versen geschrieben, die den guten, heitern und mitunter frechen Humor, der darin herrscht, besonders glücklich ausdrücken und durch Rhythmus und Reim uns schnell in jene Zeiten versetzen. Indem das Stück sich unruhig und ohne eigentliche Handlung hin und her bewegt, wird man belehrt, was für wichtige Angelegenheiten der Tag mit sich führe, was Bedeutendes zunächst bevorstehe.

Der Hof will einen Teil von der Wallensteinischen

Armee abtrennen und ihn nach den Niederlanden schicken. Der Soldat glaubt hier die Absicht zu sehen, die man hege, Wallensteins Ansehen und Gewalt allmählich zu untergraben. Durch Neigung, Dankbarkeit, Umstände, Vorurteil, Notwendigkeit an ihren Führer gekettet, halten die Regimenter, deren Repräsentanten wir sehen, sich für berechtigt, gegen diese Ordre Vorstellung zu thun; sie sind entschlossen, bei ihrem General beisammen und zusammen zu bleiben, zwar für den Kaiser zu siegen oder zu sterben, jedoch nur unter Wallenstein. In dieser bedenklichen Lage endigt das Stück, und das folgende ist vorbereitet. Nunmehr ist uns Wallensteins Element, auf welches er wirkt, sein Organ, wodurch er wirkt, bekannt. Man sah die Truppen zwischen Subordination und Insubordination schwanken; wohin sich die Wage zuletzt neigen wird und auf welche nächste Veranlassung? ob die Regimenter und ihre Chefs, wenn Wallenstein sich dereinst vom Kaiser lossagt, bei ihm verharren, oder ob ihre Treue gegen den ersten und eigentlichen Souverän unerschütterlich sein werde? Das ist die Frage, die abgehandelt, deren Entscheidung dargestellt werden soll. Ein solcher Mann steht und fällt nicht als ein einzelner Mensch; die Umgebung, die er sich geschaffen hat, trägt und hält ihn, so lange sie beisammen bleibt, oder läßt ihn, indem sie sich trennt, zu Grunde sinken.

Das zweite Stück, unter dem Titel Piccolomini, enthält vorzüglich die Wirkungen der Piccolomini, Vater und Sohn, für und gegen Wallenstein, indessen dieser noch ungewiß ist, was er thun könne und solle.

Das dritte Stück endlich stellt Wallensteins Abfall und Untergang dar. Beide sind in Jamben geschrieben, deren Wirkung durch das ungebildetere Silbenmaß des Vorspiels vorbereitet und erhöht wird.

Der Verfasser, mit Recht besorgt, wie diese bei uns noch ungewöhnliche Behandlung dramatischer Gegenstände auf das deutsche Theater überhaupt einzuleiten sei, will sich erst durch Erfahrung überzeugen, was man zu thun habe, um die Direktionen, den Schauspieler, den Zuschauer mit einem solchen Wagestück zu versöhnen; es muß sich entscheiden, ob alle Parteien dabei so viel zu gewinnen glauben, um eine solche Neuerung zu unternehmen und zu genehmigen.

Da man in Weimar vor einer gebildeten und gleichsam geschlossenen Gesellschaft spielt, die nicht bloß von der Mode

des Augenblicks bestimmt wird, die nicht allzu fest am Gewohnten hängt, sondern sich schon öfters an mannigfaltigen originalen Darstellungen ergötzt hat und durch die Bemühungen der eignen Schauspieler sowohl als durch die zweimalige Erscheinung Ifflands vorbereitet ist, auf das Künstliche und Absichtliche dramatischer Arbeiten zu achten, so wird ein solcher Versuch desto möglicher und für den Verfasser desto belehrender sein.

Wenn das erste Stück, wozu schon alle Vorbereitungen gemacht werden, gegeben ist, erfahren Sie sogleich die Wirkung, um selbst beurteilen zu können, was sich etwa im allgemeinen für dieses Unternehmen prognostizieren lasse.

Am 29. September 1798.

Eröffnung des Weimarischen Theaters.

(Aus einem Brief.)

Freitag den 12ten Oktober ist unser Theater eröffnet worden. Die architektonische Einrichtung des Saals hat ihre Wirkung nicht verfehlt, der Zuschauer fand sich selbst auf einen würdigen Schauplatz versetzt und fühlte sich berechtigt, auch von dem Theater herab etwas Vorzügliches und Ungemeines zu erwarten.

Für diejenigen aber, die mit dieser neuen Anlage schon vertraut waren und sie bei Proben erleuchtet gesehen hatten, machte sie noch einen neuen, zwar erwarteten, aber nicht völlig berechneten Eindruck. Ein Schauspielhaus nämlich kann leer nicht beurteilt werden; es mag angelegt und verziert sein, wie es will, so ist ein zahlreiches Publikum doch die beste Zierde. Und obgleich bei dem unsern die Architektur sehr mannigfaltig an Form, Farbe und Vergüldung ist, so bleibt sie doch nur einfach gegen eine wohlgekleidete Menge. Die Säule verschwindet vor der menschlichen Gestalt, und die Malerei tritt vor der Wirklichkeit zurück.

So können wir uns jetzt eines anständigen Orts erfreuen, an dem wir uns denn doch die Woche dreimal versammeln. Die Grundlage zu aller Bequemlichkeit ist auch gegeben, und wir können von denjenigen, denen das Geschäft überhaupt aufgetragen ist, hoffen und erwarten, daß sie die Wünsche der verschiedenen Zuschauer, welche freilich bei einer so allge=

meinen Veränderung gar mannigfach sein müssen, nach und nach zu befriedigen suchen werden.

Den **Prolog** habe ich Ihnen schon mitgeteilt. Herr Vohs hielt ihn in dem Kostüm, in welchem er künftig als jüngerer Piccolomini erscheinen wird; er war hier gleichsam ein geistiger Vorläufer von sich selbst und ein Vorredner in doppeltem Sinne. Dieser vorzügliche Schauspieler entwickelte hier sein ganzes Talent: er sprach mit Besonnenheit, Würde, Erhebung und dabei so vollkommen deutlich und präzis, daß in den letzten Winkeln des Hauses keine Silbe verloren ging. Die Art, wie er den Jamben behandelte, gab uns eine gegründete Hoffnung auf die folgenden Stücke. Und welche Zufriedenheit wird es uns nicht gewähren, wenn wir unser Theater von der fast allgemeinen Rhythmophobie, von dieser Reim- und Taktscheue, an der so viele deutsche Schauspieler krank liegen, bald werden geheilt sehen!

In dieser Hoffnung haben uns die glücklichen Bemühungen der vorzüglichen Schauspieler bestärkt, welche die Hauptpersonen in **Wallensteins Lager** spielten. Nach dem Ausspruch mehrerer Kenner, deren Urteil wir in dieser kurzen Zeit vernehmen konnten, erschienen Silbenmaß und Reim keineswegs als Hindernis; sie kamen nicht in Anschlag, als insofern sie zur Bedeutsamkeit und Anmut das ihrige beizutragen hatten.

Nach diesem allgemeinen Eingange glauben wir Ihnen mit einer nähern Schilderung des einzelnen Vergnügen zu machen.

Nach geendigtem Prolog gab eine heitere militärische Musik das Zeichen, was zu erwarten sein möchte, und noch ehe der Vorhang in die Höhe ging, hörte man ein wildes Lied singen. Bald ward das Theater aufgedeckt, und es erschien vor den Augen des Zuschauers das bunte Gewimmel eines Lagers. In einem Marketenderzelte und um dasselbe waren Soldaten von allen Zeichen und Farben versammelt. Dort standen Kram- und Trödelbuden aufgerichtet, hier leere Tische, die noch mehr Gäste zu erwarten schienen; an der Seite lagen Kroaten und Scharfschützen um ein Feuer, über welchem ein Kessel hing, und nicht weit davon würfelten mehrere Knaben auf einer Trommel; die Marketenderin mit ihrer Gehilfin lief hin und wieder, den Geringsten sowohl als den Besten mit gleicher Sorgfalt zu bedienen, indessen das rohe Soldatenlied aus dem Zelte immer fort erscholl und die Stimmung dieser Gesellschaft vollkommen ausdrückte.

Die Ruhe, welche vorne auf dem Theater herrscht, unterbricht die Ankunft eines Bauern, der mit seinem kleinen Sohne herbeigeschlichen kommt. Der Vater spricht dem furchtsamen Knaben zu, und wir vernehmen bald, daß er das erlittne Unrecht durch falsche Würfel wieder ins Gleiche zu bringen denke, und repräsentiert also zugleich das Elend des Bauern und sein Verderbnis.

Herr Beck sprach diese Rolle mit der vorzüglichsten Deutlichkeit und Akkuratesse, die ein jeder Schauspieler, dem eine Exposition anvertraut ist, sich zur Pflicht machen soll. Dabei war sein Ton und Betragen ganz dem pfiffigen und versteckten Charakter der Rolle gemäß.

Bauer. Wie sie juchzen — das Gott erbarm'! ꝛc. ꝛc.*)

Aus dem Zelte tritt ein Wachtmeister und Trompeter von den Regimentern, welche Terzky, des Herzogs Schwager, kommandiert; der Trompeter fährt den klagenden Bauern an, ein Ulan, roh und gutmütig, reicht ihm einen Trunk und nimmt ihn mit ins Zelt.

Indem die beiden Reiter den leeren Tisch in Besitz nehmen, vernehmen wir von ihnen: daß Wallensteinische Truppen aus fremden Landen sich zusammen gegen Pilsen ziehen, daß die Herzogin und ihre Tochter erwartet werden, daß die Generäle und Kommandanten sich zusammenfinden, daß ein Hofkriegsrat von Wien angekommen ist, daß es scheint, als wolle man das Ansehen des Herzogs untergraben.

Der Wachtmeister und Trompeter, diese Repräsentanten ihrer Regimenter,

Sind dem Herzog ergeben und gewogen ꝛc.

Ein Scharfschütz betrügt einen Kroaten im Tausche, ein Konstabler bringt die Nachricht, Regensburg sei eingenommen. Ein paar Holkische Jäger treten auf, sehr schmuck gekleidet, als Leute, die Gelegenheit hatten, sich durch Beute zu bereichern. Die Marketenderin findet in dem einen einen alten Bekannten,

Den langen Peter aus Itzehoe ꝛc. ꝛc.

Nach verschiedenen muntern Inzidentien machen die beiden Jäger mit dem Wachtmeister und Trompeter Bekanntschaft . . .

---

*) Die mehr oder weniger ausführlichen Zitate aus „Wallensteins Lager“ sowie aus den „Piccolomini“ sind hier und im folgenden Stück der Kürze halber weggelassen. D. H.

Der Wachtmeister verbreitet sich noch weiter über die Vorteile, um des Feldherrn Person zu sein. Der zweite Jäger rühmt die Thaten ihres wilden Haufens:

Wetter auch! wo ihr nach uns fragt ꝛc. ꝛc.

Der erste Jäger verlangt nur ein freies und ungebundnes Leben:

Flott will leben und müßig gehn ꝛc. ꝛc.

Er erzählt die Geschichte seiner Wanderungen:

. . . Was war das nicht für ein Placken und Schinden
Bei Gustav Adolf, dem Leuteplager!
Der machte eine Kirch' aus seinem Lager.

Von da lief er zu den Ligister und, als Tillys Glück zu wanken anfing, zu den Sachsen; als diese in Böhmen den Krieg nicht lebhaft genug führten, zu dem Herzog von Friedland, der eben werben ließ.

Der zweite Jäger ist gewiß, unter seinem Generale Glück zu haben . . .

Denn das weiß ja die ganze Welt,
Daß der Friedländer einen Teufel
Aus der Hölle im Solde hält.

Wachtmeister. Ja, daß er fest ist, das ist kein Zweifel.

In diesem Sinne erzählt der Wachtmeister Wallensteins tapfres Betragen in der Affaire bei Lützen; der eine nimmt's natürlich, der andere übernatürlich . . .

Ein Rekrut kommt und singt, von der Trommel begleitet; ein bürgerlicher Verwandter sucht ihn noch abzumahnen, die Soldaten dagegen muntern ihn auf. Der Wachtmeister gibt ihm seinen militärischen Segen:

Sieht Er! Das hat Er wohl erwogen ꝛc. ꝛc.

Hierauf erzählt er den Fall von Buttler, der aus einem gemeinen Reiter zuletzt Generalmajor geworden.

Ja, und der Friedländer selbst, sieht Er ꝛc. ꝛc.

Der Jäger erzählt darauf ein Studentenstückchen, das Wallenstein in Altorf ausgehen lassen. Sein Kamerad hatte indessen mit der Aufwärterin gescherzt, ein Dragoner zeigt sich eifersüchtig, es will Händel geben, der Wachtmeister legt sich dazwischen, es wird getanzt, ein Kapuziner kommt dazu.

Heisa, Juchheisa! Dudeldumdei ꝛc. ꝛc.

Wer erkennt nicht an dieser Redekunst die Schule, in welcher sich Pater Abraham bildete, wer lacht nicht über diese barbarisch-geistliche Erscheinung?

Indessen ist der ernsthafte Zweck auf den Geist des Zuhörers erreicht, wir sehen eine lebhafte gewaltsame Opposition gegen den Generalissimus. So würde dieser Pfaffe nicht sprechen, wenn er keinen Hinterhalt hätte; er würde jetzt nicht so sprechen, wenn nicht eben jetzt das Tempo wäre, die Armee zu sondieren und Bewegungen gegen den General hervorzubringen.

Haben wir nun oben an den Reitern von den Terzkyschen Regimentern Männer kennen lernen, welche ganz dem Wallenstein ergeben sind, an den Holkischen Jägern wüste Jünglinge, welche dem Glück nachstreben und nur in der Losgebundenheit ihr Dasein fühlen, so werden uns nun bald in den Tiefenbachern die Repräsentanten des rechtlichen und pflichtliebenden Teils der Armee, sowie in dem Wallonischen Kürassier eine kühnere und zugleich gebildetere Klasse von Menschen erscheinen.

Im Zelte entsteht ein Lärm, des Bauern falsche Würfel sind entdeckt worden, jedermann will ihn gehangen sehen ...

Ein Kürassier von den Pappenheimern, welche der junge Piccolomini jetzt kommandiert, tritt hinzu ...

Nach einigen Zwischenreden zeigt sich die Unzufriedenheit der Kürassiere darüber, daß ein Teil von der Armee abgetrennt werden soll ...

Der Wachtmeister fährt fort, zu zeigen, welcher Gefahr alles ausgesetzt wäre, wenn man sich trennen ließe ...

Nachdem er darauf die verschiedenen einzelnen Soldaten angeredet und sie um ihr Vaterland befragt, fährt er fort:

Nun! Und wer merkt uns das nun an 2c. 2c.

Der Marketenderin ist's bange für ihre ausstehende Schulden ...

Der Streit geht fort, inwiefern man dem Kaiser oder dem Herzog zu gehorchen habe. Die verschiedenen Gesinnungen kommen an den Tag, und die künftige Entwicklung des Trauerspiels ist vorbereitet. Der Kürassier tritt dazwischen:

Ist denn darüber Zank und Zwist,
Ob der Kaiser unser Gebieter ist?

Demohngeachtet glaubt er, der Soldat habe auch etwas drein zu reden ...

Man erfährt noch manches von den Schicksalen des Kürassiers, der weit in der Welt herumgekommen und vieles versucht hat, dem es aber doch zuletzt in seinem eisernen Wams am besten gefällt; seine gebildetere Natur zeigt menschlich-heroische Gesinnungen ...

Nun kommt lebhafter zur Sprache, was in dem gegenwärtigen Falle zu thun sei? Die Tiefenbacher begeben sich weg.

Erster Jäger. Was? Wir gehen eben nicht hin.

Erster Kürassier. Nichts, ihr Herren, gegen die Disziplin!

Vielmehr laßt jedes Regiment
Ein Promemoria reinlich schreiben:
Daß wir zusammen wollen bleiben,
Daß uns keine Gewalt noch List
Von dem Friedländer weg soll treiben,
Der ein Soldatenvater ist.
Das reicht man in tiefer Devotion
Dem Piccolomini, ich meine den Sohn, —
Der versteht sich auf solche Sachen,
Kann bei dem Friedländer alles machen,
Hat auch einen großen Stein im Brett
Bei des Kaisers und Königs Majestät.

Alle stimmen ein, sie trinken auf des Piccolomini Gesundheit, dann auf folgende Wünsche, Vorsätze und Hoffnungen:

Der Wehrstand soll leben!
Der Nährstand soll geben.
Die Armee soll florieren,
Und der Friedländer soll sie regieren!

Hierauf wurde das Reiterlied angestimmt, welches aus dem diesjährigen Schillerschen Musenalmanach bekannt ist; gegen das Ende schloß die ganze Versammlung einen bunten, verketteten Halbkreis, in welchen auch die Kinder sämtlich mit aufgenommen wurden, und der letzte neu hinzugedichtete Vers schien auch den friedlichsten Zuschauer mit heiterm Mut zu beseelen.

Drum frisch, Kameraden, den Rappen gezäumt,
  Die Brust im Gefechte gelüftet!
Die Jugend brauset, das Leben schäumt,
  Frisch auf, eh der Geist noch verdüftet!
Und setzet ihr nicht das Leben ein,
Nie wird das Leben euch gewonnen sein!

Der Vorhang fiel, ehe das Chor ganz ausgesungen hatte.

Sonnabend den 13. Okt. ward das Stück wiederholt; man konnte von dem Effekt schon mehr urteilen, und es scheint über das Unterhaltende, über die Anmut, das Unterrichtende und Zweckmäßige dieses Vorspiels im Publiko nur eine Stimme

zu sein. Man rekapituliert für sich und in Gesellschaften, was jedem aus der Geschichte jener Zeit erinnerlich ist, man fragt, man schlägt nach, und indem man sowohl den Personen als den Begebenheiten seine Aufmerksamkeit zuwendet, fängt man schon an, das poetische Interesse von dem historischen zu unterscheiden, und macht sich gefaßt, den Dichter sowohl in Bezug auf den Geschichtschreiber als auch, insofern er Schöpfer seines Gegenstandes werden mußte, zu beurteilen.

Wie wir nun eben verschiedne Stellen angeführt haben, welche teils zur Kenntnis des Stücks vorzüglich beitragen, teils auch besonders gut gesprochen worden, so dürfen wir die Namen der Schauspieler nicht verschweigen, welche in den hervorstechenden Rollen sich besonders gezeigt. Madame Beck als Marketenderin, Herr Weyrauch als Wachtmeister, Herr Leißring als erster, Herr Becker als zweiter Jäger, Herr Genast als Kapuziner, Herr Haide als Kürassier. Die wenigen Worte des Tiefenbachers sprach Herr Hunnius mit Treuherzigkeit, Ernst und Fermetät, so daß sich auch diese kleine Rolle nach der Absicht des Verfassers bestimmt heraushob.

Was die Masse der Soldaten betrifft, konnte sie freilich auf unserm Theater nur symbolisch durch wenige Repräsentanten dargestellt werden; alles ging übrigens rasch und gut, nur der Unbehilflichkeit mancher Statisten sah man die kurze Zeit an, welche auf die Proben verwendet werden können.

Die Kleidungen waren nach Abbildungen zugeschnitten, die uns aus damaliger Zeit übrig sind, und wir erwarten, die Hauptlelden der beiden künftigen Stücke in eben dem Sinne gekleidet zu sehen.

Der Verfasser gedenkt, die Bemerkungen, die er in diesen beiden Abenden hat machen können, zum Vorteil seiner Arbeit zu benutzen und manche Stellen sowohl für dramatische Wirkung als zu bequemerer Aussprache des Verses umzubilden. Vielleicht löscht er auch einiges weg, was bei näherer Untersuchung sich nicht ganz dem Kostüm gemäß bewähren möchte. Bei einer so treuen, obgleich poetischen Schilderung der Sitten jenes Zeitalters wird billig alles vermieden, was den Zuhörer irre führen könnte. Bald hoffe ich Ihnen von dem zweiten Stücke Nachricht geben zu können, zu dem man sich gegenwärtig schon vorbereitet.

Weimar, den 15. Oktober 1798.

Die Piccolomini.

Wallensteins erster Teil.

Ein Schauspiel in fünf Aufzügen von Schiller.

Aufgeführt zum erstenmal, Weimar am 30. Januar 1799, als am Geburtstage der regierenden Herzogin.

Wenn man diesen Tag, der von allen Weimaranern mit freudiger Verehrung begangen wird, auch von seiten des Theaters durch eine würdige Vorstellung zu feiern wünscht, so war es diesmal ein glücklicher Umstand, daß der Verfasser die Vollendung des genannten Stückes in den letzten Monaten des vergangenen Jahrs beschleunigen und eine Vorstellung desselben möglich machen konnte.

Wir legen dem Publiko zuerst den Plan des Stückes vor, um künftighin, wenn das ganze vollendet sein wird, auf die verschiednen Teile desselben zurückzukehren und die Absichten des Verfassers bei der Organisation desselben zu entwickeln.

Wenn der Dichter in dem Prolog, unsere Aufmerksamkeit zu erregen, sagen läßt:

Von der Parteien Gunst und Haß verwirrt,
Schwankt sein Charakterbild in der Geschichte.
Doch euren Augen soll ihn itzt die Kunst,
Auch eurem Herzen, menschlich näher bringen —

so gibt er uns dadurch einen Wink, daß wir bei näherer Betrachtung des Stücks hauptsächlich dahin zu sehen haben, von welcher Seite eigentlich er seinen Helden nehme und ihn darstelle. Ja, auch ohne eine solche Erinnerung würde dieses bei einem historischen Stücke die Pflicht eines ästhetischen Beobachters sein. Denn, wenn es eine große Schwierigkeit ist, eine historische Figur in eine poetische zu verwandeln, so verdienen die Mittel, deren sich der Dichter hierzu bedient, vorzüglich unsere Aufmerksamkeit.

Wir stellen daher gegenwärtig den Helden des Trauerspiels unsern Lesern vor, indem wir ihnen überlassen, denselben mit dem Helden der Geschichte zu vergleichen.

Wallenstein ist während dem Laufe eines verderblichen Krieges aus einem gemeinen Edelmann Reichsfürst und Besitzer von außerordentlichen Reichtümern geworden; er hat dem Kaiser als kommandierender General große Dienste geleistet, wofür er aber auch glänzend belohnt wird. Die Gewalt-

thätigkeiten hingegen, die er an mehrern Reichsfürsten ausübt, wecken zuletzt allgemeine Klage gegen ihn, so daß der Kaiser, durch Umstände abhängig von den Fürsten, genötigt ist, ihn vom Kommando zu entfernen. Wallenstein bringt einen unbefriedigten Ehrgeiz in den Privatstand zurück. Da er schon einen so großen Weg gemacht, so viel von Glück erlangt hat, so setzt er seinen Wünschen keine Grenzen mehr. Ein astrologischer Aberglaube nährt seinen Ehrgeiz, er hört Wahrsagungen begierig an, die ihm seine künftige Größe versichern, betrachtet sich gern als einen besonders Begünstigten des Schicksals und überläßt sich ausschweifenden Hoffnungen um so zuversichtlicher, da ihm sein Horoskop die Gewährung derselben zu verbürgen scheint und manche himmlische Aspekten von Zeit zu Zeit ihm günstige Ereignisse prophezeien.

Aber auch schon die Ansicht des politischen Himmels rechtfertigt zum Teil diese Erwartungen.

Die Fortschritte der Schweden im Reich und der Verfall der kaiserlichen Angelegenheiten machen einen erfahrnen General, wie er ist, bald notwendig: er erhält das Kommando der kaiserlichen Armee abermals, und zwar unter solchen Bedingungen, zurück, die ihn beinahe zum Herrn des Kriegs und im Heere unumschränkt machen. Nur auf solche Weise wollte er wieder an diese Stelle treten, und der Kaiser, der ihn nicht entbehren kann, muß drein willigen.

Dieser großen Macht überhebt er sich bald und beträgt sich so, als wenn er gar keinen Herrn über sich hätte. Er läßt den Kurfürsten von Bayern und die Spanier, alte Widersacher seiner Person, auf jede Art seinen Haß empfinden, achtet die kaiserlichen Befehle wenig und führt den Krieg auf eine Weise, die nicht bloß seinen Eifer, die selbst seine Absichten verdächtig macht. Er schont die Feinde sichtbar, steht mit ihnen in fortdauernden Negoziationen, versäumt manche Gelegenheit, ihnen zu schaden, und fällt den kaiserlichen Erbländern durch Einquartierung und andere Bedrückung sehr zur Last.

Seine Gegner ermangeln nicht, sich dieses Vorteils über ihn zu bedienen. Sie machen die Eifersucht des Kaisers rege, sie bringen Wallensteins Treue in Verdacht. Man will Beweise in Händen haben, daß er mit den Feinden einverstanden sei, daß er damit umgehe, die Armee zu verführen, ja, man findet es bei seinem bekannten Ehrgeiz und bei den großen Mitteln, die ihm zu Gebote stehen, nicht ganz unwahrscheinlich, daß er Böhmen an sich zu reißen denke.

Seine eignen weitläufigen Besitzungen in diesem Königreiche, der Geist des Aufruhrs in demselben, der noch immer unter der Asche glimmt, die hohen Begriffe der Böhmen von der Wahlfreiheit ihrer Krone, das noch frische Andenken der pfälzischen Anmaßung, das Interesse der feindlichen Partei, Oestreich auf jede Art zu schwächen, endlich das Beispiel mehrerer im Laufe dieses Krieges gelungenen Usurpationen konnten ein Gemüt wie das seinige leicht in Versuchung führen.

Wallensteins Betragen gründet sich auf einen sonderbaren Charakter. Von Natur gewaltthätig, unbiegsam und stolz, ist ihm Abhängigkeit unerträglich. Er will des Kaisers General sein, aber auf seine eigne Art und Weise. In seinen wirklichen Schritten ist noch nichts Kriminelles, indessen fehlt es nicht an starken Versuchungen. Der Glaube an eine wunderbare, glückliche Konstellation, der Blick auf die großen Mittel, die er in Händen hat, und auf die günstigen Zeitumstände, verbunden mit den Aufforderungen, die von außen an ihn ergehen, wecken allerdings ausschweifende Gedanken in ihm, mit denen seine Phantasie sich nicht ungern trägt; doch spielt er mehr mit diesen Hoffnungen, insofern ihm die Möglichkeit schmeichelt, als daß er seine Schritte fest zu einem Ziele hinlenkte.

Aber ob er gleich nicht direkt, nicht entscheidend zum Zwecke handelt, so sorgt er doch, die Ausführung immer möglich und sich die Freiheit zu erhalten, Gebrauch von den bereiteten Mitteln zu machen. Er sondiert den Feind, hört seine Vorschläge an, sucht ihm Vertrauen einzuflößen, attachiert sich die Armee durch alle Mittel und verschafft sich leidenschaftliche Anhänger bei derselben. Kurz, er vernachlässigt nichts, um einen möglichen Abfall vom Kaiser und eine Verführung des Heers von ferne vorzubereiten, wäre es auch nur um seiner Sicherheit willen, um an der Armee eine Stütze gegen den Hof zu haben, wenn er derselben bedürfen sollte.

Die natürliche Folge dieses Betragens ist, daß seine Gesinnungen immer zweideutiger erscheinen und der Verdacht gegen ihn immer neue Nahrung erhält. Denn eben, weil er sich noch keiner bestimmt kriminellen Absicht bewußt ist, so hält er sich in seinen Aeußerungen nicht vorsichtig genug; er folgt seiner Leidenschaft und geht sehr weit in seinen Reden. Noch weiter als er selbst gehen seine Anhänger, die seinen Entschluß für entschiedner halten, als er ist. Von der andern Seite wächst der Argwohn. Man glaubt am Hofe das

Schlimmste, man hält es für ausgemacht, daß er auf eine Konjunktion mit dem Feinde denke, und ob es gleich an juridischen Beweisen fehlt, so hat man doch alle moralische dafür. Seine Handlungen, seine geäußerten Gesinnungen erregen Verdacht, und der Verdacht steigert seine Gesinnungen und Handlungen.

Man hält also für notwendig, ihn von der Armee zu trennen, ehe er seinen Anschlag mit ihr ausführen kann; aber das ist keine so leichte Sache, da der Soldat ihm äußerst ergeben ist und sehr viele von den vornehmsten Befehlshabern das stärkste Interesse haben, ihn nicht sinken zu lassen. Ehe man also etwas öffentlich gegen ihn beginnt, will man ihn schwächen, seine Macht teilen, ihm seine Anhänger abwendig machen, und der Sohn des Kaisers, König Ferdinand von Ungarn, ist schon bestimmt, das Kommando nach ihm zu übernehmen.

Unter allen Generalen Wallensteins stehen die beiden Piccolomini, Vater und Sohn, im größten Ansehen bei den Truppen; auf diese beiden rechnet Wallenstein besonders, um seine Anschläge auszuführen, und der Hof, um jene Anschläge zu zerstören.

Octavio Piccolomini, der Vater, ein alter Waffenbruder und Jugendfreund Wallensteins, hat alle Schicksale dieses Kriegs mit ihm geteilt. Gewohnheit hat den Herzog an ihn gefesselt, astrologische Gründe haben ihm ein blindes Vertrauen zu demselben eingeflößt, so daß er ihm seine geheimsten Anschläge mitteilt. Aber Octavio Piccolomini hat eine zu pflichtmäßige und geordnete Denkungsart, um in solche Plane mit einzugehen, und da er den Herzog nicht davon zurückhalten kann, so ist er der erste, der den Hof davon unterrichtet. Seine laxe Weltmoral erlaubt ihm, das Vertrauen seines Freundes zum Verderben desselben zu mißbrauchen und auf den Untergang desselben seine eigene Größe zu bauen. Er steht in geheimen Verständnissen mit dem Hof, während daß sich Wallenstein ihm argwohnlos hingibt, und er entschuldigt diese Falschheit vor sich selbst dadurch, daß er sie an einem Verräter und zu einer guten Absicht ausübe.

Neben diesem zweideutigen Charakter steht die reine, edle Natur seines Sohns Max Piccolomini. Dieser ist durch Wallenstein zum Soldaten erzogen und wie ein Sohn von ihm geliebt und begünstigt worden. So hat er sich frühe gewöhnt, ihn enthusiastisch zu verehren und wie einen zweiten Vater zu lieben. Seiner edlen und reinen Seele

erscheint Wallenstein immer edel und groß, und in den Irrungen desselben mit dem Hof nimmt er leidenschaftlich die Partei seines Feldherrn . . .

Noch hat es Octavio Piccolomini nicht gewagt, über die wahren Absichten Wallensteins seinem Sohn die Augen zu öffnen; denn er fürchtet dessen aufrichtigen Charakter, und von der Pflichtmäßigkeit desselben hat er eine so gute Meinung, daß er ihn ohne Gefahr sich selbst glaubt überlassen zu können.

So stehen die Sachen, als beim Ablauf des Winters 1634 die Handlung des Stücks zu Pilsen eröffnet wird.

„Wallenstein besorgt, daß man ihn absetzen und zu Grund richten will. Am Hofe fürchtet man, daß Wallenstein etwas Gefährliches machiniere. Jeder Teil trifft Anstalten, sich der drohenden Gefahr zu erwehren; und der Zuschauer muß besorgen, daß gerade diese Anstalten das Unglück, welches man dadurch verhüten will, beschleunigen werden."

Wallenstein darf nicht mehr zweifeln, daß man damit umgeht, ihn vom Kommando zu entfernen. Er ist entschlossen, sich das nicht gefallen zu lassen, er muß also zuvorkommen, jetzt, da er seine Macht noch beisammen hat; das Militär hängt an ihm, es ist imstand, ihn zu halten.

Er versammelt also die Befehlshaber der Regimenter in Pilsen, wo er sich aufhält, um sich ihres Eifers zu versichern, um sich aufs genaueste mit ihnen zu verbinden. Hier ist auch ein kaiserlicher Geschäftsträger mit solchen Aufträgen erschienen, welche Wallensteins Absetzung vorbereiten sollen. Wallenstein nimmt von dem Inhalt dieser kaiserlichen Forderungen Anlaß, den Hof ins Unrecht zu setzen, die Befehlshaber gegen den Kaiser aufzubringen und seine Privatsache zu einer Sache des ganzen Korps zu machen. Einzelne Befehlshaber sind schon ganz und auf jede Bedingung sein, andere sind ihm durch Dankbarkeit, Gewohnheit oder Neigung anhängig, wieder andere haben mit ihm alles zu verlieren, alle müssen seinen Fall als ein Unglück des ganzen Korps ansehen. Dieses noch entfernte Unglück macht er, um ihren Entschluß zu beschleunigen, gegenwärtig und wirklich, indem er sich vor einer Versammlung der Befehlshaber des Kommandos selbst begibt, gleichsam um sich einer beschimpfenden Absetzung zu entziehen. Dieser Schritt thut die erwartete Wirkung, die Sitzung endigt stürmisch, und Wallenstein muß den kaiserlichen Botschafter vor der Wut der Truppen in Sicherheit bringen.

Dieser ganze Auftritt war aber nur eine Maske Wallen-

steins, der sich durch den Feldmarschall Illo, seinen Vertrauten, der Gesinnungen der Kommandeurs schon vorher versichert hatte und gewiß war, daß sie lieber in alles, als in seine Absetzung willigen würden. Illos Absicht dabei ist, diese Furcht der Generale vor einer Veränderung im Regiment dazu zu benutzen, um sie mit dem General gegen den Hof zu vereinigen. Graf Terzky, Wallensteins Schwager, hat alle in Pilsen anwesende Befehlshaber zu einem Bankett eingeladen. Bei dieser Gelegenheit wollte man ihnen einen Revers vorlesen, worin sie dem Wallenstein Treue und Beistand gegen alle seine Feinde angeloben; zwar unter dem ausdrücklichen Vorbehalt ihrer Dienstpflicht gegen den Kaiser, aber diese Klausel sollte in dem Exemplar, welches wirklich unterschrieben wurde, wegbleiben, und man hoffte, daß sie diese Verwechslung in der Hitze des Weins nicht bemerken würden. Doch Wallenstein selbst weiß von diesem Betruge nichts, er selbst sollte vielmehr der Betrogene sein und die unbedingte Verschreibung der Kommandeurs für freiwillig halten.

Indem man sich auf diesem Wege der Kommandeurs zu versichern sucht, hat sich von selbst schon ein neues Band zwischen Wallenstein und dem jüngern Piccolomini angeknüpft.

Der Herzog hat seine Gemahlin und Tochter nach Pilsen kommen lassen und das Geleit dieser Damen dem jüngern Piccolomini aufgetragen. Max bringt eine heftige Neigung zur Prinzessin zurück, die sich gleich bei seinem ersten Auftritt, wo er von der Begleitung der Prinzessin eben zurückkommt, durch eine weichere Stimmung ankündigt; er wird wieder geliebt und erwartet aus Wallensteins Händen das Glück seines Lebens. Die Gräfin Terzky, Wallensteins Schwägerin, wird in das Geheimnis gezogen, und lebhaft interessiert für alles, was die Unternehmung Wallensteins fördern kann, ermuntert und nährt sie ohne Wissen des Herzogs diese Liebe, wodurch sie ihm die Piccolomini aufs engste zu verbinden hofft. Sie selbst veranstaltet eine Zusammenkunft beider Liebenden in ihrem Hause, unmittelbar vorher, ehe Max Piccolomini zum Bankett abgeht, wo der Revers unterschrieben werden soll. Sie behandelt zwar diese Liebe nur als Mittel zu ihrem politischen Zweck, aber schon jetzt zeigt die Leidenschaft der beiden jungen Personen einen zu selbständigen, heroischen und reinen Charakter, als daß sie den Absichten der Gräfin entsprechen könnte.

Bei dem Bankett zeigen sich die Obersten sehr geneigt,

Wallensteins Partei zu nehmen, und **Buttler**, der Chef eines Dragonerregiments, überliefert sich selbst von freien Stücken dem Herzog. Zu diesem Schritte treibt ihn teils die Dankbarkeit gegen Wallenstein, der ihn belohnte und beförderte, teils die Rachsucht gegen den Hof, woher ihm eine Beschimpfung widerfahren ist. Bei diesem Gastmahl lernt man in der Person des **Kellermeisters** einen Repräsentanten der böhmischen Unzufriednen kennen, welche, der östreichischen Regierung abgeneigt, der proskribierten Religion im Herzen anhängen und deren Zahl noch groß genug ist, um Wallensteins Hoffnungen zu rechtfertigen. Ein goldnes Trinkgeschirr mit dem böhmischen Wappen geht herum, welches auf die Krönung des Afterkönigs Friedrichs von der Pfalz verfertigt worden und eine bequeme Veranlassung gibt, mehrere historische und statistische Notizen über das damalige Böhmen beizubringen . . .

Auch der Anfang des ganzen Dreißigjährigen Kriegs findet auf diesem Becher eine Stelle . . .

Nach aufgehobener Tafel wird der untergeschobene Revers, worin die Klausel vom Dienste des Kaisers fehlt, unterschrieben; alle Kommandeurs zeigen sich willig, nur Max Piccolomini bittet um Aufschub, nicht aus Argwohn des Betruges, nur aus angewohnter Gewissenhaftigkeit, kein Geschäft von Belang in der Zerstreuung abzuthun. Seine Weigerung setzt den ohnehin schon berauschten Illo in Hitze; er glaubt das Geheimnis verraten und verrät es eben dadurch selbst.

Octavio Piccolomini findet nun, daß der Moment gekommen, wo er seinem Sohn das Geheimnis entdecken dürfe und müsse. Er hat die Leidenschaft desselben zur Prinzessin von Friedland bemerkt und muß eilen, ihm die Augen zu öffnen. Die Standhaftigkeit seines Sohnes, womit er die Unterschrift geweigert, gibt ihm Hoffnung, daß er ein solches Geheimnis zu ertragen und zu bewahren fähig sei. Er entdeckt sich ihm unmittelbar nach dem Gastmahl, alle Machinationen Wallensteins kommen zur Sprache, und man erfährt nun auch die Gegenmine. Octavio Piccolomini weist ein kaiserliches Patent auf, worin Wallenstein in die Acht erklärt, die Armee des Gehorsams gegen ihn entbunden und an die Ordre des Octavio Piccolomini angewiesen ist. Von diesem Patent sollte im dringenden Fall Gebrauch gemacht werden.

Octavio kann aber seinen Sohn von Wallensteins Schuld nicht überzeugen; sie geraten heftig an einander, und Octavio

muß ihm versprechen, nicht eher von diesem kaiserlichen Patent Gebrauch zu machen, als bis er selbst, Max Piccolomini, von Wallensteins Schuld überzeugt sei . . .

Noch während dieses Gesprächs, welchem der dritte Aufzug gewidmet ist, bringt eine Eilbote dem Octavio Piccolomini die Nachricht, daß der vornehmste Unterhändler Wallensteins, Sesina, mit allen ihm anvertrauten Briefschaften von einem dem Kaiser treuen General aufgefangen sei und schon nach Wien geführt werde. Octavio erwartet von diesem Umstand die völlige Aufklärung über Wallensteins Absichten; Max hingegen, unerschütterlich im Glauben an den Herzog. erklärt ihm rund heraus, daß er entschlossen sei, sich unmittelbar an Wallenstein selbst zu wenden . . .

In der nämlichen Nacht, wo das Bankett gehalten wird und Octavio Piccolomini seinem Sohn die Augen öffnet, beobachtet Wallenstein mit seinem Astrologen die Sterne und überzeugt sich von der glücklichen Konstellation. Indem er noch mit diesen Gedanken beschäftigt ist, wird ihm die Nachricht gebracht, daß Sesina aufgefangen und mit allen Papieren in den Händen seiner Feinde sei. Nun hat er zwar selbst nichts Schriftliches von sich gegeben, alle Negoziationen mit dem Feind sind durch seines Schwagers Hände gegangen; aber es ist wohl vorauszusehen, daß man ihm selbst diese letztern alle zurechnen werde. Auch hat er sich mündlich gegen den Sesina sehr weit herausgelassen, und dieser wird alles gestehen, um seinen Hals zu retten. Wallenstein befindet sich in einer fürchterlichen Bedrängnis, aus der kein Ausweg möglich ist, und er muß seinen Entschluß schnell fassen. Ein schwedischer Oberster ist angelangt, der ihm von seiten Oxenstirns die letzten Propositionen machen will. Läßt er diese Gelegenheit vorbei, so kann er sein Kommando nicht länger bewahren, und er hat alles von der Rache seiner Feinde zu fürchten.

Eh er den schwedischen Botschafter vorläßt, hält er sich in einem Selbstgespräch gleichsam den Spiegel seiner Gesinnungen und Schicksale vor.

Um diesen wichtigen Teil des Schauspiels recht zu fühlen, zu genießen und zu beurteilen, muß man den Wallenstein, den uns der Dichter schildert, aus dem Vorhergehenden gefaßt haben. Der Krieger, der Held, der Befehlshaber, der Tyrann sind an und für sich keine dramatischen Personen. Eine Natur, die mit sich ganz einig wäre, die man nur befehlen, der man nur gehorchen sähe, würde kein tragisches Interesse hervor-

bringen; unser Dichter hat daher alles, was Wallensteins physische, politische und moralische Macht andeutet, gleichsam nur in die Umgebung gelegt. Wir sehen seine Stärke nur in der Wirkung auf andere; tritt er aber selbst, besonders mit den Seinigen und hier im Monolog nun gar allein auf, so sehen wir den in sich gekehrten, fühlenden, reflektierenden, planvollen und, wenn man will, planlosen Mann, der das Wichtigste seiner Unternehmungen kennt, vorbereitet und doch den Augenblick, der sein Schicksal entscheidet, selbst nicht bestimmen kann und mag.

Wenn der Dichter, um seinem Helden das dramatische Interesse zu geben, schon berechtigt gewesen wäre, diesen Charakter also zu erschaffen, so erhält er ein doppeltes Recht dazu, indem die Geschichte solche Züge vorbereitet.

Bei seiner Verschlossenheit beschäftigt sich der historische Wallenstein nicht bloß mit politischen Kalküln; sein Glaube an Astrologie, der freilich in der damaligen Zeit ziemlich allgemein war, jedoch besonders bei ihm tiefe Wurzeln geschlagen hatte, setzt ein Gemüt voraus, das in sich arbeitet, das von Hoffnung und Furcht bewegt wird, über dem Vergangnen, dem Gegenwärtigen und dem Zukünftigen immer brütet, großer Vorsätze, aber nicht rascher Entschlüsse fähig ist. Wer die Sterne fragt, was er thun soll, ist gewiß nicht klar über das, was zu thun ist.

So sind auch kleine Charakterzüge, die uns die Geschichte überliefert, in diesem Sinne besonders merkwürdig, die uns andeuten, wie reizbar dieser unter dem Geräusch der Waffen lebende Kriegsmann in ruhigen Stunden gewesen. Man erzählt, daß er Wachen um seine Paläste gesetzt, die jeden Lärm, jede Bewegung verhindern mußten, daß er einen Abscheu hatte, den Hahn krähen, den Hund bellen zu hören: Sonderbarkeiten, die ihm seine Widersacher noch in einer spöttischen Grabschrift vorwarfen, die uns aber auf eine große Reizbarkeit deuten, welche darzustellen des Dichters Pflicht und Vorteil war.

In diesem Sinne ist der Monolog Wallensteins gleichsam die Achse des Stücks. Man sieht ihn rückwärts planvoll, aber frei, vorwärts planerfüllend, aber gebunden. So lange er seiner Pflicht gemäß handelte, reizt ihn der Gedanke, daß er allenfalls mächtig genug sei, sie übertreten zu können, und in dieser Aussicht auf Willkür glaubt er sich eine Art von Freiheit vorzubereiten; jetzt aber, in dem Augenblick, da er die Pflicht übertritt, fühlt er, daß er einen Schritt zur Knechtschaft thue; denn der Feind, an den er sich anschließen muß, wird ihm ein weit gestrengerer Herr, als ihm sonst der recht-

mäßige war, ehe er dessen Vertrauen verlor. Erinnert man sich hierbei an jene Züge, die wir von des dramatischen Wallensteins Charakter überhaupt dargestellt, so wird man nicht zweifeln, daß dieser Monolog von großer poetischer und theatralischer Wirkung sein müsse, wie bei uns die Erfahrung gelehrt hat.

Wrangel, der schwedische Bevollmächtigte, erscheint nun und drängt den Fürsten, eine entscheidende Antwort zu geben, nennt die Forderungen und die Versprechungen der Schweden. Wallenstein soll mit dem Kaiser förmlich und unzweideutig brechen, die kaiserlich gesinnten Regimenter entwaffnen, Prag und Eger in schwedische Hände liefern u. s. w. Dafür wird sich der Rheingraf, Otto Ludwig, an der Spitze von sechzehntausend Schweden mit ihm vereinigen. Eine kurze Bedenkzeit wird ihm gegeben, und Wrangel tritt ab, um ihm zu dem Entschluß Zeit zu lassen.

Noch schwankt Wallenstein. In größter Unschlüssigkeit finden ihn seine Vertrauten, Illo und Terzky, ja, die Konferenz mit Wrangel hat ihm ganz und gar die Lust benommen. Unerträglich ist ihm der Uebermut der Schweden; die nachteilige Lage, in die er sich durch seinen Schritt mit dem Feinde setzt, ist ihm fühlbar worden; jetzt noch will er zurücktreten. Da erscheint die Gräfin Terzky, und indem sie alle seine Leidenschaften aufreizt und durch ihre Beredsamkeit alle Scheingründe gelten macht, bestimmt sie seinen Entschluß; Wrangel wird gerufen, und Eilboten gehen sogleich ab, die Befehle des Herzogs nach Prag und Eger zu überbringen.

Max Piccolomini hatte während dieses Auftritts vergebens vorzukommen gesucht; seine gerade Weise und die natürliche Beredsamkeit seines Herzens würde es ohne Zweifel über die Sophistereien der Gräfin Terzky davongetragen haben; eben darum verhindert sie seinen Eintritt.

Octavio Piccolomini ist der erste, welchem Wallenstein seinen Entschluß mitteilt und einen Teil der Ausführung übergibt. Ihn erwählt er dazu, die kaiserlich gesinnten Regimenter in der Unthätigkeit zu erhalten und die Generale Altringer und Gallas, welche es mit dem Hof halten, gefangen zu nehmen. Er selbst treibt den Octavio, Pilsen zu verlassen; ja, er gibt ihm seine eigenen Pferde dazu und befördert dadurch die Wünsche seines heimlichen Widersachers.

Jetzt endlich findet Max Piccolomini Zutritt, und Wallenstein selbst eröffnet ihm seinen Abfall vom Kaiser. Der Schmerz des Piccolomini ist ohne Grenzen; er versucht durch die rührendsten Vorstellungen, den Herzog von dem unglück-

lichen Entschluß abzubringen, ja, es gelingt ihm, ihn wirklich zu erschüttern. Aber die That ist geschehen, die Eilboten haben schon viele Meilen voraus, Wrangel ist unsichtbar geworden. Max Piccolomini entfernt sich in Verzweiflung.

Illo und Terzky erscheinen. Sie haben erfahren, daß Wallenstein den Octavio verschicken und ihm einen Teil der Armee übergeben will. Nie haben sie dem Octavio getraut und Wallenstein öfters vergeblich vor ihm gewarnt; auch jetzt versuchen sie alles, den Herzog zu bewegen, daß er ihn nicht aus den Augen lasse. Aber vergebens! Wallenstein besteht fest darauf, und zuletzt, um sie zum Stillschweigen zu bringen, eröffnet er ihnen den geheimen Grund seines Glaubens an Octavios Treue: „Es gibt im Menschenleben Augenblicke" ꝛc.

Octavio Piccolomini verliert nun keinen Augenblick, von dem kaiserlichen Patente Gebrauch zu machen. Die That, welche den Wallenstein unwidersprechlich verdammt, ist geschehen, das Reich ist in Gefahr. Ehe er also Pilsen verläßt, macht er einen Versuch, mehrere Kommandeurs zu ihrer Pflicht zurückzuführen, und es gelingt ihm mit mehreren; er beredet sie, in derselben Nacht zu entfliehen.

Diejenigen unter ihnen, die bloß durch ihren Leichtsinn verführt wurden, Wallensteins Partei zu ergreifen, werden durch einen Ton des Ansehens überrascht, ins Gedränge gebracht und zu einer kategorischen Erklärung genötigt; dieser allgemeinere Fall wird uns in der Person des Grafen Isolani, Anführers der Kroaten, vorgehalten. Gegen diesen braucht Octavio das Verbrechen, zu welchem er sich hinreißen lassen wollte, bloß zu nennen, um ihn schnell andres Sinnes zu machen. Ein ganz anderes Betragen wird gegen Buttler, den Anführer der Dragoner, beobachtet, der aus lebhaftem Gefühl einer vom Hof erlittnen Beschimpfung in das Komplott eingegangen und sich entschlossen zeigt, es aufs Aeußerste kommen zu lassen. Ihn überführt Octavio Piccolomini durch Vorzeigung authentischer Dokumente, daß Wallenstein selbst der Urheber jener Beschimpfung gewesen und ihm dieselbe in der Absicht zugezogen habe, ein desto bereitwilligeres Werkzeug seiner Entwürfe aus ihm zu machen.

Buttler, erfüllt von Rache gegen den Herzog, bittet um Erlaubnis, mit seinem Regiment bleiben zu dürfen; seine Absicht ist, Wallenstein zu Grund zu richten.

Die Trennung beider Piccolomini endigt das Stück, Octavio versucht umsonst, seinen Sohn mitzunehmen. Dieser

besteht darauf, seine Geliebte noch zu sehen, gibt aber sein Wort, die pflichtmäßig gesinnten Regimenter aus Pilsen hinwegzuführen, oder in dem Versuch zu erliegen.

Aus dieser kurzen Darstellung der dramatischen Fabel geht klar hervor, daß dieser erste Teil Wallensteins von den beiden Piccolomini seinen Namen nicht mit Unrecht führt. Obgleich der Dichter uns darin nur den Teil eines Ganzen liefert, so ist dieses Ganze doch der Anlage nach schon darin enthalten, und alles ist vorbereitet, was der zweite Teil nur dramatisch ausführen wird. Man sieht den allgemeinen Abfall der Regimenter von ihrem Feldherrn voraus, auch das Mordschwert, wodurch Wallenstein zu Eger umkommt, ist jetzt schon über seinem Haupt aufgehangen. Zwar sehen wir Max Piccolomini, von seiner Leidenschaft zur Prinzessin festgehalten, zur großen Besorgnis seines Vaters noch in Pilsen zurückbleiben; aber seine Gemütsart kennen wir so genau, der Charakter seiner Liebe und seiner Geliebten ist so gezeichnet, daß über den Entschluß, den er fassen wird, kein Zweifel stattfinden kann. Er wird seiner Dienstpflicht das schmerzhafte Opfer bringen, aber er wird es nicht überleben. Und so sehen wir von fern schon eine Kette von Unfällen aus einer unglücklichen That sich entwickeln und mit dem einzigen, der alles hielt, alles zusammenstürzen.

Wollte man das Objekt des ganzen Gedichts mit wenig Worten aussprechen, so würde es sein: die Darstellung einer phantastischen Existenz, welche durch ein außerordentliches Individuum und unter Vergünstigung eines außerordentlichen Zeitmoments unnatürlich und augenblicklich gegründet wird; aber durch ihren notwendigen Widerspruch mit der gemeinen Wirklichkeit des Lebens und mit der Rechtlichkeit der menschlichen Natur scheitert und samt allem, was an ihr befestigt ist, zu Grunde geht. Der Dichter hatte also zwei Gegenstände darzustellen, die mit einander im Streit erscheinen — den phantastischen Geist, der von der einen Seite an das Große und Idealische, von der andern an den Wahnsinn und das Verbrechen grenzt, und das gemeine wirkliche Leben, welches von der einen Seite sich an das Sittliche und Verständige anschließt, von der andern dem Kleinen, dem Niedrigen und Verächtlichen sich nähert. In die Mitte zwischen beiden, als eine ideale, phantastische und zugleich sittliche Erscheinung, stellt er uns die Liebe, und so hat er in seinem Gemälde einen gewissen Kreis der Menschheit vollendet.

Zu Schillers und Ifflands Andenken.

Weimar, den 10. Mai 1815.

In diesen letzten Wochen erinnerte man sich allgemein zweier abgeschiedenen vortrefflichen Männer, welchen das deutsche Theater unendlich viel verdankt, deren bedeutende Verdienste noch dadurch erhöht werden, daß sie von Jugend auf in dem besten Vernehmen eine Kunst gefördert, zu der sie geboren waren. Bemerklich ist hierbei, daß der Geburtstag des einen nicht weit von dem Todestag des andern falle, welcher Umstand zu jener gemeinsamen Erinnerung Anlaß gab.

Iffland war am 26. April geboren, welchen Tag das deutsche Theater würdig gefeiert hat; Schiller hingegen entzog sich am 9. Mai der Welt und seinen Freunden. An einem Tage daher ward auf dem Großherzogl. Weimarischen Theater das Andenken beider Männer dramatisch erneuert; und zwar geschah es folgendermaßen.

Die beiden letzten Akte der Hagestolzen wurden aufgeführt; sie können gar wohl als ein Ganzes für sich angesehen, als eins der schönsten Erzeugnisse Ifflands betrachtet werden, und man durfte um so eher diese Wahl treffen, als das ganze Stück, vollkommen gut besetzt und sorgfältig dargestellt, immerfort bei uns einer besondern Gunst genießt.

Der Schluß des letzten Aktes ging unmittelbar in ein Nachspiel über, welches, in Versen gesprochen, sogleich den Ton etwas höher nehmen durfte, obgleich die Zusammenspielenden nicht eigentlich aus ihrem Charakter heraustraten. Die in dem Stücke selbst obwaltenden Mißverhältnisse kamen auf eine läßliche Weise wieder zur Sprache und wurden freundlich beschwichtigt, so daß zuletzt Margareta, ihre Persönlichkeit nicht ganz verleugnend, in einen Epilog höhern Stils übergehen konnte, welcher, den Zweck des Ganzen näher bezeichnend, die Verdienste jenes vortrefflichen Mannes mit würdiger Erhebung einigermaßen aussprach.

Hierauf ward Schillers Glocke nach der schon früher beliebten Einrichtung vorgestellt. Man hatte nämlich diesem trefflichen Werke, welches auf eine bewunderungswürdige Weise sich zwischen poetischer Lyrik und handwerksgemäßer Prosa hin und wider bewegt und so die ganze Sphäre

theatralischer Darstellung durchwandert, ihm hatte man ohne die mindeste Veränderung ein vollkommen dramatisches Leben mitzuteilen gesucht, indem die mannigfaltigen einzelnen Stellen unter die sämtliche Gesellschaft nach Maßgabe des Alters, des Geschlechts, der Persönlichkeit und sonstigen Bestimmungen verteilt waren, wodurch dem Meister und seinen Gesellen, herandringenden Neugierigen und Teilnehmenden sich eine Art von Individualität verleihen ließ.

Auch der mechanische Teil des Stücks that eine gute Wirkung. Die ernste Werkstatt, der glühende Ofen, die Rinne, worin der feurige Bach herabrollt, das Verschwinden desselben in die Form, das Aufdecken von dieser, das Hervorziehen der Glocke, welche sogleich mit Kränzen, die durch alle Hände laufen, geschmückt erscheint, das alles zusammen gibt dem Auge eine angenehme Unterhaltung.

Die Glocke schwebt so hoch, daß die Muse anständig unter ihr hervortreten kann, worauf denn der bekannte Epilog, revidiert und mit verändertem Schlusse, vorgetragen und dadurch auch dieser Vorstellung zu dem ewig werten Verfasser eine unmittelbare Beziehung gegeben ward. Madame Wolff rezitierte diese Schlußrede zur allgemeinsten Bewunderung, so wie Madame Lortzing in jenem Nachspiel sich den verdientesten Beifall erwarb. Man hat die Absicht, beide genannte Stücke zwischen jenen bezeichneten Tagen jährlich aufzuführen.

Nachspiel zu den Hagestolzen.

Erste Gruppe.

Margrete. Der Hofrat. Therese. Die beiden Kinder

Margrete.

Aus werter Hand hab' ich den Strauß empfangen,
Und festlich prangt er mir im schlichten Haar;
Als hohe Braut komm' ich einhergegangen,
Die gestern noch ein armes Mädchen war;
Bald schmückt mich reicher Stoff und goldne Spangen,
Ein Diener reicht mir das Befohlne dar,
Die niedre Kammer tausch' ich um mit Zimmern,
Wo Decken strahlen, wo Tapeten schimmern.

Und werd' ich dann mich selber noch erkennen?
Bin ich dann auch so froh, so brav, so gut?

(Zu Theresen.)

Wirst du mich dann auch noch Margrete nennen?

(Zu den Kindern.)

Und Bärbchen, Paul, — seid ihr mir dann noch gut?
Soll ich es je, jemals vergessen können,
Daß ich aufs Feld ging mit dem Schnitterhut? —

(Zum Hofrat.)

Dann hast du dir die Rechte nicht erlesen,
Dann bin ich — nein! — Margrete nie gewesen!

(Sie verbirgt sich in die Arme des Hofrats.)

Hofrat.

So recht! An des Mannes Arme
Flüchte sich das bange Weib,
Daß ihr sanft geschmiegter Leib
An der starken Brust erwarme.

Margrete (zum Hofrat).

Und werd' ich deiner Hoffnung auch entsprechen?
Sieh mich noch einmal an! Gefall' ich dir
Mit jenem Wasserkrug, mit jenem Rechen,
Mit diesem Mieder ohne Putz und Zier?
Und wirst du dann auch freundlich zu mir sprechen,
Wenn es nun fest ist zwischen dir und mir?
Bedenke dich! Für mich sei ohne Sorgen!
Denn, wie ich heute bin, so bin ich morgen.
Wir kennen nicht der Städter leichte Sitte,
Wir halten Wort auf unsrer stillen Flur;
Die treue Liebe wohnt in unsrer Mitte,
Sie weilet gern in ländlicher Natur.

(Zu Theresen.)

Nicht wahr? — O Schwester, auch in deiner Hütte
Blüht ihrer Nähe segensvolle Spur.
Das wunderseltne Bild beglückter Ehen,
Bei euch hier hab' ich's oder nie gesehen.
O, daß es mich, auch dorthin mich begleite,
Wo sich das Leben wilder nun bewegt,
Wo Häuser streben in die Höh' und Weite,
Wo sich der Lärm auf lauten Märkten regt! —

(Zum Hofrat.)

Dann, Lieber, rette dich an meine Seite,

Zu ihr, die dich im treuen Herzen trägt,
Die sich dir ganz und ewig hingegeben! —
So gehn wir, fest umschlungen, durch das Leben.

Therese.

Ich weiß nicht, was mit dem Mädchen ist!
So auf einmal anders! Margrete, du bist —

Hofrat.

Gute Frau, laß sie gewähren!
Was sie spricht, ist Silberhall
Aus der Harmonie der Sphären,
Die im unermeßnen All
Ihren hohen Meister loben.
Ja, auch mich, den ernsten Mann,
Drängt, was ich nicht nennen kann,
Mächtig, wunderbar nach oben.
Und wie man von Bergeshöhen
Pflegt ins niedre Thal zu sehen, —
Hier das Dörfchen, dort die Au,
Weiterhin die grünen Streifen,
Die in braune Felder schweifen,
Fern der Berge Nebelgrau — :
Also trägt uns oft das Leben
Ueber Menschen-Thun und -Weben,
Wie auf unsichtbaren Thron,
Und wir schaun — uns hebt der Glaube! —
Haupt in Wolken, Fuß am Staube,
In die tiefe Region.
Vor mir ausgebreitet, blühet
Reiche, herrliche Natur;
Das Unendliche durchglühet
All' und jede Kreatur.
Segen denen, die gefunden
Früher Liebe Rosenstunden!
Früher Ehe Vaterglück
Schaut ins Leben gern zurück.
Aber auch in späten Tagen,
Wie wir selbst es heute wagen,
Wenn sich's gattet, wenn's gerät,
Immer ist es nicht zu spät.
Aber die, gebeugt durch Schmerzen,
Abgesagt dem holden Bund

Und, von Schicksalsschlägen wund,
Ausgelöscht der Hochzeit Kerzen — —
Diesen armen Pilgern Friede,
Bis sie einst, der Wallfahrt müde,
Eingehn in gesell'ge Ruh,
Den verklärten Höhen zu!

Margrete.

Nicht doch! Wer wird so traurig reden!
Schon fühl' ich mir's naß in die Augen treten.

Hofrat.

Wenn Thränen in den Augen stehn,
Scheint Erd' und Himmel doppelt schön.

(Er geht langsam mit Margreten nach dem Hintergrund.)

Paul.

Mutter, was mag dem Fremden fehlen?

Therese.

Es macht, er ist Margreten so gut.

Paul.

Das wundert mich, daß ihm das wehe thut.

Therese.

Ich will's euch ein andermal erzählen.
Wenn ihr groß seid, wird es euch auch so gehn.

Bärbchen.

Komm, Paul, wir wollen Stutzböckchen sehn!

(Sie springen fort.)

Zweite Gruppe.

Therese und Linde.

Linde.

Heisa! Wie das hüpft und springt!

Therese (wie in Gedanken)

Gott gebe nur, daß es gut gelingt!

Linde.

Was denn?

Therese.

Die Heirat mit Margreten.

Linde.

O ja! — warum nicht?

Therese.

Soll ich reden?

Linde.

Ei freilich, Therese, ich höre dich gern.

Therese.

Siehst du, ich habe nichts wider den Herrn.
Er ist so artig, so mild und gut:
Vor jedem Bauer zieht er den Hut;
Man kann mit ihm sprechen, man kann ihn fragen;
Bald bringt er den Paul, bald Bärbchen getragen;
Selbst der in der Wiege, der kleine Dieb,
Lacht, wenn er ihn sieht, und hat ihn lieb.
Aber das lass' ich mir nun einmal nicht nehmen:
Das Dorf paßt nimmer zu der Stadt;
Und wo Reich und Arm sich gesellet hat,
Da will sich's nicht schicken und bequemen.

Linde (ihr die Hand reichend)

Nun, nach Reichtum haben wir nicht gefreit.

Therese (einschlagend).

Der größte Schatz ist Genügsamkeit;
Dann Gesundheit dazu und tüchtiges Streben:
So hat man immer genug zu leben.
Und, kurz und gut, Vornehm und Gering
Hat es von Anbeginn gegeben;
Das ist ein uralt weislich Ding:
Wer in die Sonne blickt, wird erblinden,
Und wer ein niedres Los empfing,
Der soll sich nicht Hohes unterwinden.
Wie manchmal hast du mir Geschichten
In Winterabenden erzählt,
Wie Leute, die der Hochmut quält,
Nach fernen Inseln die Anker lichten,
Um nicht zu Hause den Acker zu baun;
Wie sie all ihre Hoffnung und sich dazu
Den wilden Meeren anvertraun,
Statt daheim zu bleiben in sichrer Ruh! —
Sie sind reich geworden und sind — verdorben
Und sind zuletzt noch in Armut gestorben.

Linde.

Und das alles fällt dir ein,
Weil Margrete nach der Stadt will frein?

Therese.

Unsre Hütte sei unser Hochzeitsaal!
Wir, Fritz, wir bleiben in Fallendal:
Statt Prunkgemächer, statt Samt und Seide
Sind unsre Kinder unsre Freude.

Linde.

Wir stärken uns immer an unsern Lieben!
Ach ja, das Leben ist doch schön!
Ich wollte, du wärst nicht heim geblieben;
Du hättest sollen mit mir gehn.
Siehst du, es ist dir draußen ein Segen,
Wahrhaftig, es sieht's ein Auge gern;
Getreide mannshoch allerwegen —
Heuer, Therese, blinkt unser Stern:
Die Aehren so dicht, so reich und schwer;
Es wallt und wogt wie ein Halmenmeer.
Die Sicheln sind doch sämtlich im Stand?

Therese.

Schon vorige Woche.

Linde.

Willkommne Zeit!
Und fröhliche Menschen, zum Wirken bereit.

(Als sie den Geheimerat und Hofrat kommen sehen, gehen sie ins Haus.)

Dritte Gruppe.

Der Geheimerat Sternberg und der Hofrat.

Sternberg.

Nein, teurer Freund, es ist wohlbedacht;
Ich bleibe bei euch nicht über Nacht.
Beruhigung, mit heitern Mienen,
Ist mir in freier Luft erschienen;
Auch mir lehrt dieser schöne Tag,
Was ich zu meinem Glück vermag.

Hofrat.

Wo soll's denn hin?

Sternberg.

An meine Geschäfte.

Hofrat.

Immer nur wieder geschriebenes Wort!

Sternberg.

Fleiß im Beruf gibt neue Kräfte.

Hofrat.

Du liesest —?

Sternberg.

Akten —

Hofrat.

Von Raub und Mord.

Sternberg.

Nicht immer.

Hofrat.

Von gebrochner Pflicht.

Sternberg.

Wir stellen sie her.

Hofrat.

Wie lange?

Sternberg.

Bis sie wieder bricht.

Hofrat.

Ihr betrügt euch ums Leben.

Sternberg.

Gemach, wir sind

Für Thränen —

Hofrat.

Hart.

Sternberg.

Für Bitten —

Hofrat.

Taub.

Sternberg.

Für der Unschuld flehende Blicke —

Hofrat.

Blind.

Was habt ihr von euern Akten?

Sternberg.

Staub!

Doch wie aus Gartenstaub hervor
Blüht uns auch hier ein schöner Flor.
Mein Freund! ein ganzes langes Leben
Hab' ich in Arbeit hingegeben

Für Fürst und Staat, für Recht und Pflicht,
Und heute noch gereut mich's nicht.
Nein, laß mir das Geschäft in Ehren!
Es ist ein Balsam für das Herz;
Nicht töten will es und zerstören,
Es glänzt nicht, fliegt nicht sonnenwärts;
Doch liegt, ich darf es wohl berühren,
Im Staub von Akten und Papieren
Gar wunderbare Zauberkraft,
Zu sänftigen die Leidenschaft;
Und was das blanke Schwert entrafft,
Man muß den Aktenstaub zitieren,
Der es stillwirkend wiederschafft.

Hofrat (der ihm mit steigendem Vergnügen zuhört).
Ei, sieh doch! Schön! für deine Wunden
Ist die Arznei mit einmal gefunden!
Wem Freundeshand, wem Dienerpflicht
Mit Blumen den irdischen Pfad umflicht,
Um den ist's so traurig nicht bestellt.
Wir teilen uns also in die Welt:
Auf dem Lande wie in der Stadt
Jeder zu thun und Freude hat.

Vierte Gruppe.

Geheimerat, Hofrat und Margrete.

Hofrat.

Du bist nicht heiter, wie es scheint;
Ich glaube gar, du hast geweint?
Wie ist das möglich, liebes Kind?
O sag', erkläre dich geschwind!

Margrete.

Ich möchte gern noch immer weinen!
Gutherzig, wie ich Arme bin,
Mir kommt's auf einmal in den Sinn,
O! dacht' ich, könnt' ich sie vereinen,
Das wäre herrlicher Gewinn.
Daß die Geschwister sich versöhnten
Und so das Fest mit Liebe krönten!
Ich lief und sah, der schwere Wagen,

Er war im Hohlweg umgeschlagen.
Schon dacht' ich, alles ist zerbrochen;
Auch kam Mamsell herausgekrochen:
Es war gewiß recht lächerlich!
Nun, dacht' ich erst, nun eilst du dich!
Und mir gelang's, sie zu erreichen.
Das möglichste, sie zu erweichen,
That ich gewiß. — Zurückzukehren,
Lud ich sie ein; ich sprach im Drang
Zu deinem Lob und ihr zu Ehren,
Wovon mir alles nichts gelang.
Der Wagen war emporgehoben,
Der Kutscher Valentin dabei,
Sie hatten ihn hinausgeschoben,
Und Rad und Achse war nun frei.
Da brach es los, ihr heftig Schelten;
Ich sollte nun für gar nichts gelten.
Man sah, sie hatte nie geliebt!
Mit harter Stimme, herber Miene
Hieß sie zuletzt mich eine Trine:
Das hat mich gar zu sehr betrübt!

Hofrat.

Es scheint des Himmels eignes Wollen,
Daß sich nicht alle lieben sollen;
Deshalb denn immer Zank und Zwist
Unter Großen und Kleinen ist.
Wenn zwischen leiblichen Geschwistern
Gar oft die schlimmsten Geister flüstern,
Wenn Väter, Mütter, Männer, Frauen
Sich oft mit scheelem Aug' beschauen,
Wenn zwischen Eltern gar und Kindern
Unmöglich ist, Verdruß zu hindern:
So können wir uns nur betrüben
Und uns einander herzlich lieben.

Sternberg.

Dann suchen wir in manchen Fällen
Ein gut Vernehmen herzustellen;
Und fühl' ich diesen reinen Trieb,
Dann sind mir erst die Akten lieb.
Wenn, statt zu schelten, ich belehre,
Wenn, statt zu strafen, ich bekehre,

Wenn, statt zu scheiden, ich versöhnt:
Hab' ich den Himmel mir erkrönt.

Margrete.

Da 's in der Welt nicht anders ist,
So muß ich es wohl leiden,
Wenn du nur immer liebend bist
Und wir uns nimmer scheiden.

Fünfte Gruppe.

Die Vorigen. Bärbchen und Paul, sodann Wachtel, Therese und Linde.

Paul.

Schwester, hast du so was gesehn?
Der Herr da drin, der weiß zu kochen!

Bärbchen.

Ich denke mir, es schmeckt recht schön:
Wie schön hat es nicht schon gerochen!

Wachtel (unter der Thür).

Ihr Kinderchen, heran, heran!
In Ordnung schnell! Das Fest geht an!

(Die Kinder ins Haus; Margrete, Hofrat und Sternberg treten an die Seite; ländliche Musik hinter der Szene. — Paul mit einem Braten, Bärbchen mit Salat; Therese trägt die Pastete, alsdann folgt Wachtel mit der Kasserolle; Linde schließt mit einem übermäßig großen Brot. Nach einem Umzug stehen sie folgendermaßen:)

Wachtel. Bärbchen. Sternberg. Margrete. Hofrat. Paul.
Therese und Linde.

(Die Musik schweigt.)

Wachtel.

Hier war ein ländlich Mahl zu bereiten.

Paul.

Ich trage Braten.

Bärbchen.

Ich Grünigkeiten.

Therese.

Es wird noch immer städtisch enden;
Pastete trag' ich auf den Händen.

Linde.

Sei's, wie ihm wolle, keine Not!
Hausbacken, tüchtig ist mein Brot.

Wachtel.

Doch, wie zuletzt aus der Kass'rolle
Ein Söschen sich entwickeln solle,
Das ist mir nur allein bewußt;
Das Kochen gibt mir Essenslust.

(Auf die Kasserolle deutend.)

Und hier verkältet sich's bereits!
Geschwind, empfehlt euch allerseits!

(Sie verneigen sich. Musik; sie ziehen in voriger Ordnung ab. Margrete zuletzt zwischen Hofrat und Sternberg. Nahe an der Kulisse begrüßt sie diese, läßt sie abgehen. Sie tritt hervor; die Musik schweigt.)

Margrete

(ohne völlig aus ihrem Charakter zu treten, mit schicklicher Fassung, gegen das Publikum gewendet).

Wohl jeder Kunst, auch unsrer, bleibt es eigen,
Sich öffentlich mit Heiterkeit zu zeigen,
Indessen sie ein Ernsteres versteckt,
Das Herz bewegt und die Betrachtung weckt.
Wenn selbst aus leichtgeschlungnen Tänzen,
Aus bunten, frohgeschwungnen Kränzen
Die ernstere Bedeutung spricht,
Verehrte! so entging euch nicht
Die Dämmerung in unserm Licht;
Ja, durch das ganze heitre Spiel
Hat sich ein schmerzliches Gefühl
Wie Nebelflor hindurch geschlungen.
Noch sind die Töne nicht verklungen,
Die oftmals eure Huldigungen
Zu lautem Beifall aufgeregt,
Wenn unser unerreichter Meister,
Von seinem Genius bewegt,
Vor euch und uns das Reich der Geister
In seltner Kunst zur Schau gelegt.

Auch diese Bretter haben ihn getragen,
Auch diese Wände haben ihn gesehn.
Hier schien, wie einst in fabelhaften Tagen,
Selbst Erz und Marmor lebend zu erstehn,
Der Eichenwald, aufhorchend, mitzugehn,
Wenn der bekränzte Liebling der Kamöne
Der innern Welt geweihte Glut ergoß
Und jeder Zauber leicht berührter Töne
Melodisch ihm von Herz und Lippe floß.

Denn mächtig ist des Mimen heitre Kunst;
Nicht bloß dem eiteln Sonnenblick der Gunst
Will sie die Blüten holder Schöpfung bringen,
Zur höchsten Sphäre wagt sie's aufzudringen! —
Der gotterfüllten Pythia Entzücken
Umweht auch sie in schönern Augenblicken.
Sie höret rauschen in Dodonas Hain,
Weiß Priesterin, weiß Muse selbst zu sein.
Sie küßt den Genius mit heißer Lippe,
Und ihren Durst erquicket Aganippe.

Auf stummer Leinwand atmet zart und mild
In bunter Farben Glanz ein leblos Bild;
Man sieht gebundnen Geist und scheinbar Leben
Des rohen Steines edle Form umgeben;
Der Dichtung, ja des Tonreichs schöne Träume
Entzücken uns in körperlose Räume.
Doch soll des Menschen innres Thun und Walten
Sich frisch und ganz lebendig sich entfalten,
Zum Worte sich, zur kühnen That gestalten:
Solch regsam Bild, solch täuschungsvolles Sein
Lebt in des Mimen ernstem Spiel allein.
Die ganze Welt liegt seinem Thun zum Grunde;
Die Künste sämtlich fordert er zum Bunde.

Ihr saht ein reizendes Idyllenleben
Vor eurer Phantasie vorüberschweben:
So träumt man von arkadischen Gefilden,
So pflegt man sich ein Tempe auszubilden,
Wo, von des Abends Düften lind umweht,
Die Unschuld sich im heitern Licht ergeht,
Als nachbarlich den heil'gen Regionen,
Wo fromme Seelen mit einander wohnen.
Und in der That, des Abgeschiednen Geist
Hat sich in dem, was heut nur abgebrochen
Hervortrat, rein und herrlich ausgesprochen:
Es ist ein zierlich Malerstück, das dreist
Zur niederländ'schen Schule sich gesellt,
Wo Einfalt ländlicher Natur gefällt,
Wo kleiner Züge lebensvolle Klarheit
Die höchste Kunst verbirgt in milder Wahrheit.

Und doch war keins von uns dem andern gleich.
Das Leben ist so mannigfach, so reich,

Der Mensch nimmt so verschiedenart'ge Richtung,
Daß auch im heitern Abendspiel der Dichtung
Sich der Gemüter Wettkampf soll entspinnen.
Wie aber alle Bäche, groß und klein,
Doch in den Ozean am Ende rinnen,
So faßt mit Glück der dichtrische Verein
So Freund als Feind in seinen Plan hinein,
Den Feld- und Wiesenblumen zu vergleichen,
Die sich zerstreut mit hundert Farben schmücken,
Zum Strauß gebunden aber euern Blicken
Sich erst empfehlen und behaglich zeigen.

So hielt er uns, so hält er uns zusammen!
So werd' er lange noch von euch verehrt!
Er steigt, ein edler Phönix, aus den Flammen,
Und seine Farben glänzen unversehrt:
O! wie er hoch in reinen Aether schwebet
Und seine Schwingen regt und mächtig kreist! —
Er ist entschwunden. — Huldigt seinem Geist,
Der bei uns bleibt und kräftig wirkt und lebet!

Ueber die Entstehung des Festspiels zu Ifflands Andenken.

Das festliche Nachspiel zu den Hagestolzen Ifflands haben unsere Leser selbst beurteilt; über dessen Entstehung fügen wir auch einige Betrachtungen hinzu, welche vielleicht nicht ohne Frucht bleiben werden.

Es gehört nämlich dieses Stück nicht einem Verfasser an, es ist vielmehr eine gesellige Arbeit, wie solche schon seit geraumer Zeit bei uns herkömmlich sind. Denn so ist z. B. die Fortsetzung des Vorspiels: Was wir bringen, zum Andenken Reils in Halle aufgeführt, gleicherweise entstanden, nicht weniger jene Sammlung kleiner Gedichte im August 1814, unserm gnädigsten, aus dem Felde heimkehrenden Herrn als Willkommen dargebracht.

Solche gesellige Arbeiten sind der Stufe, worauf die Kultur unseres Vaterlandes steht, vollkommen angemessen,

indem eine Fülle von Empfindungen, Begriffen und Ueberzeugungen allgemein übereinstimmend verbreitet ist, sowie die Gabe, sich rhythmisch angenehm und schicklich auszudrücken.

Vorzüglich aber findet bei Gelegenheitsgedichten ein gemeinsames Arbeiten sehr günstig statt; denn indem der Gegenstand entschieden gegeben ist und also über dasjenige, was man zu sagen hat, kein Zweifel bleiben kann, so wird man sich über die Art und Weise, wie es zu sagen sei, gewiß leichter vereinigen, als wenn die Wahl des Stoffes willkürlich wäre, wobei sich das Interesse der Mitarbeitenden leichter entzweien könnte.

Schließt sich nun, wie es hier geschehen, die neue Arbeit an eine ältere, schon vorhandene unmittelbar an, so wird man sich noch leichter über den Plan vereinigen, ja, sich in Szenen teilen, je nachdem sie dem einen oder dem andern zusagen. Hieraus entstehen unzuberechnende Vorteile.

Jeder Künstler bildet sich in sein Kunstwerk hinein, und so muß auf die Länge (und wer wird sich nicht gern aufs längste seines Talentes erfreuen wollen?), es muß zuletzt eine gewisse Eintönigkeit entstehen; weshalb denn der Zuschauer und Zuhörer, wenn er sich immer in allzu bekannter Gesellschaft findet, endlich ohne Teilnahme bleibt und wohl gar gegen das schönste Talent ungerecht wird. Verbinden sich aber mehrere, in demselben Sinn und Geist zu arbeiten, so entsteht unmittelbar eine größere Mannigfaltigkeit: denn die innigsten Freunde sind oft der Richtung und Liebhaberei nach ganz verschieden, sie leben in entgegengesetzten Wirkungs- und Luftkreisen, auf welche sich Begriffe, Gefühle, Anspielungen und Gleichnisse beziehen; woraus denn eine Fülle entspringen kann, die auf anderem Wege nicht zu hoffen wäre.

Freilich, aus eben schon angeführten Gründen schickt sich zu Gelegenheitsgedichten diese Art, zu arbeiten, am allerbesten, vorzüglich auch, weil hier keine selbständigen, dauerhaften Meisterwerke gefordert werden, sondern solche, die nur im Vorübergehen einen Augenblick reizen und gefallen sollen. Aber auch dieses ist nicht so unbedeutend, wie es scheinen möchte, da auf dem deutschen Theater solche Gelegenheiten oft genug vorkommen, und aufgeweckte Geister, die sich einmal verbunden hätten, dergleichen Anläße lebhaft ergreifen, ja wohl gar selbst erschaffen würden.

Nach unserer Ueberzeugung gibt es kein größeres und wirksameres Mittel zu wechselseitiger Bildung, als das

Zusammenarbeiten überhaupt, besonders aber zu theatralischen Zwecken, wo, nachdem sich Freunde beredet, gestritten, vereinigt, bezweifelt, überlegt und abgeschlossen, zuletzt bei öffentlicher Darstellung die Aufnahme, welche das Publikum gewährt, den Ausschlag entscheidet und die Belehrung vollendet.

Gewiß würde dieses, besonders in größern Städten, wo dergleichen Versuche öfters zu wiederholen wären, auch auf die selbständigsten Stücke den günstigsten Einfluß haben. Iffland hätte uns bis an sein Ende gewiß erfreuliche Werke geliefert, wenn er sich beizeiten zu frischen jungen Männern gesellt und sich aus seiner immer mehr sich verdüsternden Lebensansicht in Gesellschaft glücklicher Jugend gerettet hätte.

Müßte ich nicht wegen des Vorgesagten schon Zweifel und Tadel befürchten, so könnte ich bekannte Schauspieldichter nennen (niemand errät sie, und sie wunderten sich selbst, ihre Namen hier zu finden), welche, wenn sie mit reagierenden Freunden in Gesellschaft treten wollten, sich um die deutsche Bühne sehr verdient machen würden. Ich brauche mit Bedacht den chemischen Ausdruck, welcher nicht allein ein Gegen-, sondern ein Mit- und Einwirken bezeichnet: denn aus Freundeskreisen, wo nur ein Sinn und ein Ton herrscht, möchte für diese Zwecke wenig zu hoffen bleiben.

Sollten diese meine Worte einige Wirkung hervorbringen, so würde ich sehr gern meine eigenen Erfahrungen mitteilen, um die Bedingungen deutlich zu machen, unter welchen ein solcher poetischer Gemeingeist möglich und denkbar sei.

In Deutschland wird auf alle Fälle der Vorschlag weniger Ausübung finden, weil der Deutsche isoliert lebt und eine Ehre darin sucht, seine Individualität originell auszubilden. Ein merkwürdiges Beispiel, wie einzeln der Deutsche in ästhetischen Arbeiten dasteht, zeigt sich daran, daß bei der größten, ja ungeheuersten Gelegenheit, wo die ganze Nation mit einem Sinn und Mut wirkte und mit verschlungenem Bestreben, ohne irgend eine Rücksicht, das höchste Ziel erreichte, daß in diesem Augenblick die Mehrzahl der deutschen Dichtenden nur immer einzeln, mit persönlichem Bezug, ja egoistisch auftrat. Es kann sich unter der Masse jener Gedichte, uns unbewußt, einiges befinden, wie wir es wünschen; uns aber ist nichts zu Gesicht gekommen, wo sich Paare, wie Orest und Pylades, Theseus und Pirithous, Kastor und Pollux, verbunden hätten, um Ernst und Heiterkeit, Verwegenheit und Klugsinn, Leben und Tod in dem Strudel des Kriegsspiels poetisch oben zu

halten. Am wünschenswertesten wäre es gewesen, wenn Chöre von Freunden, welche gewiß bei manchen Heeresabteilungen zusammen fochten, sich beredet hätten, der Nachwelt ein wundersames Denkmal ihrer rühmlichen Thätigkeit zu hinterlassen. Wäre in Deutschland ein wahrhaftes freies Zusammenarbeiten von verschiedenen Talenten im Gange gewesen, so hätte es auch hier sich gewiß und auf das glänzendste gezeigt.

Wie sollte aber sogleich nach Jahren des Drucks, wo man sich in weiteren und engeren Kreisen auf jede Art zu verwahren suchte und in Verbindung mit andern wichtigere Zwecke vor Augen hatte, ein solches frohes und freies poetisches Zusammenleben stattfinden? Vielleicht gibt das erneuerte, mit aufgeregtem Sinn begonnene große Bestreben nach unsern friedlichen Wünschen auch solchem dichterischen Beginnen eine glückliche Wendung. Weimar im Mai 1815.

Berliner Dramaturgen.

1823.

Wunsch und freundliches Begehren.

Seit dem Januar 1821 hat eine geist- und sinnverwandte Gesellschaft neben andern Tagesblättern die Haude- und Speneriſchen **Berliner Nachrichten** anhaltend gelesen und besonders auf die **Notizen und Urteile, das Theater betreffend**, ununterbrochen geachtet. Sie scheinen von mehrern Verfassern herzurühren, welche, zwar in den Hauptpunkten mit einander einverstanden, doch durch abweichende Ansichten sich unterscheiden. Einer aber tritt besonders hervor, dem das Glück die Gunst erwies, daß er lange her gedenkt und, wie er von sich selbst sagt, „aufmerksam das Ganze und Einzelne beobachtet und Vergangenes so lebhaft als möglich sich zu reproduzieren sucht, um es anschaulich mit dem wirklich **Gegenwärtigen** vergleichen zu können."

Und wirklich, er ist zu beneiden, daß er, das Theater in- und auswendig kennend, die Schauspieler durch und durch schauend, das Maß der Annäherung an die Rolle, der Entfernung von der Rolle so genau fühlend und einsehend, noch mit so jugendlicher, frischer und unbefangener Teilnahme das

Theater besuchen kann. Doch bedenkt man es wohl, so hat diesen Vorteil jede wahre, reine Neigung zur Kunst, daß sie endlich zum Besitz des Ganzen gelangt, daß das vergangene so gut wie das gegenwärtige Treffliche vor ihr neben einander steht und ein sinnlich geistiger Genuß dem Einsichtigen entspringt, welchen auch mangelhafte, mißglückte Versuche nicht zu verkümmern Gewalt haben.

Zwei Jahrgänge gedachter Zeitung liegen nun vor uns geheftet: denn wir fanden immer höchst interessant, die Zeitungen vergangener Jahre nachzulesen; man bewundert die Kunst, zu beschleunigen und zu verspäten, zu behaupten und zu widerrufen, die ein jeder Redakteur ausübt nach dem Interesse der Partei, der er zugethan ist. Eine solche Sammlung kommt uns diesmal nun im ästhetischen Sinne zu statten, indem wir bei früher eintretendem Abend von jenem Termin an bis auf den letzten Tag den Theaterartikel wieder durchlasen, aber freilich von Druck und Papier viel zu leiden hatten. Nun würden wir sehr gerne nach einem gefertigten Auszug das Ganze wieder teilweise vornehmen, die Konsequenz, die Bezüge der Ueberzeugungen, das Abweichen derselben bei wieder abnehmenden Tagen studieren und uns besonders mit jenem Referenten unterhalten. Aber die Bemühung ist vergeblich, diesen Vorsatz durchführen zu wollen; wir müssen immer wieder zu einer englischen Druckschrift flüchten.

Wir sprechen deshalb einen längst gehegten Wunsch aus, daß diese löblichen Bekenntnisse vorzüglicher Männer möchten mit frischen Lettern auf weiß Papier stattlich und schicklich, wie sie wohl verdienen, zusammengedruckt werden, damit der Kunstfreund möglich finde, sie bequem und behaglich der Reihe nach, und auch wohl wiederholt, in mannigfaltigem Bezug zu lesen, zu betrachten und zu bedenken. Wird uns diese Gunst gewährt, so sind wir gar nicht abgeneigt, eigene Bemerkungen einem so löblichen Texte hinzuzufügen, wozu uns ein folgerechter, wahrer Genuß an den Produktionen eines höchst gebildeten Verstandes, einer unbestechlichen Gerechtigkeit, mit dem allerliebsten Humor ausgesprochen, notwendig aufregen mußte. Es würde bemerklich werden, wie er die bedeutenden Hauptfiguren des Berliner Theaters zu schätzen wußte und weiß, wie er die vorüberschwebenden Gäste mit Wahrheit und Anmut zu behandeln versteht. Man sehe die Darstellungen der ersten und zweiten Gastrollen der Madame Neumann; sie thun sich so zierlich und liebenswürdig

hervor, als die Schauspielerin selbst. Oft spiegeln sich auch alt' und neue Zeit gegen einander: Emilie Galotti, vor vierzig Jahren und im laufenden aufgeführt.

Zum einzelnen jedoch dürfen wir uns nicht wenden, wohl aber bemerken, daß gerade in diesen letzten Monaten Bedeutendes geliefert ward. Erst lasen wir den Aufsatz eines Mannes, der gegen das neuere Bestreben, den Worten des Dichters Gerechtigkeit widerfahren zu lassen und ihnen das völlige Gewicht zu geben, ungünstig gestimmt ist, jener Epoche dagegen mit Preis gedenkt, wo der Schauspieler, seinem Naturell sich völlig überlassend, ohne besonderes Nachdenken durch Uebung in der Kunst sich weiter zu fördern trachtete.

Hierauf im Gegensatz finden wir den Bericht des würdigen Jenisch vom Jahr 1802, woraus hervorgeht, wie es mit jenen Natürlichkeiten eigentlich beschaffen gewesen, und wie der sogenannte Konversationston zuletzt in ein unverständiges Mummeln und Lispeln ausgelaufen, so daß man von den Worten des Dramas nichts mehr verstehen können und sich mit einem nackten Gebärdenspiel begnügen müssen.

Schließlich tritt nun der eigentliche Referent auf, nimmt sich der neuen Schule kräftig an und zeigt, wie auf dem Wege, welchen Wolffs, Devrients, Stichs wandeln, ein höheres Ziel zu erreichen sei, und wie ein herrliches Naturell keineswegs verkürzt werde, wenn ihm einleuchtet, daß der Mensch nicht alles aus sich selbst nehmen könne, daß er auch lernen und als Künstler den Begriff von der Kunst sich erwerben müsse.

Möchten diese und tausend andere fromme Worte Kennern und Künstlern, Gönnern und Liebhabern, vielleicht als Taschenbuch, zu willkommenster Gabe vorgelegt werden!

Nachträgliches.

In dem vierzigsten Stück und folgenden der Haude-Spenerischen Berliner Nachrichten finden wir unsern Theaterfreund und Sinnesgenossen sehr vergnüglich wieder, wo er vieljährige Erfahrung und geistreiches Urteil abermals recht anmutig walten läßt. Möge er doch fleißig fortfahren und ein billiger Raum seinen gehaltvollen Worten gegönnt sein! Uebrigens wird er sich keineswegs irre machen lassen; denn wer mit Liebe treulich einem Gegenstand funfzig Jahre anhängt, der hat das Recht, zu reden, und wenn gar niemand seiner Meinung wäre.

Noch eins muß ich bemerken. Man hat ihn aufgefordert, wie über das Theater, auch über das Publikum seine Meinung zu sagen; ich kann ihm hiezu nur unter gewissen Bedingungen raten. Das lebende Publikum gleicht einem Nachtwandler, den man nicht aufwecken soll; er mag noch so wunderliche Wege gehen, so kommt er doch endlich wieder ins Bette.

Indessen gedenk' ich gelegentlich einige Andeutungen zu geben, die, wenn sie dem Einsichtigen zusagen und ihn zu gewissen Mitteilungen bewegen, von dem besten Erfolg für uns und andere sein werden.

Berliner Dramaturgen noch einmal.

Schematisches.

Was über sie schon ausgesprochen worden.

Ihre Eigenschaften, Herkommen, Berechtigungen.

Die gute Meinung von ihnen braucht man nicht zurückzunehmen.

Merkwürdig ist ihr Vor- und Fortschreiten.

Gegenwärtige schwierige Lage.

Zwischen zwei Theatern.

Gerechtigkeit gegen beide.

Schonung beider.

Reine, ruhige Teilnahme ihr Element, aus dem sie schöpfen.

Schonung überhaupt demjenigen nötig, der öffentlich über den Augenblick urteilen und wahrhaft wirken will.

Denn er darf ja das Gegenwärtige nicht gewaltsam zerstören. Aufmerksam soll er machen, warnen und auf den rechten Weg deuten, auf den, den er selbst dafür hält.

Das ist in Deutschland jetzt nicht schwer, da so viel verständige, hochgebildete Menschen sich unter den Lesern und Schriftstellern befinden.

Wer jetzt das Unrecht will oder eine unrechte Art hat, zu wollen, der ist bald entdeckt und von einflußreichen Menschen wo nicht gehindert, doch wenigstens nicht gefördert. Er kann sich des Tages versichern, aber kaum des Jahres.

Ludwig Tiecks dramaturgische Blätter.

Gar mannigfaltige Betrachtungen erregte mir dies merkwürdige Büchelchen.

Der Verfasser, als dramatischer Dichter und umsichtiger Kenner das vaterländische Theater beurteilend, auf weiten Reisen von auswärtigen Bühnen durch unmittelbare Anschauung unterrichtet, durch sorgfältige Studien zum Historiker seiner und der vergangenen Zeit befähigt, hat eine gar schöne Stellung zum deutschen Publikum, die sich hier besonders offenbart. Bei ihm ruht das Urteil auf dem Genuß, der Genuß auf der Kenntnis, und was sich sonst aufzuheben pflegt, vereinigt sich hier zu einem erfreulichen Ganzen.

Seine Pietät gegen Kleist zeigt sich höchst liebenswürdig. Mir erregte dieser Dichter, bei dem reinsten Vorsatz einer aufrichtigen Teilnahme, immer Schauder und Abscheu, wie ein von der Natur schön intentionierter Körper, der von einer unheilbaren Krankheit ergriffen wäre. Tieck wendet es um: er betrachtet das Treffliche, was von dem Natürlichen noch übrig blieb, die Entstellung läßt er beiseite, entschuldigt mehr, als daß er tadelte; denn eigentlich ist jener talentvolle Mann auch nur zu bedauern, und darin kommen wir denn beide zuletzt überein.

Wo ich ihn ferner auch sehr gerne antreffe, ist, wenn er als Eiferer für die Einheit, Unteilbarkeit, Unantastbarkeit Shakespeares auftritt und ihn ohne Redaktion und Modifikation von Anfang bis zu Ende auf das Theater gebracht wissen will.

Wenn ich vor zehn Jahren der entgegengesetzten Meinung war und mehr als einen Versuch machte, nur das eigentlich Wirkende aus den Shakespeareschen Stücken auszuwählen, das Störende aber und Umherschweifende abzulehnen, so hatte ich, als einem Theater vorgesetzt, ganz recht; denn ich hatte mich und die Schauspieler monatelang gequält und zuletzt doch nur eine Vorstellung erreicht, welche unterhielt und in Verwunderung setzte, aber sich wegen der gleichsam nur einmal zu erfüllenden Bedingung auf dem Repertoir nicht erhalten konnte. Jetzt aber kann es mir ganz angenehm sein, daß dergleichen hie und da abermals versucht

wird; denn auch das Mißlingen bringt im Ganzen keinen Schaden.

Da der Mensch doch einmal die Sehnsucht nicht loswerden soll, so ist es heilsam, wenn sie sich nach einem bestimmten Objekte hinrichtet, wenn sie sich bestrebt, ein abgeschiedenes großes Vergangene ernst und harmlos in der Gegenwart wieder darzustellen. Nun sind Schauspieler so gut wie Dichter und Leser in dem Falle, nach Shakespeare hinzublicken und durch ein Bemühen nach dem Unerreichbaren ihre eignen innern, wahrhaft natürlichen Fähigkeiten aufzuschließen.

Habe ich nun in Vorstehendem den höchst schätzbaren Bemühungen meines vieljährigen Mitarbeiters meine volle Zustimmung gegeben, so bleibt mir noch zu bekennen übrig, daß ich in einigen Aeußerungen, wie zum Beispiel, „daß die Lady Macbeth eine zärtliche, liebevolle Seele und als solche darzustellen sei", von meinem Freunde abweiche. Ich halte dergleichen nicht für des Verfassers wahre Meinung, sondern für Paradoxien, die, in Erwägung der bedeutenden Person, von der sie kommen, von der schlimmsten Wirkung sind.

Es liegt in der Natur der Sache, und Tieck hat bedeutende Beispiele vorgetragen, daß ein Schauspieler, der sich selbst kennt und seine Natur mit der geforderten Rolle nicht ganz in Einstimmung findet, sie auf eine kluge Weise beugt und zurechtrückt, damit sie ihm passe, dergestalt, daß das Surrogat, gleichsam als ein neues und brillantes Bildwerk, uns für die verständige Fiktion entschädigt und unerwartet genußreiche Vergleichungen gewährt.

Dies zwar müssen wir gelten lassen, aber billigen können wir nicht, wenn der Theoretiker dem Schauspieler Andeutungen gibt, wodurch er verführt wird, die Rolle in eine fremde Art und Weise gegen die offenbare Intention des Dichters hinüberzuziehen.

In gar manchem Sinne ist ein solches Beginnen bedenklich; das Publikum sieht sich nach Autoritäten um, und es hat recht. Denn thun wir es nicht selbst, daß wir uns mit Kunst- und Lebensverständigen in Freud' und Leid beraten? Wer demnach irgend eine rechtmäßige Autorität in irgend einem Fache erlangt hat, suche sie billig durch fortwährendes Hinweisen auf das Rechte, als ein unverletzliches Heiligtum zu bewahren.

Tiecks Entwickelung der Piccolomini und des Wallen-

steins ist ein bedeutender Aufsatz. Da ich der Entstehung dieser Trilogie von Anfang bis zu Ende unmittelbar beiwohnte, so bewundere ich, wie er in dem Grade ein Werk durchdringt, das, als eins der vorzüglichsten, nicht allein des deutschen Theaters, sondern aller Bühnen, doch in sich ungleich ist und deshalb dem Kritiker hie und da nicht genug thut, wenn die Menge, die es mit dem einzelnen so genau nicht nimmt, sich an dem ganzen Verlauf notwendig entzücken muß.

Die meisten Stellen, an welchen Tieck etwas auszusetzen hat, finde ich Ursache, als pathologische zu betrachten. Hätte nicht Schiller an einer langsam tötenden Krankheit gelitten, so sähe das alles ganz anders aus. Unsere Korrespondenz, welche die Umstände, unter welchen Wallenstein geschrieben worden, aufs deutlichste vorlegt, wird hierüber den wahrhaft Denkenden zu den würdigsten Betrachtungen veranlassen und unsre Aesthetik immer inniger mit Physiologie, Pathologie und Physik vereinigen, um die Bedingungen zu erkennen, welchen einzelne Menschen sowohl als ganze Nationen, die allgemeinsten Weltepochen so gut als der heutige Tag unterworfen sind.

Calderons Tochter der Luft.

De nugis hominum seria veritas
Uno volvitur assere.

Und gewiß, wenn irgend ein Verlauf menschlicher Thorheiten hohen Stils über Theaterbretter hervorgeführt werden sollte, so möchte genanntes Drama wohl den Preis davontragen.

Zwar lassen wir uns oft von den Vorzügen eines Kunstwerks dergestalt hinreißen, daß wir das letzte Vortreffliche, was uns entgegentritt, für das Allerbeste halten und erklären; doch kann dies niemals zum Schaden gereichen; denn wir betrachten ein solches Erzeugnis liebevoll um desto näher und suchen seine Verdienste zu entwickeln, damit unser Urteil gerechtfertigt werde. Deshalb nehme ich auch keinen Anstand, zu bekennen, daß ich in der Tochter der Luft mehr als jemals Calderons großes Talent bewundert, seinen hohen Geist und klaren Verstand verehrt habe. Hiebei darf man denn nicht verkennen, daß der Gegenstand vorzüglicher ist als

ein anderer seiner Stücke, indem die Fabel sich ganz rein menschlich erweist und ihr nicht mehr Dämonisches zugeteilt ist, als nötig war, damit das Außerordentliche, Ueberschwengliche des Menschlichen sich desto leichter entfalte und bewege. Anfang und Ende nur sind wunderbar, alles übrige läuft seinen natürlichen Weg fort.

Was nun von diesem Stücke zu sagen wäre, gilt von allen unseres Dichters. Eigentliche Naturanschauung verleiht er keineswegs; er ist vielmehr durchaus theatralisch, ja bretterhaft; was wir Illusion heißen, besonders eine solche, die Rührung erregt, davon treffen wir keine Spur: der Plan liegt klar vor dem Verstand; die Szenen folgen notwendig, mit einer Art von Ballettschritt, welche kunstgemäß wohlthut und auf die Technik unserer neuesten komischen Oper hindeutet; die innern Hauptmotive sind immer dieselben: Widerstreit der Pflichten, Leidenschaften, Bedingnisse, aus dem Gegensatz der Charaktere, aus den jedesmaligen Verhältnissen abgeleitet.

Die Haupthandlung geht ihren großen poetischen Gang, die Zwischenszenen, welche menuettartig in zierlichen Figuren sich bewegen, sind rhetorisch, dialektisch, sophistisch. Alle Elemente der Menschheit werden erschöpft, und so fehlt auch zuletzt der Narr nicht, dessen hausbackener Verstand, wenn irgend eine Täuschung auf Anteil und Neigung Anspruch machen sollte, sie alsobald, wo nicht gar schon im voraus, zu zerstören droht.

Nun gesteht man bei einigem Nachdenken, daß menschliche Zustände, Gefühle, Ereignisse in ursprünglicher Natürlichkeit sich nicht in dieser Art aufs Theater bringen lassen, sie müssen schon verarbeitet, zubereitet, sublimiert sein; und so finden wir sie auch hier. Der Dichter steht an der Schwelle der Ueberkultur, er gibt eine Quintessenz der Menschheit.

Shakespeare reicht uns im Gegenteil die volle, reife Traube vom Stock; wir mögen sie nun beliebig Beere für Beere genießen, sie auspressen, keltern, als Most, als gegornen Wein kosten oder schlürfen, auf jede Weise sind wir erquickt. Bei Calderon dagegen ist dem Zuschauer, dessen Wahl und Wollen nichts überlassen; wir empfangen abgezogenen, höchst rektifizierten Weingeist, mit manchen Spezereien geschärft, mit Süßigkeiten gemildert; wir müssen den Trank einnehmen, wie er ist, als schmackhaftes, köstliches Reizmittel, oder ihn abweisen.

Warum wir aber die Tochter der Luft so gar hoch

stellen dürfen, ist schon angedeutet: sie wird begünstigt durch den vorzüglichen Gegenstand. Denn, leider, sieht man in mehreren Stücken Calderons den hoch- und freisinnigen Mann genötigt, düsterem Wahn zu frönen und dem Unverstand eine Kunstvernunft zu verleihen, weshalb wir denn mit dem Dichter selbst in widerwärtigen Zwiespalt geraten, da der Stoff beleidigt, indes die Behandlung entzückt; wie dies der Fall mit der Andacht zum Kreuze, der Aurora von Copacavannah gar wohl sein möchte.

Bei dieser Gelegenheit bekennen wir öffentlich, was wir schon oft im stillen ausgesprochen: es sei für den größten Lebensvorteil, welchen Shakespeare genoß, zu achten, daß er als Protestant geboren und erzogen worden. Ueberall erscheint er als Mensch, mit Menschlichem vollkommen vertraut; Wahn und Aberglauben sieht er unter sich und spielt nur damit; außerirdische Wesen nötigt er, seinem Unternehmen zu dienen; tragische Gespenster, possenhafte Kobolde beruft er zu seinem Zwecke, in welchem sich zuletzt alles reinigt, ohne daß der Dichter jemals die Verlegenheit fühlte, das Absurde vergöttern zu müssen, der allertraurigste Fall, in welchen der seiner Vernunft sich bewußte Mensch geraten kann.

Wir kehren zur Tochter der Luft zurück und fügen noch hinzu: wenn wir uns nun in einen so abgelegenen Zustand, ohne das Lokale zu kennen, ohne die Sprache zu verstehen, unmittelbar versetzen, in eine fremde Litteratur ohne vorläufige historische Untersuchungen bequem hineinblicken, uns den Geschmack einer gewissen Zeit, Sinn und Geist eines Volks an einem Beispiel vergegenwärtigen können, wem sind wir dafür Dank schuldig? Doch wohl dem Uebersetzer, der lebenslänglich sein Talent, fleißig bemüht, für uns verwendet hat. Diesen herzlichen Dank wollen wir Herrn Dr. Gries diesmal schuldig darbringen: er verleiht uns eine Gabe, deren Wert überschwenglich ist, eine Gabe, bei der man sich aller Vergleichung gern enthält, weil sie uns durch Klarheit alsobald anzieht, durch Anmut gewinnt und durch vollkommene Uebereinstimmung aller Teile uns überzeugt, daß es nicht anders hätte sein können noch sollen.

Dergleichen Vorzüge mögen erst vom Alter vollkommen geschätzt werden, wo man mit Bequemlichkeit ein treffliches Dargebotene genießen will, dahingegen die Jugend, mitstrebend, mit- und fortarbeitend, nicht immer ein Verdienst anerkennt, was sie selbst zu erreichen hofft.

Heil also dem Uebersetzer, der seine Kräfte auf einen Punkt konzentrierte, in einer einzigen Richtung sich bewegte, damit wir tausendfältig genießen können!

Regeln für Schauspieler.

1803.

Die Kunst des Schauspielers besteht in Sprache und Körperbewegung. Ueber beides wollen wir in nachfolgenden Paragraphen einige Regeln und Andeutungen geben, indem wir zunächst mit der Sprache den Anfang machen.

Dialekt.

§. 1. Wenn mitten in einer tragischen Rede sich ein Provinzialismus eindrängt, so wird die schönste Dichtung verunstaltet und das Gehör des Zuschauers beleidigt. Daher ist das Erste und Notwendigste für den sich bildenden Schauspieler, daß er sich von allen Fehlern des Dialekts befreie und eine vollständige reine Aussprache zu erlangen suche. Kein Provinzialismus taugt auf die Bühne! Dort herrsche nur die reine deutsche Mundart, wie sie durch Geschmack, Kunst und Wissenschaft ausgebildet und verfeinert worden.

§. 2. Wer mit Angewohnheiten des Dialekts zu kämpfen hat, halte sich an die allgemeinen Regeln der deutschen Sprache und suche das neu Anzuübende recht scharf, ja schärfer auszusprechen, als es eigentlich sein soll. Selbst Uebertreibungen sind in diesem Falle zu raten, ohne Gefahr eines Nachteils; denn es ist der menschlichen Natur eigen, daß sie immer gern zu ihren alten Gewohnheiten zurückkehrt und das Uebertriebene von selbst ausgleicht.

Aussprache.

§. 3. So wie in der Musik das richtige, genaue und reine Treffen jedes einzelnen Tones der Grund alles weitern künstlerischen Vortrages ist, so ist auch in der Schauspielkunst der Grund aller höheren Rezitation und Deklamation die reine und vollständige Aussprache jedes einzelnen Worts.

§. 4. V o l l s t ä n d i g aber ist die Aussprache, wenn kein Buchstabe eines Wortes unterdrückt wird, sondern wo alle nach ihrem wahren Werte hervorkommen.

§. 5. Rein ist sie, wenn alle Wörter so gesagt werden, daß der Sinn leicht und bestimmt den Zuhörer ergreife.

Beides verbunden macht die Aussprache vollkommen.

§. 6. Eine solche suche sich der Schauspieler anzueignen, indem er wohl beherzige, wie ein verschluckter Buchstabe oder ein undeutlich ausgesprochenes Wort oft den ganzen Satz zweideutig macht, wodurch denn das Publikum aus der Täuschung gerissen und oft, selbst in den ernsthaftesten Szenen, zum Lachen gereizt wird.

§. 7. Bei den Wörtern, welche sich auf em und en endigen, muß man darauf achten, die letzte Silbe deutlich auszusprechen; denn sonst geht die Silbe verloren, indem man das e gar nicht mehr hört.

Z. B. folgendem, nicht folgend'm,
hörendem, nicht hörend'm &c.

§. 8. Ebenso muß man sich bei dem Buchstaben b in acht nehmen, welcher sehr leicht mit w verwechselt wird, wodurch der ganze Sinn der Rede verdorben und unverständlich gemacht werden kann.

Z. B. Leben um Leben,
nicht
Lewen um Lewen.

§. 9. So auch das p und b, das t und d muß merklich unterschieden werden. Daher soll der Anfänger bei beiden einen großen Unterschied machen und p und t stärker aussprechen, als es eigentlich sein darf, besonders wenn er vermöge seines Dialekts sich leicht zum Gegenteil neigen sollte.

§. 10. Wenn zwei gleichlautende Konsonanten auf einander folgen, indem das eine Wort mit demselben Buchstaben sich endigt, womit das andere anfängt, so muß etwas abgesetzt werden, um beide Wörter wohl zu unterscheiden. Z. B.

„Schließt sie blühend den Kreis des Schönen."

Zwischen blühend und den muß abgesetzt werden.

§. 11. Alle Endsilben und Endbuchstaben hüte man sich besonders undeutlich auszusprechen; vorzüglich ist diese Regel bei m, n und s zu merken, weil diese Buchstaben die Endungen bezeichnen, welche das Hauptwort regieren, folglich das Verhältnis anzeigen, in welchem das Hauptwort zu dem übrigen Satze steht, und mithin durch sie der eigentliche Sinn des Satzes bestimmt wird.

§. 12. Rein und deutlich ferner spreche man die Haupt-

wörter, Eigennamen und Bindewörter aus. Z. B. in dem Verse:

Aber mich schreckt die Eumenide,
Die Beschirmerin dieses Orts.

Hier kommt der Eigenname Eumenide und das in diesem Fall sehr bedeutende Hauptwort Beschirmerin vor. Daher müssen beide mit besonderer Deutlichkeit ausgesprochen werden.

§. 13. Auf die Eigennamen muß im allgemeinen ein stärkerer Ausdruck in der Aussprache gelegt werden als gewöhnlich, weil so ein Name dem Zuhörer besonders auffallen soll. Denn sehr oft ist es der Fall, daß von einer Person schon im ersten Akte gesprochen wird, welche erst im dritten und oft noch später vorkommt. Das Publikum soll nun darauf aufmerksam gemacht werden, und wie kann das anders geschehen, als durch deutliche, energische Aussprache?

§. 14. Um es in der Aussprache zur Vollkommenheit zu bringen, soll der Anfänger alles sehr langsam, die Silben, und besonders die Endsilben, stark und deutlich aussprechen, damit die Silben, welche geschwind gesprochen werden müssen, nicht unverständlich werden.

§. 15. Zugleich ist zu raten, im Anfange so tief zu sprechen, als man es zu thun imstande ist, und dann abwechselnd immer im Ton zu steigen; denn dadurch bekommt die Stimme einen großen Umfang und wird zu den verschiedenen Modulationen gebildet, deren man in der Deklamation bedarf.

§. 16. Es ist daher auch sehr gut, wenn man alle Silben, sie seien lang oder kurz, anfangs lang und in so tiefem Tone spricht, als es die Stimme erlaubt, weil man sonst gewöhnlich durch das Schnellsprechen den Ausdruck hernach nur auf die Zeitwörter legt.

§. 17. Das falsche oder unrichtige Auswendiglernen ist bei vielen Schauspielern Ursache einer falschen und unrichtigen Aussprache. Bevor man also seinem Gedächtnis etwas anvertrauen will, lese man langsam und wohlbedächtig das zum Auswendiglernen Bestimmte. Man vermeide dabei alle Leidenschaft, alle Deklamation, alles Spiel der Einbildungskraft; dagegen bemühe man sich nur, richtig zu lesen und darnach genau zu lernen, so wird mancher Fehler vermieden werden, sowohl des Dialekts als der Aussprache.

Rezitation und Deklamation.

§. 18. Unter

Rezitation

wird ein solcher Vortrag verstanden, wie er ohne leidenschaftliche Tonerhebung, doch auch nicht ganz ohne Tonveränderung, zwischen der kalten, ruhigen und der höchst aufgeregten Sprache in der Mitte liegt.

Der Zuhörer fühle immer, daß hier von einem dritten Objekte die Rede sei.

§. 19. Es wird daher gefordert, daß man auf die zu rezitierenden Stellen zwar den angemessenen Ausdruck lege und sie mit der Empfindung und dem Gefühl vortrage, welche das Gedicht durch seinen Inhalt dem Leser einflößt; jedoch soll dieses mit Mäßigung und ohne jene leidenschaftliche Selbstentäußerung geschehen, die bei der Deklamation erfordert wird. Der Rezitierende folgt zwar mit der Stimme den Ideen des Dichters und dem Eindruck, der durch den sanften oder schrecklichen, angenehmen oder unangenehmen Gegenstand auf ihn gemacht wird; er legt auf das Schauerliche den schauerlichen, auf das Zärtliche den zärtlichen, auf das Feierliche den feierlichen Ton: aber dieses sind bloß Folgen und Wirkungen des Eindrucks, welchen der Gegenstand auf den Rezitierenden macht; er ändert dadurch seinen eigentümlichen Charakter nicht, er verleugnet sein Naturell, seine Individualität dadurch nicht und ist mit einem Fortepiano zu vergleichen, auf welchem ich in seinem natürlichen, durch die Bauart erhaltenen Tone spiele. Die Passage, welche ich vortrage, zwingt mich durch ihre Komposition zwar, das forte oder piano, dolce oder furioso zu beobachten; dieses geschieht aber, ohne daß ich mich der Mutation bediene, welche das Instrument besitzt, sondern es ist bloß der Uebergang der Seele in die Finger, welche durch ihr Nachgeben, stärkeres oder schwächeres Aufdrücken und Berühren der Tasten den Geist der Komposition in die Passage legen und dadurch die Empfindungen erregen, welche durch ihren Inhalt hervorgebracht werden können.

§. 20. Ganz anders aber ist es bei der

Deklamation

oder gesteigerten Rezitation. Hier muß ich meinen angebornen Charakter verlassen, mein Naturell verleugnen und

mich ganz in die Lage und Stimmung desjenigen versetzen, dessen Rolle ich deklamiere. Die Worte, welche ich ausspreche, müssen mit Energie und dem lebendigsten Ausdruck hervorgebracht werden, so daß ich jede leidenschaftliche Regung als wirklich gegenwärtig mit zu empfinden scheine. Hier bedient sich der Spieler auf dem Fortepiano der Dämpfung und aller Mutationen, welche das Instrument besitzt. Werden sie mit Geschmack, jedes an seiner Stelle, gehörig benutzt und hat der Spieler zuvor mit Geist und Fleiß die Anwendung und den Effekt, welchen man durch sie hervorbringen kann, studiert, so kann er auch der schönsten und vollkommensten Wirkung gewiß sein.

§. 21. Man könnte die Deklamierkunst eine prosaische Tonkunst nennen, wie sie denn überhaupt mit der Musik sehr viel Analoges hat. Nur muß man unterscheiden, daß die Musik, ihren selbsteignen Zwecken gemäß, sich mit mehr Freiheit bewegt, die Deklamierkunst aber im Umfang ihrer Töne weit beschränkter und einem fremden Zwecke unterworfen ist. Auf diesen Grundsatz muß der Deklamierende immer die strengste Rücksicht nehmen; denn wechselt er die Töne zu schnell, spricht er entweder zu tief oder zu hoch, oder durch zu viele Halbtöne, so kommt er in das Singen; im entgegengesetzten Fall aber gerät er in Monotonie, die selbst in der einfachen Rezitation fehlerhaft ist — zwei Klippen, eine so gefährlich wie die andere, zwischen denen noch eine dritte verborgen liegt, nämlich der Predigerton. Leicht, indem man der einen oder anderen Gefahr ausweicht, scheitert man an dieser.

§. 22. Um nun eine richtige Deklamation zu erlangen, beherzige man folgende Regeln:

Wenn ich zunächst den Sinn der Worte ganz verstehe und vollkommen inne habe, so muß ich suchen, solche mit dem gehörigen Ton der Stimme zu begleiten und sie mit der Kraft oder Schwäche, so geschwind oder langsam aussprechen, wie es der Sinn jedes Satzes selbst verlangt.

Z. B. Völker verrauschen — muß halb laut, rauschend,
Namen verklingen — muß heller, klingender,
Finstre Vergessenheit } muß dumpf,
Breitet die dunkel nachtenden Schwingen } tief,
Ueber ganzen Geschlechtern aus } schauerlich,
gesprochen werden.

§. 23. So muß bei folgender Stelle:

Schnell von dem Roß herab mich werfend,
Dring' ich ihm nach ꝛc.

ein anderes, viel schnelleres Tempo gewählt werden, als bei dem vorigen Satz; denn der Inhalt der Worte verlangt es schon selbst.

§. 24. Wenn Stellen vorkommen, die durch andere unterbrochen werden, als wenn sie durch Einschließungszeichen abgesondert wären, so muß vor- und nachher ein wenig abgesetzt und der Ton, welcher durch die Zwischenrede unterbrochen worden, hernach wieder fortgesetzt werden. Z. B.:

Und dennoch ist's der erste Kinderstreit,
Der, fortgezeugt in unglücksel'ger Kette,
Die neuste Unbill dieses Tags geboren,

muß so deklamiert werden:

Und dennoch ist's der erste Kinderstreit,
Der — fortgezeugt in unglücksel'ger Kette —
Die neuste Unbill dieses Tags geboren.

§. 25. Wenn ein Wort vorkommt, das vermöge seines Sinnes sich zu einem erhöhten Ausdruck eignet oder vielleicht schon an und für sich selbst, seiner innern Natur und nicht des darauf gelegten Sinnes wegen, mit stärker artikuliertem Ton ausgesprochen werden muß, so ist wohl zu bemerken, daß man nicht wie abgeschnitten sich aus dem ruhigen Vortrag herausreiße und mit aller Gewalt dieses bedeutende Wort herausstoße und dann wieder zu dem ruhigen Ton übergehe, sondern man bereite durch eine weise Einteilung des erhöhten Ausdrucks gleichsam den Zuhörer vor, indem man schon auf die vorhergehenden Wörter einen mehr artikulierten Ton lege und so steige und falle bis zu dem geltenden Wort, damit solches in einer vollen und runden Verbindung mit den andern ausgesprochen werde. Z. B.:

Zwischen der Söhne
Feuriger Kraft.

Hier ist das Wort feuriger ein Wort, welches schon an und für sich einen mehr gezeichneten Ausdruck fordert, folglich mit viel erhöhterem Ton deklamiert werden muß. Nach Obigem würde es daher sehr fehlerhaft sein, wenn ich bei dem vorhergehenden Worte Söhne auf einmal im Tone abbrechen und dann das Wort feuriger mit Heftigkeit von mir geben wollte; ich muß vielmehr schon auf das Wort Söhne einen mehr artikulierten Ton legen, so daß ich im steigenden

Grade zu der Größe des Ausdrucks übergehen kann, welche das Wort feuriger erfordert. Auf solche Weise gesprochen, wird es natürlich, rund und schön klingen und der Endzweck des Ausdrucks vollkommen erreicht sein.

§. 26. Bei der Ausrufung „O!“ wenn noch einige Worte darauf folgen, muß etwas abgesetzt werden, und zwar so, daß das „O!“ einen eigenen Ausruf ausmache. Z. B.:

O! — meine Mutter!
O! — meine Söhne!
nicht: O meine Mutter!
O meine Söhne!

§. 27. So wie in der Aussprache vorzüglich empfohlen wird, die Eigennamen rein und deutlich auszusprechen, so wird auch in der Deklamation die nämliche Regel wiederholt, nur noch obendrein der stärker artikulierte Ton gefordert. Z. B.:

Nicht, wo die goldne Ceres lacht
Und der friedliche Pan, der Flurenbehüter.

In diesem Vers kommen zwei bedeutende, ja, den ganzen Sinn festhaltende Eigennamen vor. Wenn daher der Deklamierende über sie mit Leichtigkeit hinwegschlüpft, ungeachtet er sie rein und vollständig aussprechen mag, so verliert das Ganze dabei unendlich. Dem Gebildeten, wenn er die Namen hört, wird wohl einfallen, daß solche aus der Mythologie der Alten stammen, aber die wirkliche Bedeutung davon kann ihm entfallen sein; durch den darauf gelegten Ton des Deklamierenden aber wird ihm der Sinn deutlich. Eben so dem Weniggebildeten, wenn er auch der eigentlichen Beschaffenheit nicht kundig ist, wird der stärker artikulierte Ton die Einbildungskraft aufregen und er sich unter diesen Namen etwas Analoges mit jenem vorstellen, welches sie wirklich bedeuten.

§. 28. Der Deklamierende hat die Freiheit, sich eigen erwählte Unterscheidungszeichen, Pausen 2c. festzusetzen; nur hüte er sich, den wahren Sinn dadurch zu verletzen, welches hier eben so leicht geschehen kann, als bei einem ausgelassenen oder schlecht ausgesprochenen Worte.

§. 29. Man kann aus diesem wenigen leicht einsehen, welche unendliche Mühe und Zeit es kostet, Fortschritte in dieser schweren Kunst zu machen.

§. 30. Für den anfangenden Schauspieler ist es von großem Vorteil, wenn er alles, was er deklamiert, so tief spricht als nur immer möglich; denn dadurch gewinnt er einen großen Umfang in der Stimme und kann dann alle weitern

Schattierungen vollkommen geben. Fängt er aber zu hoch an, so verliert er schon durch die Gewohnheit die männliche Tiefe und folglich mit ihr den wahren Ausdruck des Hohen und Geistigen. Und was kann er sich mit einer grellenden und quitschenden Stimme für einen Erfolg versprechen? Hat er aber die tiefe Deklamation völlig inne, so kann er gewiß sein, alle nur möglichen Wendungen vollkommen ausdrücken zu können.

Rhythmischer Vortrag.

§. 31. Alle bei der Deklamation gemachten Regeln und Bemerkungen werden auch hier zur Grundlage vorausgesetzt. Insbesondere ist aber der Charakter des rhythmischen Vortrags, daß der Gegenstand mit noch mehr erhöhtem, pathetischem Ausdruck deklamiert sein will. Mit einem gewissen Gewicht soll da jedes Wort ausgesprochen werden.

§. 32. Der Silbenbau aber, so wie die gereimten Endsilben dürfen nicht zu auffallend bezeichnet, sondern es muß der Zusammenhang beobachtet werden, wie in Prosa.

§. 33. Hat man Jamben zu deklamieren, so ist zu bemerken, daß man jeden Anfang eines Verses durch ein kleines, kaum merkbares Innehalten bezeichnet; doch muß der Gang der Deklamation dadurch nicht gestört werden.

Stellung und Bewegung des Körpers auf der Bühne.

§. 34. Ueber diesen Teil der Schauspielkunst lassen sich gleichfalls einige allgemeine Hauptregeln geben, wobei es freilich unendlich viele Ausnahmen gibt, welche aber alle wieder zu den Grundregeln zurückkehren. Diese trachte man sich so sehr einzuverleiben, daß sie zur zweiten Natur werden.

§. 35. Zunächst bedenke der Schauspieler, daß er nicht allein die Natur nachahmen, sondern sie auch idealisch vorstellen solle und er also in seiner Darstellung das Wahre mit dem Schönen zu vereinigen habe.

§. 36. Jeder Teil des Körpers stehe daher ganz in seiner Gewalt, so daß er jedes Glied gemäß dem zu erzielenden Ausdruck frei, harmonisch und mit Grazie gebrauchen könne.

§. 37. Die Haltung des Körpers sei gerade, die Brust herausgekehrt, die obere Hälfte der Arme bis an die Ellbogen etwas an den Leib geschlossen, der Kopf ein wenig gegen den gewendet, mit dem man spricht, jedoch nur so wenig, daß immer Dreiviertel vom Gesicht gegen die Zuschauer gewendet ist.

§. 38. Denn der Schauspieler muß stets bedenken, daß er um des Publikums willen da ist.

§. 39. Sie sollen daher auch nicht aus mißverstandener Natürlichkeit unter einander spielen, als wenn kein dritter dabei wäre, sie sollen nie im Profil spielen, noch den Zuschauern den Rücken zuwenden. Geschieht es um des Charakteristischen oder um der Notwendigkeit willen, so geschehe es mit Vorsicht und Anmut.

§. 40. Auch merke man vorzüglich, nie ins Theater hineinzusprechen, sondern immer gegen das Publikum. Denn der Schauspieler muß sich immer zwischen zwei Gegenständen teilen, nämlich zwischen dem Gegenstande, mit dem er spricht, und zwischen seinen Zuhörern. Statt mit dem Kopfe sich gleich ganz umzuwenden, so lasse man mehr die Augen spielen.

§. 41. Ein Hauptpunkt aber ist, daß unter zwei zusammen Agierenden der Sprechende sich stets zurück und der, welcher zu reden aufhört, sich ein wenig vorbewege. Bedient man sich dieses Vorteils mit Verstand und weiß durch Uebung ganz zwanglos zu verfahren, so entsteht sowohl für das Auge als für die Verständlichkeit der Deklamation die beste Wirkung, und ein Schauspieler, der sich Meister hierin macht, wird mit Gleichgeübten sehr schönen Effekt hervorbringen und über diejenigen, die es nicht beobachten, sehr im Vorteil sein.

§. 42. Wenn zwei Personen mit einander sprechen, sollte diejenige, die zur Linken steht, sich ja hüten, gegen die Person zur Rechten allzu stark einzudringen. Auf der rechten Seite steht immer die geachtete Person; Frauenzimmer, Aeltere, Vornehmere. Schon im gemeinen Leben hält man sich in einiger Entfernung von dem, vor dem man Respekt hat; das Gegenteil zeugt von einem Mangel an Bildung. Der Schauspieler soll sich als einen Gebildeten zeigen und Obiges deshalb auf das genaueste beobachten. Wer auf der rechten Seite steht, behaupte daher sein Recht und lasse sich nicht gegen die Kulisse treiben, sondern halte stand und gebe dem Zudringlichen allenfalls mit der linken Hand ein Zeichen, sich zu entfernen.

§. 43. Eine schöne nachdenkende Stellung, z. B. für einen jungen Mann, ist diese, wenn ich, die Brust und den ganzen Körper gerade herausgekehrt, in der vierten Tanzstellung verbleibe, meinen Kopf etwas auf die Seite neige, mit den Augen auf die Erde starre und beide Arme hängen lasse.

Haltung und Bewegung der Hände und Arme.

§. 44. Um eine freie Bewegung der Hände und Arme zu erlangen, tragen die Akteurs niemals einen Stock.

§. 45. Die neumodische Art, bei langen Unterkleidern die Hand in den Latz zu stecken, unterlassen sie gänzlich.

§. 46. Es ist äußerst fehlerhaft, wenn man die Hände entweder über einander oder auf dem Bauche ruhend hält, oder eine in die Weste, oder vielleicht gar beide dahin steckt.

§. 47. Die Hand selbst aber muß weder eine Faust machen, noch, wie beim Soldaten, mit ihrer ganzen Fläche am Schenkel liegen, sondern die Finger müssen teils halb gebogen, teils gerade, aber nur nicht gezwungen gehalten werden.

§. 48. Die zwei mittlern Finger sollen immer zusammenbleiben, der Daumen, Zeige- und kleine Finger etwas gebogen hängen. Auf diese Art ist die Hand in ihrer gehörigen Haltung und zu allen Bewegungen in ihrer richtigen Form.

§. 49. Die obere Hälfte der Arme soll sich immer etwas an den Leib anschließen und sich in einem viel geringern Grade bewegen als die untere Hälfte, in welcher die größte Gelenksamkeit sein soll. Denn wenn ich meinen Arm, wenn von gewöhnlichen Dingen die Rede ist, nur wenig erhebe, um so viel mehr Effekt bringt es dann hervor, wenn ich ihn ganz emporhalte. Mäßige ich mein Spiel nicht bei schwächeren Ausdrücken meiner Rede, so habe ich nicht Stärke genug zu den heftigeren, wodurch alsdann die Gradation des Effekts ganz verloren geht.

§. 50. Auch sollen die Hände niemals von der Aktion in ihre ruhige Lage zurückkehren, ehe ich meine Rede nicht ganz vollendet habe, und auch dann nur nach und nach, so wie die Rede sich endigt.

§. 51. Die Bewegung der Arme geschehe immer teilweise. Zuerst hebe oder bewege sich die Hand, dann der Ellbogen und so der ganze Arm. Nie werde er auf einmal, ohne die eben angeführte Folge, gehoben, weil die Bewegung sonst steif und häßlich herauskommen würde.

§. 52. Für einen Anfänger ist es von vielem Vorteil, wenn er sich seine Ellbogen so viel als möglich am Leibe zu behalten zwingt, damit er dadurch Gewalt über diesen Teil seines Körpers gewinne und so der eben angeführten Regel gemäß seine Gebärden ausführen könne. Er übe sich daher auch im gewöhnlichen Leben und halte die Arme immer

zurückgebogen, ja, wenn er für sich allein ist, zurückgebunden. Beim Gehen, oder sonst in unthätigen Momenten, lasse er die Arme hängen, drücke die Hände nie zusammen, sondern halte die Finger immer in Bewegung.

§. 53. Die malende Gebärde mit den Händen darf selten gemacht werden, doch auch nicht ganz unterlassen bleiben.

§. 54. Betrifft es den eigenen Körper, so hüte man sich wohl, mit der Hand den Teil zu bezeichnen, den es betrifft. Z. B. wenn Don Manuel in der Braut von Messina zu seinem Chore sagt:

> Dazu den Mantel wählt, von glänzender
> Seide gewebt, in bleichem Purpur schimmernd;
> Ueber der Achsel heft' ihn eine goldne
> Zikade.

so wäre es äußerst fehlerhaft, wenn der Schauspieler bei den letzten Worten mit der Hand seine Achsel berühren würde.

§. 55. Es muß gemalt werden, doch so, als wenn es nicht absichtlich geschähe. In einzelnen Fällen gibt es auch hier Ausnahmen, aber als eine Hauptregel soll und kann das Obige genommen werden.

§. 56. Die malende Gebärde mit der Hand gegen die Brust, sein eigenes Ich zu bezeichnen, geschehe so selten als nur immer möglich, und nur dann, wenn es der Sinn unbedingt fordert, als z. B. in folgender Stelle der Braut von Messina:

> Ich habe keinen Haß mehr mitgebracht,
> Kaum weiß ich noch, warum wir blutig stritten.

Hier kann das erste Ich füglich mit der malenden Gebärde durch Bewegung der Hand gegen die Brust bezeichnet werden.

Diese Gebärde aber schön zu machen, so bemerke man, daß der Ellbogen zwar vom Körper getrennt werden und so der Arm gehoben, doch nicht weit ausfahrend die Hand an die Brust hinaufgebracht werden muß. Die Hand selbst decke nicht mit ganzer Fläche die Brust, sondern bloß mit dem Daumen und dem vierten Finger werde sie berührt. Die andern drei dürfen nicht aufliegen, sondern gebogen über die Rundung der Brust, gleichsam dieselbe bezeichnend, müssen sie gehalten werden.

§. 57. Bei Bewegung der Hände hüte man sich so viel als möglich, die Hand vor das Gesicht zu bringen oder den Körper damit zu bedecken.

§. 58. Wenn ich die Hand reichen muß, und es wird nicht ausdrücklich die rechte verlangt, so kann ich eben so gut die linke geben; denn auf der Bühne gilt kein Rechts oder

Links; man muß nur immer suchen, das vorzustellende Bild durch keine widrige Stellung zu verunstalten. Soll ich aber unumgänglich gezwungen sein, die Rechte zu reichen, und bin ich so gestellt, daß ich über meinen Körper die Hand geben müßte, so trete ich lieber etwas zurück und reiche sie so, daß meine Figur en face bleibt.

§. 59. Der Schauspieler bedenke, auf welcher Seite des Theaters er stehe, um seine Gebärde darnach einzurichten.

§. 60. Wer auf der rechten Seite steht, agiere mit der linken Hand und umgekehrt, wer auf der linken Seite steht, mit der rechten, damit die Brust so wenig als möglich durch den Arm verdeckt werde.

§. 61. Bei leidenschaftlichen Fällen, wo man mit beiden Händen agiert, muß doch immer diese Betrachtung zum Grunde liegen.

§. 62. Zu eben diesem Zweck, und damit die Brust gegen den Zuschauer gekehrt sei, ist es vorteilhaft, daß derjenige, der auf der rechten Seite steht, den linken Fuß, der auf der linken den rechten vorsetze.

Gebärdenspiel.

§. 63. Um zu einem richtigen Gebärdenspiel zu kommen und solches gleich richtig beurteilen zu können, merke man sich folgende Regeln:

Man stelle sich vor einen Spiegel und spreche dasjenige, was man zu deklamieren hat, nur leise oder vielmehr gar nicht, sondern denke sich nur die Worte. Dadurch wird gewonnen, daß man von der Deklamation nicht hingerissen wird, sondern jede falsche Bewegung, welche das Gedachte oder leise Gesagte nicht ausdrückt, leicht bemerken, so wie auch die schönen und richtigen Gebärden auswählen und dem ganzen Gebärdenspiel eine analoge Bewegung mit dem Sinne der Wörter, als Gepräge der Kunst, aufdrücken kann.

§. 64. Dabei muß aber vorausgesetzt werden, daß der Schauspieler vorher den Charakter und die ganze Lage des Vorzustellenden sich völlig eigen mache und daß seine Einbildungskraft den Stoff recht verarbeite; denn ohne diese Vorbereitung wird er weder richtig zu deklamieren noch zu handeln imstande sein.

§. 65. Für den Anfänger ist es von großem Vorteil, um Gebärdenspiel zu bekommen und seine Arme beweglich und gelenksam zu machen, wenn er seine Rolle, ohne sie zu rezitieren,

einem andern bloß durch Pantomime verständlich zu machen sucht; denn da ist er gezwungen, die passendsten Gesten zu wählen.

In der Probe zu beobachten.

§. 66. Um eine leichtere und anständigere Bewegung der Füße zu erwerben, probiere man niemals in Stiefeln.

§. 67. Der Schauspieler, besonders der jüngere, der Liebhaber- und andere leichte Rollen zu spielen hat, halte sich auf dem Theater ein Paar Pantoffeln, in denen er probiert, und er wird sehr bald die guten Folgen davon bemerken.

§. 68. Auch in der Probe sollte man sich nichts erlauben, was nicht im Stücke vorkommen darf.

§. 69. Die Frauenzimmer sollten ihre kleinen Beutel beiseite legen.

§. 70. Kein Schauspieler sollte im Mantel probieren, sondern die Hände und Arme, wie im Stücke, frei haben: denn der Mantel hindert ihn nicht allein, die gehörigen Gebärden zu machen, sondern zwingt ihn auch, falsche anzunehmen, die er denn bei der Vorstellung unwillkürlich wiederholt.

§. 71. Der Schauspieler soll auch in der Probe keine Bewegung machen, die nicht zur Rolle paßt.

§. 72. Wer bei Proben tragischer Rollen die Hand in den Busen steckt, kommt in Gefahr, bei der Aufführung eine Oeffnung im Harnisch zu suchen.

Zu vermeidende böse Gewohnheiten.

§. 73. Es gehört unter die zu vermeidenden ganz groben Fehler, wenn der sitzende Schauspieler, um seinen Stuhl weiter vorwärts zu bringen, zwischen seinen obern Schenkeln in der Mitte durchgreifend, den Stuhl anpackt, sich dann ein wenig hebt und so ihn vorwärts zieht. Es ist dies nicht nur gegen das Schöne, sondern noch viel mehr gegen den Wohlstand gesündigt.

§. 74. Der Schauspieler lasse kein Schnupftuch auf dem Theater sehen, noch weniger schnaube er die Nase, noch weniger spucke er aus. Es ist schrecklich, innerhalb eines Kunstprodukts an diese Natürlichkeiten erinnert zu werden. Man halte sich ein kleines Schnupftuch, das ohnedem jetzt Mode ist, um sich damit im Notfalle helfen zu können.

Haltung des Schauspielers im gewöhnlichen Leben.

§. 75. Der Schauspieler soll auch im gemeinen Leben bedenken, daß er öffentlich zur Kunstschau stehen werde.

§. 76. Vor angewöhnten Gebärden, Stellungen, Haltung

der Arme und des Körpers soll er sich daher hüten; denn wenn der Geist während dem Spiel darauf gerichtet sein soll, solche Angewöhnungen zu vermeiden, so muß er natürlich für die Hauptsache zum großen Teil verloren gehen.

§. 77. Es ist daher unumgänglich notwendig, daß der Schauspieler von allen Angewöhnungen gänzlich frei sei, damit er sich bei der Vorstellung ganz in seine Rolle denken und sein Geist sich bloß mit seiner angenommenen Gestalt beschäftigen könne.

§. 78. Dagegen ist es eine wichtige Regel für den Schauspieler, daß er sich bemühe, seinem Körper, seinem Betragen, ja, allen seinen übrigen Handlungen im gewöhnlichen Leben eine solche Wendung zu geben, daß er dadurch gleichsam wie in einer beständigen Uebung erhalten werde. Es wird dieses für jeden Teil der Schauspielkunst von unendlichem Vorteil sein.

§. 79. Derjenige Schauspieler, der sich das Pathos gewählt, wird sich sehr dadurch vervollkommnen, wenn er alles, was er zu sprechen hat, mit einer gewissen Richtigkeit sowohl in Rücksicht des Tones als der Aussprache vorzutragen und auch in allen übrigen Gebärden eine gewisse erhabene Art beizubehalten sucht. Diese darf zwar nicht übertrieben werden, weil er sonst seinen Mitmenschen zum Gelächter dienen würde; im übrigen aber mögen sie immerhin den sich selbst bildenden Künstler daraus erkennen. Dieses gereicht ihm keineswegs zur Unehre, ja, sie werden sogar gerne sein besonderes Betragen dulden, wenn sie durch dieses Mittel in den Fall kommen, auf der Bühne selbst ihn als großen Künstler anstaunen zu müssen.

§. 80. Da man auf der Bühne nicht nur alles wahr, sondern auch schön dargestellt haben will, da das Auge des Zuschauers auch durch anmutige Gruppierungen und Attitüden gereizt sein will, so soll der Schauspieler auch außer der Bühne trachten, selbe zu erhalten; er soll sich immer einen Platz von Zuschauern vor sich denken.

§. 81. Wenn er seine Rolle auswendig lernt, soll er sich immer gegen einen Platz wenden; ja, selbst wenn er für sich oder mit seinesgleichen beim Essen zu Tische sitzt, soll er immer suchen, ein Bild zu formieren, alles mit einer gewissen Grazie anfassen, niederstellen ꝛc., als wenn es auf der Bühne geschähe, und so soll er immer malerisch darstellen.

Stellung und Gruppierung auf der Bühne.

§. 82. Die Bühne und der Saal, die Schauspieler und die Zuschauer machen erst ein Ganzes.

§. 83. Das Theater ist als ein figurloses Tableau anzusehen, worin der Schauspieler die Staffage macht.

§. 84. Man spiele daher niemals zu nahe an den Kulissen.

§. 85. Eben so wenig trete man ins Proszenium. Dies ist der größte Mißstand; denn die Figur tritt aus dem Raume heraus, innerhalb dessen sie mit dem Szenengemälde und den Mitspielenden ein Ganzes macht.

§. 86. Wer allein auf dem Theater steht, bedenke, daß auch er die Bühne zu staffieren berufen ist, und dieses um so mehr, als die Aufmerksamkeit ganz allein auf ihn gerichtet bleibt.

§. 87. Wie die Auguren mit ihrem Stab den Himmel in verschiedene Felder teilten, so kann der Schauspieler in seinen Gedanken das Theater in verschiedene Räume teilen, welche man zum Versuch auf dem Papier durch rhombische Flächen vorstellen kann. Der Theaterboden wird alsdann eine Art von Damenbrett; denn der Schauspieler kann sich vornehmen, welche Kasen er betreten will; er kann sich solche auf dem Papier notieren und ist alsdann gewiß, daß er bei leidenschaftlichen Stellen nicht kunstlos hin und wieder stürmt, sondern das Schöne zum Bedeutenden gesellt.

§. 88. Wer zu einem Monolog aus der hintern Kulisse auf das Theater tritt, thut wohl, wenn er sich in der Diagonale bewegt, so daß er an der entgegengesetzten Seite des Proszeniums anlangt; wie denn überhaupt die Diagonalbewegungen sehr reizend sind.

§. 89. Wer aus der letzten Kulisse hervorkommt zu einem andern, der schon auf dem Theater steht, gehe nicht parallel mit den Kulissen hervor, sondern ein wenig gegen den Souffleur zu.

§. 90. Alle diese technisch-grammatischen Vorschriften mache man sich eigen nach ihrem Sinne und übe sie stets aus, daß sie zur Gewohnheit werden. Das Steife muß verschwinden und die Regel nur die geheime Grundlinie des lebendigen Handelns werden.

§. 91. Hiebei versteht sich von selbst, daß diese Regeln vorzüglich alsdann beobachtet werden, wenn man edle, würdige Charaktere vorzustellen hat. Dagegen gibt es Charaktere, die dieser Würde entgegengesetzt sind, z. B. die bäurischen, tölpischen ꝛc. Diese wird man nur desto besser ausdrücken, wenn man mit Kunst und Bewußtsein das Gegenteil vom Anständigen thut, jedoch dabei immer bedenkt, daß es eine nachahmende Erscheinung und keine platte Wirklichkeit sein soll.





